

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Du hast den halben Sommer über ein müßiges Leben
geführt und im Winter, bei Einbruch der
Dunkelheit, den gestohlenen Weizen gegen
Futter getauscht und so den Anbauplan sabotiert...

PRONIA KOBILIN.

Ich war fassungslos. Dieses kleine Biest, verdorben durch eine satanische Erziehung, verleumdete seine Mutter in seinen ruchlosen Versen, damit sie erschossen würde. Und der Sowjetstaat ehrte als Belohnung und Exempel den Mörder seiner eigenen Mutter ... Meine Gefühle wurden wie ein mit glühenden Kohlen gepeitschtes Kreuz erschüttert.

„Nein“, sagte ich mir; „meine Kinder und Kindeskinde dürfen niemals legal ihre Eltern umbringen. Ich werde schreiben; ich werde versuchen, ihnen eines Tages klarzumachen, wozu ein Vater fähig ist, um das Leben seiner Kinder zu retten. Ich werde schreiben, ich werde schreiben.“ Und das Schreiben wurde zu einer Obsession für mich, eine, von der mich die Lebensgefahr nicht abbringen konnte.

Jedenfalls ging ich sehr bald ins Labor und schrieb viele Stunden lang. Instinktiv ahnte ich, dass es Mittag war, und legte mein Schreiben beiseite. Ich versteckte das Manuskript und ging nach unten, als der Tisch bereits gedeckt war. Zerstreut aß ich; ich strengte mein Gedächtnis an, um mich Szene für Szene an alles zu erinnern, was seit dem Auftauchen der GPU-Agenten bei mir zu *Hause geschehen war*. Ich genoss es, immer neue Details hinzuzufügen; meine Kinder würden sich von meiner Weitschweifigkeit nicht langweilen; außerdem kannte ich sie gut genug, um zu wissen, dass sie die Details, so klein sie auch sein mochten, begeistern würden. Denn für sie wären die Details, die scheinbar unbedeutenden, genauso wichtig wie die dramatischen Momente, die ich erlebt hatte – außer jenen, in denen mein Leben in Gefahr war. Denn aufgrund des politischen Schlamassels, in dem ich mich befand, und der Tatsache, dass ich selbst ihn nicht durchschauen konnte, würde es sie kaum kümmern. Höchstens würden sie darin eine fabelhafte, fast mythische Welt sehen, einen fantastischen Planeten, auf dem mythologische Monster, Wesen aus anderen Welten und apokalyptische Bestien kämpften ...

Ich weiß nicht, ob mich mein Gedächtnis irgendwann im Stich lassen wird, aber ich habe Vertrauen darin. Vielleicht werden einige Namen, einige Daten, die Reihenfolge der Ereignisse in den kürzesten Szenen aufgrund der Grenzen meines Gedächtnisses abweichen; aber ich glaube nicht, dass dies allzu oft vorkommen wird. Im Großen und Ganzen, in der logischen Abfolge der Ereignisse, glaube ich, dass ich der Wahrheit weitgehend treu bleiben und sie mit beachtlicher Genauigkeit wiedergeben kann. Ich glaube, das wird der entscheidende Punkt sein.

Von nun an werde ich alles, was wichtig genug ist, um es zu rechtfertigen, kurz und knapp notieren, um mein Gedächtnis zu entlasten, und dann die Fakten sorgfältig und mit allen notwendigen Details aufschreiben.

Mein Sohn, wisse, dass ich all dies in erster Linie an dich richte. Es ist ein Zeugnis dafür, wie sehr dein Vater dich, deine Schwestern und vor allem deine Mutter geliebt hat. Liebt sie, wie ich euch geliebt habe.

Privatarzt von IEJOV

Am nächsten Tag kam Duval. Er ließ mich rufen, und wir unterhielten uns vor dem Mittagessen; er wollte mit mir essen. Er sprach über nichts Interessantes. Er erwähnte nur kurz den Prozess, der vor Kurzem stattgefunden hatte und in dem Radek die Hauptrolle gespielt hatte. Dieser Jude war eine der führenden Figuren der Revolution. Duval erzählte mir kuriose Anekdoten über ihn; sie alle zeigten, dass er ein außergewöhnlicher Zyniker war. Ich kannte ihn von den Porträts, die die Presse in früheren, besseren Zeiten für ihn veröffentlicht hatte. Tatsächlich entsprach sein Äußeres seinem Handeln.

Sein Mund, ein dünner, riesiger, quer verlaufender Strich, nahm stets eine neue, aber immer sarkastische Neigung an; es war sein charakteristisches Merkmal, das sich deutlich von seinem zerzausten Haar und dem affenartigen Unterbart abhob und ein tragikomatisches Physiognomiebild ergab. Duval erwähnte, dass Radek seit seiner Kindheit ein Revolutionär gewesen sei; allerdings ein Revolutionär der List und Intrige. Er schätzte sein chemisches Wissen, spezialisierte sich auf Sprengstoffe und umgab sich in terroristischen und verschwörerischen Kreisen mit derselben geheimnisvollen Aura wie ein mittelalterlicher Alchemist. Stalin kannte ihn gut und nutzte oft seine Aura des Furchteinflößenden, obwohl er wusste, dass er feige wie ein Fuchs war. Wenn Stalin Zweifel am Erfolg seiner Vorhaben in einer geheimen Sitzung witterte, in der wichtige Entscheidungen getroffen werden mussten, ließ er Radek stets dicht hinter sich. Radek nahm schweigend und geheimnisvoll an der Diskussion teil, ein absolutes Rätsel, hinter seiner riesigen Brille *und* eingehüllt in seinen weiten, pelzgefütterten schwarzen Mantel. Im entscheidenden Moment, auf ein vorher vereinbartes Signal Stalins hin, erhob sich Radek, zerzaust, furchteinflößend und mit einem grausamen Lächeln. Mit dröhnender Stimme befahl er dem Konklave, für Stalin zu stimmen, und beim geringsten Anzeichen von Widerstand trat er einige Schritte zurück, öffnete seinen Paddel und präsentierte ein furchterregendes Arsenal an Instrumenten. Er ergriff das größte in seiner rechten Hand, schwang es hoch und schüttelte seine imposante Mähne. Dann setzte er langsam und unerbittlich die Pfeife an den Docht ... Die Abstimmung wurde einstimmig gewonnen. Und da erschien der triumphierende Stalin, gefolgt vom finsternen Schatten Karl Radeks... Zurück in seinem Zimmer warf er die „schrecklichen“ Apparate lärmend in eine Ecke..., ließ sich in einen Sessel fallen und lachte mit seinem riesigen Mund: „Wenn sie nur wüssten, dass es nur Dosen sind!“... Stalin fand das alles amüsant und klatschte dem Juden mit voller Wucht auf die Schultern, sodass eine Schuppenwolke aufwirbelte...

„Aber nicht alles an Radek ist Theater und Farce“, fügte Duval hinzu. „Er hat eine gesplante Persönlichkeit. Er verbrachte lange Zeit im Exil und klammerte sich wie ein Schatten an die Revolutionsführer. Seine Aktivitäten als Berufsrevolutionär verband er stets mit denen eines Freimaurers. Als Jude konnte er der Bhay Brit (ich glaube, so sprach er es aus), einer ausschließlich jüdischen Freimaurerei, angehören, die ihren Mitgliedern aber auch die Mitgliedschaft in der regulären Freimaurerei erlaubt. Radek besitzt in beiden die höchsten Grade. Daher sind seine brüderlichen Verbindungen in der nichtkommunistischen Welt weitreichend und von extrem hohem Rang. Es ist möglich, dass seine wahre Persönlichkeit – die eines Freimaurers – genau das ist und dass die Farce und der Zynismus, die sein ganzes Leben prägen, nur eine Verkleidung dafür sind, was dann das einzig Ernsthafte und Wichtige in seinem Leben wäre! Kurz gesagt, es ist sehr kompliziert. Sicher ist nur, dass er sein Leben gerettet hat. Unerwarteterweise haben sehr hochrangige internationale Persönlichkeiten Interesse an ihm gezeigt.“ Es scheint sogar, als ob *Erpressung* aus Finanz- und Journalistenkreisen im Spiel sei. Das Ganze ist gleichermaßen seltsam und interessant.

Dann riefen sie uns zum Mittagessen.

Wir aßen zu Mittag. Offenbar hatte man ihnen zu Hause erzählt, dass ich sie eingeladen hatte, denn sie hatten sich bei der *Menüauswahl wirklich Mühe gegeben*. Zwischen den Gängen fragte ich mich, was Duval wohl zu Besuch wollte, da ich nie den Eindruck hatte, dass er meine Gesellschaft wirklich genoss.

Beim Kaffeetrinken stillte er meine Neugier.

—Wären Sie überrascht, Doktor, wenn ich Ihnen die besten Grüße von Jehov überbringen würde?...

—Warum so viel Ehre, Duval?...

—Teilweise, und ohne unbescheiden sein zu wollen, war ich beteiligt. Ich habe einen mündlichen Bericht über unsere Reise verfasst... und seinem Verhalten in jeder Hinsicht gerecht geworden.

—Vielen Dank. —

Es gibt noch mehr, Doktor... Ich wurde bezüglich Ihrer Person konsultiert und habe für Ihr Verhalten gebürgt; seien Sie sich bewusst, dass Sie ab heute der Leibarzt des Kommissars sind...

—Was?!...— rief ich erstaunt aus.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

—Ja, Levin ist im Ruhestand... Es geht nicht darum, dass Sie seine Position als Arzt des Zentralkomitees übernehmen; Sie werden einfach Jechows persönlicher Arzt sein.

—Vielen Dank, Duval, für Ihre Absicht und die Zusage; aber ich kann sie nicht annehmen...

Wie Sie wissen, bin ich ein mittelmäßiger Arzt, und meine Hobbys haben mich zur Chemie geführt; ehrlich gesagt kann ich daher nicht guten Gewissens für meine Erfolge in der Medizin oder Chirurgie bürgen.

—Ja, Doktor, das wurde berücksichtigt; aber es geht nicht um Diagnosen, was Sie brauchen, ist viel einfacher... wie injizieren Sie?...

—Ich glaube, mein Puls ist ziemlich konstant.

—Nun, das reicht.

An welcher Krankheit leidet Jehov?...

—Offiziell... Sie wissen schon: galoppierende Tuberkulose; in Wirklichkeit gewöhnliche Syphilis in einem fortgeschrittenen Stadium, ich weiß nicht genau, wie weit... Sein Bolschewismus ist so orthodox, dass er darin sogar versucht hat, unseren schmerzlich vermissten Führer Lenin nachzuahmen. Heute Abend... leidet er unter sehr besorgniserregenden Symptomen; er hätte schon längst behandelt werden müssen, aber ich weiß nicht, ob es an seiner immensen Arbeitsbelastung lag oder vielleicht an seinem Misstrauen gegenüber allen Ärzten. Tatsache ist, dass er sich bis heute nicht entschieden hat, genau als ich ihn auf sein Verhalten, seinen trotzlistischen Angriff, ansprach...

—Sehr gut; dann stehe ich Ihnen zur Verfügung...

„Ich habe Ihnen ja bereits gesagt, dass er die Injektion immer nachts geben wird; er wünscht absolute Geheimhaltung, sowohl was seine wahre Krankheit als auch die Tatsache betrifft, dass Sie ihn behandeln. Wir gehen durch einen separaten Eingang hinein; ich habe Ihnen eine dunkle Sonnenbrille mitgebracht, die Sie ziemlich entstellt aussehen lassen wird, und zusammen mit Ihrer europäischen Kleidung werden Sie, Ihrem Aussehen nach zu urteilen, wohl für einen ausländischen Arzt gehalten werden, der gerufen wurde, um die Lunge und die Bakterien dieser wichtigen Person zu untersuchen.“

—Okay, mir scheint alles in Ordnung zu sein...

„Ich darf Ihnen nichts verheimlichen, Doktor, dass Sie dieser Angelegenheit höchste Aufmerksamkeit schenken müssen, so einfach sie auch erscheinen mag... Sie werden verstehen, dass jeder Fehler, der das Leben eines Volkskommissars Ihres Ranges betrifft, als Hochverrat und Sabotage gegen die Union ausgelegt werden könnte, begangen gegen Sie persönlich... Es gibt jedoch auch Vorteile; ich bin überzeugt, dass Sie heute, wenn sie es wüssten, alle Ärzte in Russland beneiden würden. Jechows Vertrauen zu genießen, insbesondere in der bevorstehenden Zeit, ist ein fast himmlisches Privileg. Sie werden sehen, Sie werden sehen...“

Er sagte nichts Weiteres Wichtiges und ging wenige Augenblicke später. An der Tür fügte er hinzu, ich solle nicht ungeduldig auf seine Rückkehr warten, er werde ganz sicher wiederkommen, aber die genaue Zeit hänge von der Arbeit des Chefs ab und werde entsprechend festgelegt.

Ich war allein und zufrieden und ging die Treppe hinauf zum Labor. Dort stieß ich mit dem unnahbaren Butler zusammen, und erstaunlicherweise lächelte er mich beinahe an und fragte mich sogar, ob ich anschließend Tee trinken wolle. Das hatte er noch nie zuvor getan, und ich nahm an, er habe Anweisung erhalten, mir gegenüber besonders aufmerksam zu sein. Ich lehnte sein Angebot ab und sagte, ich würde zum Tee ins Esszimmer kommen, woraufhin er mich mit fast übermenschlicher Höflichkeit passieren ließ.

Ich habe den größten Teil des Nachmittags mit Schreiben verbracht; ich habe etliche Seiten meines Notizbuchs gefüllt.

Ich aß zu meiner gewohnten Zeit zu Abend und gegen elf Uhr abends kam Duval, um mir Gesellschaft zu leisten.

Er hatte ein tolles Auto mitgebracht, groß und robust. Wir stiegen ein und er fuhr los.

Wir fuhren im Dunkeln. Gabriel – ich nenne ihn Gabriel, da Duval tot war – schwieg. Ich warf zwei- oder dreimal wie im Trance einen Blick aus dem Fenster; erst dann, nach anhaltendem Starren, begriff ich, dass ich im milchigen Scheibe nichts sah; sie war zweifellos undurchsichtig. Das weckte mein Interesse und veranlasste mich zu fragen, wohin wir fuhren.

—Lass uns den Sänger Jechow sehen—, antwortete er.

„Zur Lubjanka?“, fragte er erneut.

—Ich weiß es nicht, lieber Doktor; ich nehme an, nicht. Ich glaube nicht, dass wir mit verbundenen Augen dorthin gehen.

—Was?!— rief ich entsetzt über die Absurdität aus.

—Ist Ihnen nicht aufgefallen, dass man durch das Glas nichts sehen kann?... Es ist, als würde man uns die Augen verbinden, nicht wahr?...

—Tatsächlich— stimmte ich zu.

Ich schätze, die Fahrt dauerte etwa anderthalb Stunden. In den letzten zwanzig Minuten hielt das Auto fünfmal an; beim letzten Mal öffnete sich die Tür und ich stieg ein.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Eine hellere Klarheit. Wir mussten angekommen sein. Der Mann, der die Tür geöffnet hatte, derselbe, der neben unserem Fahrer gesessen hatte, bestätigte es.

Wir standen vor einem Tor, das über drei Stufen erreichbar war. Der Wagen war in eine Art Vorraum gefahren, der die Sicht fast vollständig versperrte, da er auf der dem Tor gegenüberliegenden Seite geschlossen war. Zwei riesige GPU-Soldaten bewachten den Eingang; sie sahen tadellos aus, sowohl in ihrer Haltung als auch in der Sauberkeit ihrer Uniformen.

Jemand musste uns durch einen Türspion beobachtet haben. Gabriel beugte sich nah heran und murmelte ein paar Worte, die ich nicht verstand; es musste das Passwort gewesen sein, und die Tür öffnete sich. Wir gingen hinein; er führte uns. Wir befanden uns in der *Halle*, einem eher kleinen, aber neuen, gepflegten und mit passenden und luxuriösen Möbeln ausgestatteten Raum. Ich konnte nicht weitersehen, denn ohne Pause wurden wir in einen anderen Raum geführt: ein kleines Wartezimmer, ebenfalls luxuriös und komfortabel eingerichtet. Der Mann, der uns dorthin geführt hatte, ließ uns allein. Da Gabriel nicht sprach, ahmte ich ihn nach. Doch uns wurde nicht langweilig; derselbe Mann kehrte schon bald zurück und bedeutete uns, ihm zu folgen.

Wir stiegen die zwei Treppenabsätze hinauf, die am Ende des *Flurs* begannen und sich dann gabelten. Das Haus hatte eindeutig nur zwei Stockwerke. Auf dem Treppenabsatz stand ein weiterer Wachposten, lediglich mit einer großen Pistole bewaffnet. Weiter hinten, am Ende des rechten Korridors mit seinen zwei Türen, stand vor der Tür am anderen Ende ebenfalls ein Wachposten. Wir gingen darauf zu. Unser Begleiter trat ein, ohne anzuklopfen, und wir folgten ihm. Der Raum war klein und enthielt nur ein Sofa und einige wenige andere Möbelstücke. Wir verweilten nicht lange.

Wir betraten den nächsten Raum, der ebenfalls nicht sehr groß war. Es war ein Schlafzimmer, sehr gut eingerichtet, muss ich hinzufügen, aber ich konnte es mir nicht wirklich ansehen, da ich bemerkte, dass Jehov aufrecht im Bett saß.

Er sah abgekämpfter aus als beim letzten Mal. Ich stand in der Nähe des Eingangs. Gabriel trat vor und begrüßte den Boss. Der Boss winkte mich näher, und als ich ihn erreichte, reichte er mir die Hand, die ich schüttelte. Sie war kalt und schien schweißig zu sein. Ich verspürte ein leichtes, allgemeines Unbehagen.

—Wann immer Sie wollen, Doktor; Sie haben dort alles, was Sie brauchen—, hat mich Léjov eingeladen.

Tatsächlich sah ich dort, am Fußende des Bettes, einen kleinen Tisch, der mit einem weißen Tuch bedeckt war. Ich ging auf sie zu und stellte fest, dass nichts fehlte: Spritzen, Nadeln, Gaze, Watte und eine unversehrte Schachtel mit Quecksilbercyanid-Ampullen. Ich untersuchte sie; jede war mit der Dosierung beschriftet, und zusammen ergaben sie die vorgeschriebene Dosis. Ich nahm die niedrigste Dosis, sterilisierte Nadel und Spritze, zog die Lösung auf und ging zur Kommissarin. Mit einiger Verlegenheit entdeckte ich, dass der Arm, der für so viele Todesfälle verantwortlich war, nichts weiter als Sehnen und Venen war.

Zum Glück waren seine Venen dick und deutlich sichtbar. Ich löste die Aderpresse, und sie schwellen an; doch bevor ich spritzte, sah ich instinktiv Lekhov in die Augen; tatsächlich hatten sie ihre Festigkeit und Unverfrorenheit verloren; der gefürchtetste Mann der Welt hatte einen verlegenen, gequälten Blick, einen Ausdruck wahrer Angst. Ich führte die Nadelspitze dicht an die Vene, und meine linke Hand, die seinen Unterarm hielt, zitterte. Ich stach sicher zu, zog den Kolben zurück, und die Injektionslösung färbte sich rot. Ich hatte getroffen und atmete erleichtert auf. Ich löste die Aderpresse und begann zu spritzen, langsam, sehr langsam. Als ich fertig war, zog ich die Nadel heraus, und als ich den winzigen roten Punkt der Vene mit dem alkoholgetränkten Wattebausch abdrückte, weiteten sich Lekhows Augen und er starrte mich mit echtem Entsetzen an; sein Atem ging schwer, und sein Kopf sank zurück aufs Kissen.

Der schreckliche Jechow muss sehr gelitten haben, als er aufgrund der natürlichen Wirkung der Injektion das starke Pochen seines Herzens spürte.

„Es ist nichts, es ist nichts“, versicherte ich ihm schnell. „Es ist eine leichte Herzreaktion, die diese Injektion immer auslöst; ich habe so langsam injiziert, um sie zu minimieren.“

Jechow dürfte für die Erklärung dankbar gewesen sein; sein Gesichtsausdruck beruhigte sich, aber er sagte nichts. Sie versteckte beide Arme unter ihrer Kleidung, und Gabriel und ich verabschiedeten uns und wünschten ihr gute Erholung.

Er antwortete uns nur einsilbig, und wir gingen. Dasselbe Auto wartete

schon wieder vor der Tür. Mit denselben Zwischenstopps, nur dass wir sie diesmal am Anfang der Reise einlegten, kehrten wir zu mir zurück.

Gabriel kam mit mir herein. Er führte mich in ein Zimmer, in dem ich noch nie gewesen war. Es war, wie er andeutete, sein eigenes. Obwohl es gut eingerichtet war, wirkte es etwas unordentlich. Er bat mich, Platz zu nehmen, und rief den Hausherrn, den er um etwas zu essen bat; er habe noch keine Zeit zum Kochen gehabt. Man brachte ihm Kaviar, ein kaltes Huhn, eingelegte Früchte und eine Flasche Wein. Er bot mir etwas an, aber ich lehnte ab, da ich keinen Appetit hatte. Ich trank nur Kaffee.

Während er sich über seine Köstlichkeiten hermachte, begann er, in seiner gewohnten Eloquenz mit mir zu sprechen.

—Von nun an müssen wir diesen Ausflug zweimal pro Woche machen, nicht wahr?...

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

—Es sei denn, es treten Komplikationen auf— antwortete ich.

—Tatsächlich; sofern dem Chef keine gesundheitlichen Probleme entstehen, sehe ich keine weiteren Schwierigkeiten. Ich bin überzeugt, dass seine Diskretion in diesem Haus uneingeschränkt gewährleistet ist, aber es schadet nicht, ihn daran zu erinnern, dass sein freiwilliges Schweigen absolut sein muss.

Als wir hier ankamen, klingelte das Telefon.

Gabriel begann sofort zuzuhören. Er antwortete mit wenigen einsilbigen Worten und sagte mit dem Hörer in der Hand zu mir: „Der Chef leidet unter starken Mundschmerzen... Er fragt, ob Sie etwas verwenden können, um sie zu lindern oder zu verhindern.“

Mir wurde klar, was es war; ich hätte vorher daran denken müssen. Es ging um die Quecksilberausscheidung über den Mund, was ich vergessen hatte. Ich sagte Gabriel, er solle mit einer Kaliumchloratlösung spülen.

Er sagte es am Telefon, fragte dann aber noch einmal: „Könnten Sie das nicht persönlich vorbereiten?“

Ich antwortete, dass ich nicht glaube, dass sich irgendwelche Elemente im Labor befänden, und dass das Schnellste, was zu tun sei, Es wäre besser, wenn sie in einer Apotheke nach der Lösung fragen würden.

Das sagte er und legte auf.

„Er hat persönlich mit mir gesprochen. Ich denke, Sie sollten morgen selbst versuchen, diese Lösung zu finden. Ich weiß nicht, ob Jekhow es wagen wird, Medikamente anzuwenden, ohne die Gewissheit zu haben, dass sie nicht vergiftet sind und dass derjenige, der sie verabreicht, für ihre Anwendung verantwortlich ist ...“

Glauben Sie also, dass die Beschwerden lange anhalten werden...?

—Ein paar Stunden oder etwas länger, nehme ich an. Wenn wir die Dosen erhöhen, werden sie deutlich höher sein, aber wir werden sie bestmöglich verhindern.

—Gut, versuche, den Trank morgen zuzubereiten; er sollte so schnell wie möglich verschickt werden.

Sie werden es vorher in zwei oder drei verschiedenen Laboren analysieren müssen, ohne zu wissen, für wen es bestimmt ist. Ich bin sicher, er wird es so anordnen, um bei der Zubereitung größte Sorgfalt walten zu lassen, da er einen vollständigen Bericht anfordern wird. Ich nehme an, die von Ihnen injizierte Ampulle stammt aus dem Ausland, ohne dass der Käufer oder derjenige, der sie gebracht hat, erraten konnte, wem sie injiziert werden soll; darüber hinaus bin ich mir sicher, dass eine andere Ampulle derselben Charge und Herkunft bereits zuvor einer Person injiziert wurde, und erst wenn ihre Unbedenklichkeit nachgewiesen ist, wird er sich für ihre Anwendung entschieden haben.

—Ich sehe, dass die Vorsichtsmaßnahmen bis ins Extrem gehen.

„Und sie sind nicht übertrieben“, erwiderte Gabriel. „Du hast keine Ahnung von dem erbarmungslosen Kampf, der hier tobt... Bedenke, dass direkte Gewalttaten nahezu unmöglich sind. Die Stärke des sowjetischen *Apparats* ist unangreifbar; seinen Feinden bleibt nur die List... und glaub mir, sie vollbringen Wunder; aber... bist du nicht ein außergewöhnlicher Zeuge?“

—Tatsächlich— stimmte ich zu—, was ich erlebt habe, lässt die Detektivromane, die ich in meiner Jugend so gern gelesen habe, wie ein Kinderspiel erscheinen.

Offensichtlich stammen all diese Bücher nicht von den Verbrechern selbst, was weitaus interessanter wäre, sondern von Menschen mit ähnlich beschränkter Vorstellungskraft wie die Opfer; sprich: mit mittelmäßiger Fantasie. Leider – und das ist ein großer Verlust für die Weltliteratur – werden weder die wahren Verschwörer gegen die Union, noch wir Verteidiger, unsere Memoiren verfassen.

„Warum nicht?“, fragte ich offen. „Es gibt mehrere sehr

überzeugende Gründe. Einer davon, ganz normal, ist unser Zeitmangel, der uns das Schreiben abverlangt. Können Sie sich vorstellen, dass unser großer Stalin täglich eine Stunde mit dem Schreiben seiner Memoiren verbracht hat? ... Und Jekhow? ... Wenn Sie einen Blick in unsere inneren Abläufe werfen würden, würden Sie erkennen, dass das größte Problem unserer großen Führer ein Zeitproblem ist. Bedenken Sie, dass wir als Staat keine Daten haben; wir haben keine Geschichte, wir müssen sie erschaffen; wir sind keine Fortsetzung irgendeines Regimes, nichts aus der Vergangenheit nützt uns, es behindert uns nur. Der persönliche Stil ist in allem entscheidend. Wir müssen wie Ingenieure sein, die Brücken in die unbekannte Dunkelheit bauen, mit nur dem ersten Widerlager zur Verfügung ... Der Bogen muss auf dem leeren Raum ruhen.“

„Zweifelloos gab es Verräter“, argumentierte ich, „Verräter, die ins Ausland geflohen sind. Und was ist mit ihnen?“

—Einige, gewiss ein paar. Wie Sie wissen, ist es nicht einfach, die Garantien zu brechen, die wir denen geben, die wir zur Flucht gezwungen haben; aber gewiss sind einige im Ausland geblieben; glücklicherweise meist mittelmäßige Leute; Leute

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Sie kannten nur ihre eigene Geschichte und kaum etwas anderes. Alles, was sie geschrieben haben, ist wertlos. Sie konnten nur ihre eigenen Taten schildern; doch natürlich mussten sie die interessantesten Teile, ihre persönlichen Taten, auslassen. Bescheidenheit ist in bürgerlichen Kreisen eine gängige Norm. Keiner von ihnen hat verraten, wie er gemordet, wie er gestohlen hat. Das sagen sie über andere, aber nie über sich selbst ... Es ist verständlich: In bürgerlichen Kreisen sind ihre Taten genau das: Morde, Raubüberfälle. Um sie so bezeichnen zu können, müsste sich die bürgerliche Mentalität ändern; sie müssten ihre Taten als Kriegshandlungen begreifen, als das, was sie sind ... Nun gut: Da für die Bourgeoisie der Krieg erst beginnt, wenn er von einem König, einem Parlament und, „sogar, wie viele meinen, durch ein Plebiszit“ erklärt wird, fällt es ihr sehr schwer, sich auch nur hypothetisch unsere Wahrheit vorzustellen: dass Krieg permanent ist, dass Krieg der alleinige und einzige Grund für den Staat ist, sofern es sich um einen Staat handelt. Denn Krieg ist Kampf, und die Geschichte, das Leben des Menschen, ist der permanente Kampf ums Dasein. Marx sagte es, und diese fundamentale Wahrheit des Marxismus, schon vor ihm, seit Darwin sie dargelegt hat, ist für uns Dogma, und der Sowjetstaat ist ihr treu, vollkommen treu.

—Ich glaube nicht, dass es für Propaganda geeignet wäre, diese brillante politische Theorie im Radio oder in der bürgerlichen Presse zu verbreiten—, warnte ich ihn, nicht ohne Ironie.

—Warum nicht?... Es wäre, als sprächen sie eine ihnen unbekannte Sprache. Sie würden zwar die grammatikalische Bedeutung der Wörter verstehen, aber nichts weiter. Unvorstellbar... so etwas ist undenkbar.

Um diese Wahrheit in ihrer ganzen Strenge zu erfassen, nein, ganz bestimmt nicht. Niemand versteht, was jenseits seiner Möglichkeiten liegt. Der bürgerlichen Denkweise fehlt es an ausreichendem Horizont. Sie ist unfähig, etwas zu begreifen, das über ihren eigenen Rahmen hinausgeht.

Seine Überzeugung schien unumstößlich; man könnte sagen, er hielt an einem Axiom fest, was für mich lediglich ein Paradoxon war – geistreich, aber dennoch ein Paradoxon. Und ich argumentierte mit ihm: „Das ist alles geistreich ... aber ohne jeden Beweis. Niemand hat die bürgerliche Mentalität mit solchen Worten konfrontiert, und ich bezweifle, dass es je jemand tun wird ...“

– In gewisser Hinsicht, bei solch einer Kürze, vielleicht nicht. Aber ich gebe zu, dass ich Ihnen nichts Neues erzählt habe; meine Zusammenfassung ist rein orthodox, sie findet sich tausendfach in marxistischen Texten, genau jenen, die wir täglich tonnenweise exportieren. Das ist Ihnen doch bewusst, oder? Und wenn ja, und ich Ihre Intelligenz, die Sie in anderen Wissenschaften ja bereits unter Beweis gestellt haben, anerkenne, warum verstehen Sie es dann nicht? ... Nehmen wir an, Ihre Intelligenz sei eindimensional, oder besser gesagt, diese Doktrin habe eine Dimension mehr als Ihr Intellekt.

—Vielleicht glauben sie nicht an die Aufrichtigkeit der Texte...

Vielleicht kommen Sie der Erklärung des Phänomens in diesem Sinne näher... „Dass sie nicht glauben“, ja; vielleicht ist es genau diese Dimension, die ihnen fehlt, die Dimension des Glaubens... Sie glauben nicht mehr; die universelle Stütze ihres Glaubens war Gott, und diese ist für sie längst zerbrochen. Nun glauben sie nicht mehr an Gott und folglich an nichts mehr. Und da sie nicht glauben, ist es ihnen unmöglich, an jemanden zu glauben, der zum Glauben fähig ist... Mir scheint, sie sind an einem Punkt angelangt, an dem sie nicht einmal mehr an sich selbst glauben. Und wir; wir glauben an den Kampf ums Dasein und schreiben ihm ein Ziel und einen Zweck zu: die Vernichtung der gegnerischen Klassen, die Vernichtung der Bourgeoisie.

—Nein — sagte ich —, nein; Sie halten Ihre subjektiven Abstraktionen für allgemein anerkannte Axiome, obwohl die Bourgeoisie sie im Allgemeinen noch nicht einmal in Betracht gezogen hat...

Aber er hat mich aufgehalten:

„Sie hat sie nicht in Betracht gezogen, das stimmt. Aber wir schon ... wir haben sie als Axiome präsentiert. Mehr noch ... aber sind nicht neunzehn Jahre weltweiten Handelns, in denen diese Wahrheit in Menschenblut in jedem Winkel der Erde geschrieben wurde, etwas Offensichtlicheres als alle Axiome? ... Seien Sie überzeugt, Doktor; die Bourgeoisie ist von Natur aus unfähig zu begreifen. Glauben Sie es, und Sie könnten Ruhm erlangen; widmen Sie sich der Suche nach der Zelle, von der bürgerliche Gehirne zu viele haben oder die ihnen fehlt, jener Zelle, die die Ursache ihrer Minderwertigkeit ist ... es wäre eine gewaltige wissenschaftliche Entdeckung, glauben Sie mir ...“

Mit dieser beinahe komischen Bemerkung beendete er das Gespräch.

Wir standen auf.

„Es ist schon spät“, sagte er und gähnte beinahe. „Ich schlafe hier. Gute Nacht, Doktor.“

XXII

EINE GEHEIME WAFFE

Da der Abend schon lange gedauert hatte, stand ich spät auf. Ich erinnerte mich nicht, irgendwelche Befehle für diesen Tag gehabt zu haben, und ging davon aus, dass ich die ganze Zeit für mich hätte. Ich plante, einen Großteil davon dem Schreiben zu widmen, dort im Labor.

Ich ging ins Esszimmer und aß allein zu Mittag. Ich fragte, ob sie mir etwas geschrieben hätten, was sie verneinten. Doch gerade als ich mich zum Schreiben hingesetzt hatte, klopfte es an der Tür. Ich erschrak furchtbar. Es war Gabriel, aber er kam nicht herein, sondern drängte mich nur, schnell herunterzukommen. Ich versteckte mein Notizbuch und eilte so schnell ich konnte nach unten (1).

Gabriels Stimme geleitete mich von unten. Ich erreichte die Lobby, und mit einer Geste wies er mich in sein Büro.

„Sie müssen dringend eine Behandlung durchführen“, sagte er mir hastig.

„Wohin, an wen?“, fragte ich.

—Hier, wir haben Ihnen den Patienten gebracht; aber beeilen Sie sich. Gehen Sie und nehmen Sie, was Sie brauchen.

Ich wusste bereits, dass sich in einem nahegelegenen Raum ein Aktenkoffer mit vielen Instrumenten befand. Ich ging hinaus, um ihn zu holen. Gabriel folgte mir und feuerte mich an. Ich nahm den Koffer, und er bedeutete mir, ihm zu folgen. Wir gingen ins erste Stockwerk und betraten eines der Zimmer. Dort sah ich einen Mann auf dem Bett liegen. Er schien etwa fünfunddreißig Jahre alt zu sein; er war blass. Seine Gesichtszüge waren normal. Seine Augen waren geöffnet, aber eher trüb, fast glasig. Sein Anblick beunruhigte mich.

„Du sagtest, du seist verletzt“, fragte ich Gabriel. „Von einem Schuss? ... Von einem Schlag?“

—Nein, nein...—und ich bemerkte eine gewisse Verlegenheit in seinen Augen—. Es ist eine starke Blutung...; aber, sehen Sie selbst.

Mit einer schnellen Bewegung riss er an der Kleidung und entblößte so den Körper des Patienten.

Auf den ersten Blick fiel mir etwas Merkwürdiges auf, das meine Aufmerksamkeit erregte, obwohl es nichts mit Medizin zu tun hatte. Der Mann trug ein Damenhemd, ein sehr elegantes noch dazu; eines, das ich schon in Pariser Schaufenstern gesehen hatte. Er trug außerdem einen Seidenstrumpf. Sein anderes Bein war nackt, und ich glaubte, Blut an seiner Fußspitze zu sehen. Ich neigte den Kopf, bemerkte dann aber, dass seine Zehennägel rot lackiert waren. Überrascht drehte ich mich wieder zu Gabriel um. Er lächelte ironisch und drehte den Mann mit einer kräftigen Bewegung um. Er lag mit dem Gesicht nach unten. Ein dicker Klumpen aus Watte und Gaze bedeckte sein Gesäß und war mit Klebeband fixiert; Blut sickerte hindurch.

Ich werde die Behandlung nicht näher erläutern. Ich kann nur sagen, dass die Verletzung den Schließmuskel betraf und starke Blutungen verursachte. Da die Blutung dringend gestoppt werden musste, konnte ich den Schließmuskel nicht untersuchen, um festzustellen, ob innere Risse vorlagen; ein durchaus mögliches Szenario angesichts des „Unfalls“, den Gabriel mir mit einem einzigen, sehr anschaulichen Wort schilderte.

Wir ließen den Kerl unter dem Einfluss der Narkosemittel zurück und gingen hinaus.

„Kein Wort darüber“, warnte mich Gabriel.

—Okay— Ich nickte.

Inzwischen waren wir nach unten gegangen. Als ich den *Flur erreichte*, wollte ich gehen. Doch Gabriel lud mich ein, ihm in sein kleines Nebenbüro zu folgen. Wir setzten uns.

—Ich nehme an, Sie sind etwas überrascht von meinem Eingreifen, und ich nehme auch an, Sie würden mir nicht verzeihen, wenn ich Ihnen keine Erklärung geben würde.

Ich sagte nichts und beschränkte mich auf eine Geste der Neugier.

„In erster Linie geht es um den Dienst am Nächsten; wie Sie sich vorstellen können“, warnte er mich, „greift man nicht aus Vergnügen in so etwas Widerliches ein.“

„Das hatte ich schon vermutet“, stimmte ich zu. „Könnte es sich um einen hochrangigen Offizier handeln, der an einer solchen sexuellen Abweichung leidet?“

—Nein; er ist ein Ausländer; ein angesehener Mann aus adliger Familie.

—Dennoch kann ich nicht erklären, warum er nicht in eine öffentliche Klinik überwiesen wurde.

Warum sollte ich ihn und mich selbst belästigen?...

(1) Mein Sohn, was ich dir nun schreiben werde, rate ich dir, vor deinen Schwestern geheim zu halten. Ich möchte es dir keinesfalls vorenthalten, denn es offenbart etwas Unbekanntes in den Praktiken der GPU, etwas so Außergewöhnliches und Raffiniertes, zugleich aber so Charakteristisches, dass ich es dir mitteilen möchte. Teuflich und abstoßend, ja; aber was ich an jenem Nachmittag erfahren habe, könnte der Schlüssel zu vielen wichtigen Dingen sein. Ich werde mich bemühen, mich so präzise wie möglich auszudrücken.

„Ich habe Sie ja bereits gewarnt, dass es um den Dienst geht ... Wissen Sie, Doktor“ – und ein seltenes Lächeln huschte über sein Gesicht – „dass wir im Krieg, in unserem Krieg, die Tugenden und die Moral des Gegners ausnutzen ... In Ihrem Fall, Doktor, Ihre Vaterliebe. Wir machen aus diesen bürgerlichen Vorurteilen wirksame Waffen ... Aber die Bourgeoisie besitzt nicht nur Tugenden; sie hat Laster, sogar ruchlose Laster, die sie angreifbar machen von allen Seiten ... und sogar, wie in diesem Fall, von hinten ...“

Er holte tief Luft, wobei eine Rauchwolke sein Lachen dämpfte, und fuhr fort: „Das ist keine sowjetische Erfindung. Dieser große

Polizist – ich erinnere mich nicht an seinen deutschen Namen –, der den aufgeblasenen Bismarck erst erschaffen hat, nutzte und systematisierte das Laster als politische Waffe. Es ist selten, jemanden zu finden, insbesondere jemanden von adliger Herkunft oder hohem Stand, der keine Schwäche oder kein Laster hat. Man muss es nur herausfinden, überprüfen, Beweise sammeln und sie gegen ihn einsetzen. Wo Morddrohungen versagen, triumphiert geschickte *Erpressung* immer. Geschichte und Erfahrung beweisen es. Und unser Kriegerrecht schreibt vor, dass wir die Essenz des moralischen Mordes einsetzen dürfen, wenn wir mit ihrer Drohung die Gleichgültigen und den Gegner versklaven können.“

„Aber er ist teuflisch!“, platzte es aus mir heraus.

„Es ist Krieg!... Es ist Krieg, Doktor. Außerdem sind wir nicht die Einzigen, die ihn einsetzen...; andere Organisationen, die sich selbst als edel, humanitär und respektabel bezeichnen, setzen ihn ebenfalls in Ländern mit bürgerlicher Moral ein... Wenn Sie nur wüssten!“

Ich war neugierig und wollte die Tatsache ausnutzen, dass Gabriel sich in einem Moment der Redseligkeit.

„Es wird schwierig sein“, deutete ich an, „in einer so heiklen Angelegenheit Beweise zu finden und zu beschaffen...“

„Nein“, erwiderte er; „es ist alles eine Frage der Organisation. Hier in der UdSSR ist es für uns unglaublich einfach. Die zuständige Abteilung verfügt über eine Reihe von Fachleuten für Laster... Verstehen Sie?... Es ist eine tausendfach bewiesene Tatsache, dass Fachleute dieser Abart, so wie ein Dieb einen anderen unter Tausenden erkennen kann, einen Homosexuellen mit absoluter Präzision identifizieren können; und sobald er identifiziert ist, muss man ihm nur noch eine Gelegenheit und scheinbare Geheimhaltung und Strafflosigkeit bieten.“

—Aber wie?...— fragte ich erstaunt.

Reine Technik. Sie werden, ohne es zu ahnen, an den richtigen Ort gelockt, wo Fotografie und *Film* aus jedem Winkel funktionieren ... und dort haben wir den überzeugenden Beweis. Die Abschiedsszene des Ehrengastes – welch eine Ehre! – oder des ausländischen Diplomaten ist amüsant. Man zeigt ihnen die Fotos und lässt sie sogar eine Filmvorführung ansehen ... Der Mann kehrt dann in sein Land zurück. Je nach Fall muss er entweder schweigen oder loben. Ist er Politiker, muss er uns dienen. Ist er Offizier oder Diplomat, muss er uns verraten. Selten, aber manchmal, entdeckt man einen Bankier, Fürsten, Aristokraten, Politiker, Gelehrten, Schriftsteller, Priester, General, Diplomaten oder eine Person von ähnlichem Rang, ähnlicher Position oder ähnlicher Bildung, die in unseren Diensten steht. Die Verwunderung ist einhellig. Niemand kann den Grund erraten. Man untersucht, ob Geld im Spiel ist; doch es stellt sich heraus, dass dem nicht so ist, und niemand weiß, wie es damit zusammenhängt, dass Menschen, die aufgrund ihres Ranges, ihrer Bildung und ihrer Position Feinde des Kommunismus sein sollten, in seinen Diensten stehen. Niemand hinterfragt ihre Laster und Schwächen; täten sie es, würden sie die Schlinge, die sie für immer an uns bindet, wirksamer und vollständiger entdecken, als wenn wir ihnen eine Pistole an den Rücken hielten. Wäre unsere Waffe bekannt, würde sich niemand über die vielen unerwarteten Verrätereien zu unseren Gunsten wundern; niemand würde sich wundern, dass so viele angesehene und bedeutende Persönlichkeiten als unsere Reisegefährten erscheinen... Denn wir zwingen sie niemals zu politischen oder religiösen Bekenntnissen oder Abschwörungen, wenn wir sie unserer Gnade ausliefern, nein. Sie müssen so weitermachen, als ob sich nichts in ihrem Leben geändert hätte. Sie müssen ihre bisherigen Persönlichkeiten beibehalten und in ihren eigenen Kreisen agieren. Sie sabotieren, besänftigen und verändern die Meinungen jener Kreise, die uns am meisten feindlich gesinnt sind. Es ist eine unerklärliche Tatsache, dass wir große Sympathien innerhalb der deutschen Wehrmacht und sogar innerhalb der NSDAP selbst hatten und immer noch haben; der Nutzen, den wir in der Vergangenheit erlangt haben und der noch erlangt wird, ist offensichtlich. Die Zusammenarbeit zwischen Reichswehr und Roter Armee von Anfang an sollte die Welt verblüffen, wenn ihre Dummheit solches Erstaunen überhaupt zulässt. Wenn der Groll und die Verzweiflung über Versailles eine Rolle spielten, so tat es auch das innere Chaos, das im Herzen jedes Deutschen wohnt. Ja, diese Faktoren waren im Spiel; aber diejenigen, die sie manipulierten, waren Männer – wenn man sie überhaupt so nennen kann –, deren Verfall sie uns in die Hände spielte. Dass dies Realität ist, beweist ein Präzedenzfall, und zwar ein wahrhaft exemplarischer.

Während des Krieges von 1914 wurde entdeckt, dass der Chef der österreichischen Militärsplionage, ein

Als tadelloser Oberst widmete er sich voll und ganz der Spionage für den Zaren. Der Grund dafür war seine Homosexualität. Dies ist eine allgemein bekannte Tatsache, die in allen Spionagegeschichten Erwähnung findet.

—Aber — entgegnete ich — die Zusammenarbeit der deutschen *Junkers* mit der Roten Armee reicht bis in die frühen Jahre der Sowjetrepublik zurück. Sie wollen mir doch nicht etwa erzählen, dass die Partei damals schon über eine so perfekte Organisation verfügte?

—Tatsächlich hatte ich sie nicht; aber Sie dürfen nicht vergessen, dass wir auch Verbündete hatten, insbesondere in den Anfangsjahren, als Trotzki und sein gesamter jüdischer und freimaurerischer Clan hofften, Lenins Nachfolge anzutreten. Durch sie, die so viele Jahre in Deutschland tätig waren, erhielten wir eine Fülle von Informationen; außerdem traten die Männer, die sie seit den Tagen der Verschwörung in ihrer Gewalt hatten, in den Dienst des Sowjetstaates. Als wir Trotzki stürzten, behielten wir sie natürlich in unseren Reihen. Ich kenne diese ganze Geschichte ein wenig; schließlich habe ich meine ersten Erfahrungen in Deutschland gesammelt.

—Und mein Patient?...

—Das gehört schon uns, schau mal...—und während sie das sagte, holte sie einige große Fotografien aus einer Handtasche, die auf dem Sofa stand, und zeigte sie mir mit einem Anflug von Triumph.

Ich untersuchte sie. Die Szene war brutal realistisch. Die Kamera war so geschickt geführt, dass der Mann, der die schändliche Tat Schritt für Schritt festhielt, stets an seinem Gesicht zu erkennen war. Ich dachte, diese obszönen Fotos riefen solchen Abscheu hervor und zeigten die Männer in einem so böartigen Zustand der Verhöhnung, dass es eine Art Heilmittel gegen ihre Sucht sein könnte, sie mehrmals täglich damit zu konfrontieren. Natürlich denke ich, dass es ihnen auch nur einen Funken Scham oder Normalität rauben würde.

Gabriel stand auf, sammelte seine Fotos zusammen und wollte gehen. Ich forderte ihn auf, Anweisungen bezüglich des Patienten.

—Behandeln Sie ihn vorerst. Wenn Sie denken, dass der richtige Zeitpunkt gekommen ist, geben Sie mir Bescheid. Können Sie ihn bald heilen?

„Ich glaube schon“, antwortete ich mechanisch.

—Tu es; der Typ ist wichtig und hat es verdient.

Und ohne ein weiteres Wort verabschiedete er sich. Ich war wieder wie vertieft, fassungslos; dann staunte ich über mich selbst, über die Leichtigkeit und Selbstverständlichkeit, mit der Gabriel meine Hilfe und mein Einverständnis gewann.

XXIII

SINGULARE VERHÖRUNG

Ich hatte den Auftrag erhalten, die Genesung meines Patienten zu beschleunigen. Der Plan, wie Gabriel mir erklärte, war, ihn in einen Zustand zu versetzen, in dem er sich seinen Bekannten in Moskau zeigen konnte, selbst wenn er dafür im Bett bleiben und Krankheit vortäuschen musste – natürlich eine ganz andere als die tatsächliche. Sobald er in sein gewohntes Umfeld zurückgekehrt war, würde ich seine Behandlung fortsetzen. Kurz gesagt, mein „Klientenkreis“ wuchs. Ich hatte bereits zwei „Patienten“: Jechow, einen vollwertigen Kommissar, und diesen ausländischen Mann von so hohem Rang, wie man mir sagte.

Aus ethischen Gründen werde ich keine Einzelheiten zur Behandlung preisgeben. Der Mann sprach Französisch, aber es war mir untersagt, mit ihm über etwas anderes als seine Verletzung zu sprechen. Nach drei Tagen entschied ich mich angesichts der Dringlichkeit für seine Verlegung.

Es war ungefähr neun Uhr, als ich von Gabriel geweckt wurde.

Er erwartete mich zum Frühstück und fragte, wie lange es dauern würde, bis mein Patient wieder in der Lage wäre, sich länger mit ihm zu unterhalten. Ich antwortete, dass es zwei oder drei Tage dauern könnte. Gabriel schwieg bis zum Ende des Frühstücks. Danach bat er mich, ihn in sein Arbeitszimmer zu begleiten.

„Sie sind ein Glückspilz, Doktor. Wenn ich, wie ich hoffe, in meinem Gespräch mit diesem Mann, mit Ihrem Patienten, Erfolg habe, werden Sie ein wichtiges Spiel in der sowjetischen Politik und beinahe in der Weltpolitik spielen... Ist das nicht aufregend für Sie, Doktor?“

Ich blieb in stiller Erwartung, und als ich mich erholt hatte, antwortete ich: „Es reizt mich weder noch erregt es mich. Ich möchte nur wieder der sein, der ich einst war; zu meinem Volk zurückkehren und wieder ein Niemand werden...“

„Ich weiß, ich weiß, Doktor; aber das ist eine ganz andere Sache als Ihre jetzige Situation. Eine Reihe von Umständen, nennen wir sie glücklicherweise, hat Sie unfreiwillig und unerwartet ins Zentrum von Ereignissen geführt, die allen bisherigen Erwartungen widersprechen. Sie haben keine Wahl; Sie müssen sich bereitwillig mitreißen lassen und dabei – wer weiß wie lange – Ihre Psyche, Ihre Ethik, kurzum, Ihre Persönlichkeit aufgeben... Nur so können Sie sich selbst und alles, was Ihnen lieb und teuer ist, retten: Ihr Leben, Ihre Familie...“

„Und was ist mit seiner Seele?“, wollte ich ausrufen; doch Gabriels Gelassenheit, seine Natürlichkeit und vor allem die strahlende Freude in seinem Gesicht schnürten mir die Kehle zu, und ich brachte kein Wort heraus. Er fuhr fort und sagte: „Wenn der Mann sich ergibt – und das wird er –, müssen Sie sich um ihn kümmern. Ich kann nicht ständig Kontakt zu ihm halten, schon gar nicht hier; zu viele kennen mich, und in diesem entscheidenden Moment für das Regime ist es unmöglich zu wissen, wer der Feind ist ...“

—Und nicht einmal die GPU weiß das?

—Die GPU ist, wie Sie wissen, eine ausgezeichnete und effiziente politische Polizeitruppe; aber sie ist politisch... nicht nur objektiv, wie bürgerliche Polizeitruppen, sondern, und das ist ihre Besonderheit, auch subjektiv... Verstehen Sie?

—Nicht viel, gewiss — und er sagte die Wahrheit.

—Ich sage subjektiv, weil jeder von uns politisch ist, wir sind Kommunisten...

—Was gibt es also zu befürchten?... Der Feind wird sich außerhalb der Polizeireihen befinden; es wäre eine andere Geschichte, wenn die Männer lediglich Techniker, Fachleute wären...

—In der Tat, Sie hätten Recht, wenn der Kampf zwischen Kommunisten und Antikommunisten bestünde... Gegen den Faschismus können wir Männer ohne Vorauswahl entsenden; Sie haben es in Spanien gesehen; alle kämpfen gleich gegen die Faschisten; aber das ist kein Faschismus; es ist eine Art Kommunismus; oder besser gesagt, ein falscher Kommunismus, der vielen perfekter erscheinen mag als der wahre und legitime Kommunismus, der stalinistische Kommunismus... Verstehen Sie, dass es Zeiten gibt, in denen selbst die bewährtesten Männer kein Vertrauen verdienen?... Und dass ein „Weißer“, ein unpolitischer Mensch wie Sie, vertrauenswürdiger, weniger gefährlich und nützlicher ist als ein Fanatiker?... Wer auch immer sich in Ihrer Lage befindet, Doktor, ist ein Automat; und genau Automaten brauchen wir jetzt; das heißt, Soldaten, denn der beste Soldat ist der Automat, zum Beispiel der Deutsche...

—Ich bin anderer Meinung — argumentierte ich —. Eigeninitiative, individueller Heldenmut...

—Verstehen Sie mich nicht falsch, Doktor; Sie werden mich nicht als Soldaten, sondern als Krieger darstellen... und zwischen den beiden besteht ein entscheidender Unterschied. Heute, im entscheidenden Moment des politischen Kampfes,

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Der strategische Plan sollte nur einer Person bekannt sein, nur einer: Stalin, wenn an den beiden Fronten des Feindes, der demokratisch-trotzkistischen und der faschistischen, ein Sieg errungen werden soll... Etwas Übermenschliches, denn, das sei dir bewusst, eine von ihnen, sei es die faschistische oder die demokratische Front, könnte uns besiegen.

„Und in diesem Fall?“, fragte ich, sehr gespannt auf die Zukunft.

„In diesem Fall“, begann er lächelnd, „was macht es für Sie schon für einen Unterschied? ... Sie sorgen sich um Ihre persönliche und familiäre Zukunft; nun, in beiden Fällen sieht es schlecht aus, sehr schlecht; Sie sind bereits, ob Sie es wollen oder nicht, ein Stalinist der Tat; weder die Faschisten noch die Trotzkisten würden Ihnen das verzeihen ... Also, Doktor, dienen Sie loyal, intelligent und präzise. Die Einzelheiten werde ich Ihnen nach meinem Gespräch mit diesem Mann mitteilen.“

Er begann, in einigen Papieren zu kramen, und mir wurde klar, dass das Gespräch beendet war. Ich verabschiedete mich und ging ins Labor, rührte aber meine Notizbücher nicht an; ich hatte Angst, in seiner Gegenwart im Haus zu schreiben.

In den folgenden drei Tagen geschah nichts Nennenswertes, außer dass ich Gabriel jedes Mal begleiten musste, wenn ich Iekhov seine Injektion gab. Am dritten Tag erinnerte mich Gabriel an meine Prognose für den Patienten und fragte, ob er für das Gespräch geeignet sei. Ich antwortete, dass er es wäre, es aber besser wäre, noch einen Tag zu warten. Er stimmte zu, jedoch unter der Bedingung, dass das Treffen nicht weiter verschoben würde. Er wies mich an, Herrn Harris – so hieß er – zu bitten, mich am folgenden Abend zu begleiten, da eine gründliche Untersuchung mit den entsprechenden Geräten notwendig sei, um Komplikationen zu vermeiden. Er sollte ihn direkt hierher ins Labor bringen und als ersten Schritt die Untersuchung durchführen, jedoch in Anwesenheit von Herrn Harris.

—Glauben Sie nicht, Doktor«, erklärte er ironisch, „dass ich das Schauspiel genießen werde; ich werde mich beherrschen müssen, ihn nicht zu treten; aber ich muss seine Manipulation miterleben, um bei dem Mann einen Minderwertigkeitskomplex hervorzurufen, der für den Erfolg meines anschließenden Gesprächs unerlässlich ist.“

Wie immer habe ich meine Zustimmung gegeben.

Es war gegen ein Uhr, als ich mit meinem Patienten im Labor ankam. Eine der Krankenschwestern, die im Krankenwagen gewesen war, als er eingeliefert wurde, begleitete mich. Wir brachten den Patienten in einen Raum im Erdgeschoss, wo wir am selben Nachmittag einen OP-Tisch und Instrumente aus dem Keller aufgebaut hatten. Ich weiß nicht, warum mein Vorgänger, Dr. Levin, sie dort aufbewahrt hatte. Laut Gabriel sollte dies der Szene eine gewisse Feierlichkeit verleihen; deshalb zogen die Krankenschwester und ich unsere weißen Kittel und Hauben sowie Gummihandschuhe usw. an.

Als die Krankenschwester begann, Herrn Harris auszuziehen, öffnete er die Tür, und ohne Vorwarnung trat Gabriel ein.

Der Kranke begann eine Bewegung, um seine Nacktheit zu bedecken, eine beschämende Geste.

„Noch ein Arzt?“, fragte er besorgt. „Nur zu“, befahl Gabriel kurz angebunden.

Seine metallische Stimme, die mir unbekannt war, und seine kurze, aber gebieterische Geste müssen um Herrn Harris davon zu überzeugen, dass derjenige, der dort das Sagen hatte, auch derjenige war, der dort das Sagen hatte.

Die Krankenschwester entkleidete den Patienten weiter, der es zuließ. Gabriel hatte aufgehört und stand etwa zwei Meter entfernt; er rührte sich nicht und starrte den aufgeregten und verärgerten Engländer nur mit ungewöhnlicher Steifheit an, als durchbohrten seine Augen dessen entblößte Haut.

An jenem Abend war Gabriel ganz in Schwarz gekleidet; er trug sogar einen schwarzen *Pullover* mit hohem Kragen. Seine blasse, weiße Gesichtsfarbe fiel viel stärker auf als sonst.

Ich ignoriere mein eigenes professionelles Eingreifen; der Heilungsprozess schritt schnell voran und Nun ja, ohne Anzeichen von Komplikationen.

Während sich Herr Harris anzog, ging Gabriel wortlos. Wenig später folgte ich ihm, um ihn zu konsultieren. Er saß in seinem Büro in seinem Sessel hinter dem Schreibtisch. Und er sagte nur zu mir: „Bringen Sie ihn herein!“

Ich ging mit dem Mann hinein. Gabriel hatte eine einzelne, aber helle Lampe eingeschaltet, die den Tisch und seine Konturen ausleuchtete und den Rest des Raumes im Schatten ließ. Seine Gestalt war nicht, wie so oft bei Film-Polizeiaufnahmen, in Dunkelheit gehüllt; ganz im Gegenteil, seine dunkle Silhouette stach deutlich hervor, gekrönt von seinem hell erleuchteten Gesicht. Ich nahm an, das Ganze sei inszeniert und sehr theatralisch. Als ich mit Harris eintrat, nachdem er um Erlaubnis gebeten hatte, sagte er nichts, sondern deutete uns lediglich zwei Stühle an: einen vor sich für den Engländer und einen rechts von ihm für mich. Harris setzte sich mühsam hin, stützte sich auf den Tisch, ohne sich jedoch zu bewegen.

Ich blickte Gabriel in die Augen. Ich ahmte ihn nach, bereit, ein stiller Zuschauer zu sein.

Ehrlich gesagt, ist es mir unmöglich, das Gesehene und Gehörte wiederzugeben. Ich glaube nicht, dass Literatur die grausame Wucht der Worte auch nur annähernd wiedergeben kann, geschweige denn irgendeine Ahnung von Gestik, Manierismen oder, vor allem, von der stählernen Schärfe seiner einzigartigen Stimme, so messerscharf wie ein Rasiermesser. Mir fehlen die Mittel, den eindringlichen Eindruck dieser Szene zu vermitteln, die sich mir immer noch tief ins Gedächtnis gebrannt hat.

Es herrschte einen kurzen Moment Stille, gerade lang genug, um das Knarren unseres Als wir uns hinsetzten, saßen wir auf Stühlen, aber es kam mir sehr lang vor. Gabriel unterbrach es mit den Worten: —Nun, von Kramer (1).

Der Gesichtsausdruck des Mannes veränderte sich augenblicklich. Er riss seine großen blauen Augen weit auf; seine Unterlippe hing herab und seine Luftröhre bewegte sich, als wolle er schlucken; aber er brachte kein einziges Wort heraus.

„Kramer“, wiederholte er, „weißt du, wessen Macht du hast?“

Der Gesichtsausdruck des Mannes war undefinierbar. Gabriel, regungslos, konzentrierte seine ganze Energie in seinen Pupillen; sein Gesicht wirkte scharfkantig. Und er wiederholte:

„Weißt du, wessen Macht du hast? ... Nein? ... Gut; du hast die Macht der GPU.“

Von Kramer blieb unbeeindruckt; im Gegenteil, er hätte nicht unbeeindruckter sein können. Schließlich formulierte er eine „Warum?“, kam es, wie ich nicht weiß, zwischen seinen zusammengekauerten Zähnen hervor.

—Das werdet ihr schon bald erfahren... Nun seht euch das an – und damit hielt er ihnen eines der Fotos vor die Augen.

Kramer blinzelte zuerst und wies die Karte zurück.

"Nein, Kramer, nein; schau dir die Szene genau an", befahl Gabriel und deutete auf seine eigene Uhr. "Ich gebe dir zwei Minuten Zeit, jede *Pose künstlerisch zu betrachten*; das sind fünf, zehn Minuten Erholung..."

"Nein!", wandte Kramer ein.

—Ja!—befahl Gabriel eindringlich.

Kaltblütig und sadistisch fertigte Gabriel regelmäßig Fotos an.

Nach dem Foto vor Kramer begann die rote Stirn des Deutschen vor Schweiß zu glänzen.

Die zehn Minuten vergingen; die Prüfung war beendet. Gabriel nahm die Fotos einzeln heraus. Als er jedes einzelne noch einmal sah, fügte er, ironischerweise mit einem derben, umgangssprachlichen und nuancierten Unterton, einen bissigen, ätzenden, tödlichen und doch geistreichen Kommentar hinzu, der perfekt zu der schlüpfrigen Phase des dargestellten sexuellen Aktes passte. Ich muss mich davor hüten, diese Sätze zu kopieren, die selbst ein Bordell in Aufruhr versetzt hätten.

Natürlich kann niemand, so wie es beschrieben wird, das psychische Trauma des Mannes, der dieser Vivisektion unterzogen wurde, wirklich begreifen. Um es zu verstehen, muss man es selbst miterlebt haben: Gabriel zugehört und vor allem diese fünf teuflischen Fotografien gesehen haben, die zwei Männer in obszöner Nacktheit zeigen, deren Gesten und Handlungen an animalischer Erotik grenzen, grotesk und lächerlich bis hin zur Erhabenheit. Kurz gesagt, etwas, das man sich ohne es gesehen zu haben, nicht vorstellen kann.

Gabriel beendete die Beleidigungen und vulgären Bilder seines Pariser *Slangs* mit diesem Satz.

Brutale Frage: – Was

würden Sie davon halten, Kramer, wenn eine populäre Ausgabe Ihrer hellenischen *Posen* kostenlos in Berlin verteilt würde?

Kramer brauchte ein paar Sekunden, um einen Satz zu formulieren, und sagte schließlich:

„Es gibt nur eine Lösung...“

–Welche?

„Eine Kugel“, antwortete der Deutsche mit dumpfer Stimme.

„Eine viel zu simple Lösung. Du musst wissen, Kramer, dass Selbstmord ein Luxus ist, den sich unser proletarischer Staat nicht leisten kann; Selbstmord ist ein bürgerlicher Luxus. Du musst wissen, dass, wenn wir heute Abend keine Einigung erzielen können – und deine Haltung lässt darauf schließen –, nur ich die Lösung diktieren werde ... Zweifellos hast du einiges von all dem gelesen und gehört, was die fieberhaften Fantasien der antisowjetischen Elemente über unsere Qualen erfunden haben ... Ja? ... Nun, all das ist eine Lüge; niemand, der es aus Erfahrung kennt, konnte es erzählen; es ist alles eine Lüge, eine plumpe Fantasie ... denn unsere Folterkunst ist etwas Wunderbares, das sich niemand vorstellen kann ... und da auch du es dir nicht vorstellen kannst, werde ich es nicht wieder erwähnen, bis du es selbst erfahren musst.“

(1) Die Namen und Nachnamen von Personen, die – sofern sie existieren – in Ungnade fallen könnten, wurden durch andere ersetzt, die mit den Ereignissen in keinerlei Zusammenhang stehen. (Anmerkung des Übersetzers)

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Gabriel hielt inne, um sich eine Zigarette anzuzünden; er änderte augenblicklich seine Gestik und Haltung und lehnte sich im Sessel zurück, wobei er seinen Blick für einen Moment von den Rauchschwaden ablenkte, die er mit gespielter Gereiztheit ausblies.

—Fürs Erste — fuhr er fort — möchte ich Ihnen Folgendes mitteilen: Ihr lieber Genosse Fritz hat von Ihrem ersten Gesundheitszustand erfahren; Sie haben es ihm per Telegramm mitgeteilt; natürlich war er sehr besorgt, nicht umsonst liebt er Sie so sehr... In einem zweiten Telegramm haben Sie ihn zu sich gerufen, und er hatte das Glück, unser Visum problemlos zu erhalten... und hier ist das Ergebnis.

Und damit überreichte er ihm ein Telegramm.

„Wie Sie sehen, schläft Ihr Lieblings-Fritz um diese Stunde: in Leningrad. Ich bin auch nur ein Mensch, ich verstehe Ihre Ungeduld, ihn zu begrüßen ...“ – und sie nahm den Telefonhörer ab – „Rufen wir ihn an, wir bekommen sofort die Konferenzschaltung ...“

Doch Kramer stand auf und hielt ihn mit einer flehenden Geste auf.

„Bitte tun Sie das nicht“, forderte er und ließ sich in seinen Sessel fallen.

Gabriel legte erneut auf und fuhr fort:

—Wie Sie wünschen; Fritz wird morgen in Moskau eintreffen, das werden Sie sehen. Selbstverständlich werde ich ihm den Ort und die Ursache Ihrer Verletzung mitteilen, und er wird anhand der Fotos auch sehen, wie es dazu kam...

„Nein!“, rief von Kramer. „Das werden Sie nicht tun; es ist eine Ungerechtigkeit, eine angeborene Veranlagung, eine Krankheit, auf diese Weise auszunutzen... Sie sind gebildet, deshalb müssen Sie einen moralischen Kompass haben, Sie müssen das Urteil der Wissenschaft kennen, was Freud gesagt hat...“

„M...!“, spuckte Gabriel ihm entgegen. „Krankheit? ... Westliche ...“ „Nein! ... Die allerletzte Spitze eures dreckigen –“ Zivilisation ... Krankheit? ... Warum findet man sie nicht unter ungebildeten Bauern oder Arbeitern, die sich bis zur Erschöpfung abrackern? ... Sie ist euer Monopol; ein Privileg der privilegiertesten Klassen, und wenn sie auch Angehörige der unteren Klassen erreicht, dann nur, weil ihr sie verdorben habt ...“

—Nein, Sie irren sich, lassen Sie mich das erklären; der höchste Anteil an Homosexualität stammt aus Ihrer Klasse, der revolutionären Klasse... Es gibt Statistiken von namhaften Wissenschaftlern, die sogar aus der Zeit vor Hitler stammen...

—Was lässt das vermuten?...

—Einfach ausgedrückt: Unsere Krankheit ist keine Geißel unserer Zivilisation, sondern auch ein entscheidender Faktor oder ein Hinweis auf Genialität... Der Revolutionär muss zumindest für Sie ein Genie sein...

Ich hielt Kramer angesichts seiner Lage nicht für fähig zu dieser Antwort, zweifellos dialektisches Geschick. Wenn Gabriel seine Schlussfolgerung leugnen würde, könnte ihn das in einen Widerspruch führen. —Es scheint, Kramer, dass du auf vorteilhaftem Terrain kämpfst, in deinem eigenen Spezialgebiet...

Es überrascht nicht, dass Sie eifrig nach wissenschaftlichen Rechtfertigungen für Ihre psychische Verkommenheit suchen, und da Sie in Ihrer hochkultivierten bürgerlichen Welt Legion sind, finden Sie viele unterwürfige Wissenschaftler, die Ihre freiwillige sexuelle Missbildung rechtfertigen und erklären... Nun, ich weiß, und zwar nicht durch wissenschaftliche Forschung, dass dieser Anteil an Homosexuellen in den marxistischen Reihen existierte und existiert – unter Einzelpersonen, unter den sogenannten Führern, unter den Aristokraten des Marxismus, wie unser großer Stalin sie nannte...; aber authentischer Marxismus ist nicht das... Beim Marxismus geht es um die Massen, niemals um das Individuum... Was die einzelnen Pseudo-Marxisten betrifft, jene mit Persönlichkeit, auf denen Ihre Statistiken basieren..., sehen Sie nicht, wie sie liquidiert und vertrieben werden?... Kurz gesagt, Kramer, damit ist dieser akademische Exkurs beendet; Wir hatten vereinbart, dass Fritz alles wissen sollte ... Und noch etwas: Niemand wird uns daran hindern, Kopien dieser Sammlung nach Berlin zu schicken, an Ihre Schwestern und andere Verwandte sowie an Ihre Kameraden im Generalstab ... Und außerdem: Sie kamen unter dem Vorwand hierher, eine Erfindung im Bereich der Flugabwehrbatterien zu verkaufen, nicht wahr? ... Nun, wir könnten dafür sorgen, dass ein solches Angebot in Ihrem Land als Spionage eingestuft wird ...

—Aber es ist nicht , Die Erfindung ist nicht Eigentum der Wehrmacht; außerdem handelt es sich um eine Erfindung. tschechisch.

—Ja, ich weiß; aber in 48 Stunden könnte ich in Görings Akten stehen, und wenn ich Sie ein paar Tage später durch einen deutschen Spion denunziere, zusammen mit Ihrem Vorschlag... was dann?

Sein Niedergang deutete darauf hin, dass Kramer sich gebrochen und gefangen fühlte; denn so

Er entgegnete schlicht: „Und

was haben Sie oder der Sowjetstaat davon?“ „Das ist unsere Angelegenheit, Kramer. Wir sollten nicht voreilig Schlüsse ziehen ... Und übrigens, Doktor, es ist fast vier Uhr. Könnten wir nicht etwas essen und trinken?“

Ich nahm das Angebot gerne an; ich hatte viel geraucht und fühlte mich völlig fertig. Ich ging aus Ich wartete einen Moment und bestellte Aufschnitt und Wein. Als ich zum Tisch zurückkam, redete Gabriel schnell:

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

—...Völlige Schande in seinem sozialen und familiären Umfeld; ein Bruch mit Fritz... Etwas Unwiederbringliches, nicht wahr?... Transport ins Reich, ein normaler Flug mit einem sowjetischen Flugzeug. Sie werden ihn erwarten; Verurteilung als Spion und dann... Hinrichtung durch ein Erschießungskommando oder Enthauptung?... Ich schlage nicht vor, dass er hierbleibt, da er keine Ahnung hat, wie wir ihn behandeln; aber es ist eine weitere Möglichkeit.

In diesem Moment wurde ein Tablett mit den bestellten Speisen und einer Flasche russischen Weins hereingebracht.
—Aber was soll das denn?...— rief Gabriel dem Diener zu. —Gibt es denn nicht zwei mickrige Flaschen Champagner in diesem Haus?

Der Mann ging kurz weg, kam sofort zurück und brachte die Flaschen. Gabriel nahm eine und betrachtete das Etikett. „Nicht schlecht“, meinte er anerkennend. Ein kleiner Tisch war herbeigeschafft und zwischen ihm und mir platziert worden. Bevor er den ersten Bissen nahm, warnte er Kramer: „Denk an meine letzten Worte, während wir essen. Das ist deine Chance; wenn sie vorbei ist, ist es zu spät.“ Er sah ihn nicht mehr an und begann genüsslich zu kauen, nahm eine Flasche und entkorkte sie mit einem lauten Knall. Er schenkte mir und sich selbst ein, mit der Finesse und dem Geschick, die man sonst nur in einem Pariser *Cabaret* an den Tag legt. Er beachtete Kramer nicht, als existiere er nicht; nicht einmal die formelle Einladung.

Ich gestehe, ich habe selten in meinem Leben mit größerem Genuss gegessen und getrunken. Seltsam ist die menschliche Natur; neben mir, fast berührend, stand dieser Mann; wie ich gehört hatte, war er ein lebender Toter; hätte man ihm eine Pistole oder Gift in Reichweite gelegt, wäre sein Selbstmord gewiss gewesen; und da stand ich, beschämt, ja, aber unfähig, meinen Appetit und Durst zu unterdrücken, und genoss den Kaviar und *Champagner* mit unbändiger Sehnsucht und Lust... Ich wollte mich erklären, oder vielleicht entschuldigen, einen Grund finden, und ich glaube, ich habe ihn gefunden, oder zumindest schien es mir so, denn er besänftigte meine Reue; ich dachte, dass das lange Mitansehen der seelischen Qualen dieses unglücklichen Mannes mein Nervensystem so sehr beansprucht hatte, dass mein Körper eine schnelle und wirksame Erholung verlangte. Ob meine Argumentation nun stimmte oder nicht, sie erschien mir einleuchtend und tröstete mich angesichts der Klagen meines anklagenden Gewissens... Was Gabriel betrifft, ich weiß es nicht; Mir schien es, als genieße er *Champagner* und Speisen mit seltsamem Genuss, ja, mit einer für seine übliche Eleganz untypischen Zurschaustellung; das fand ich völlig rätselhaft. Wahrlich, dieses beinahe feierliche Bankett grenzte ans Makabre.

Wir waren in etwa zehn Minuten fertig. Kramer hatte sich nicht einmal gerührt. Gabriel drehte seinen Stuhl, um sich richtig hinter dem Tisch zu positionieren. Er zündete sich ruhig eine Zigarette an und sah nach dem ersten Zug den Deutschen direkt an.

„Hast du das gut durchdacht?“, fragte er.

„Was soll ich denn denken?“, erwiderte Kramer.

—Einfach ausgedrückt: Wenn Sie bereit sind, zu gehorchen...

—In welchem Bereich?...

—Inwiefern, fragen Sie?... Glaubst du etwa, ich hätte meine Zeit mit so einem widerlichen Stück Dreck wie dir verschwendet, nur um dich so – und er deutete auf die Fotos – wie diesen mongolischen Barbaren aussehen zu sehen? ... Nein, Kramer, nein! Es geht um deine Mission, von der ich weiß ... und vor allem darum, ob du bereit bist, sie unter meiner Führung fortzusetzen. Das ist alles.

Kramer schwieg einige Augenblicke und fragte dann: „Ich schlage eine Bedingung vor.“

—Nein, ich habe die Bedingungen festgelegt — verneinte Gabriel.

—Sie hat absolut nichts mit der Angelegenheit zu tun...

—Dann gestehen Sie, dass da etwas im Gange ist... Wir müssen mit etwas Positivem beginnen. Schaffen wir diese Situation.

—Lasst Fritz über alles im Unklaren bleiben, lasst ihn die UdSSR problemlos verlassen können...

—Ah!... Es geht um deinen Kameraden, den wichtigsten Menschen in deinem Leben. Das hättest du auch schon früher sagen können; zugegeben, zugegeben. Sprich.

—Ich bin Hauptmann im OKW(1); der Zweck meiner Reise ist es, Kontakt zu einer bestimmten sowjetischen Persönlichkeit aufzunehmen...

—Welcher?...

—Ich weiß es immer noch nicht.

—Unmöglich, Sie wollen seinen Namen verbergen... Das ist dumm!

—Nein, glauben Sie mir, ich weiß immer noch nicht, wer es ist. Diese Person wird sich mir zu erkennen geben, wenn sie es für angebracht hält.

—Als?

—Durch ein vereinbartes Wort.

—Welche?...

—„Nabor“; wer mir das sagt, steht stramm, ganz nach deutscher Art, und trägt eine schwungvolle Geste.

Wenn ich so will, muss sie die richtige Ansprechpartnerin sein.

—OKW-Mission?

—Teilweise ja, aber im Wesentlichen nein.

—Von der Party? —Oh nein!..., absolut nicht.

—Soll ich meine Zeit mit Fragen verschwenden? Sag einfach Bescheid! Gib einen mündlichen Bericht. Das ist für alle besser.

—Okay, aber bitte bedenken Sie meinen sehr schwachen Zustand, könnten wir das nicht verschieben?... Ich verspreche es...

„Nein, du hast mir noch nichts Wesentliches erzählt ... Komm schon, lass uns dich aufmuntern.“ Damit griff Gabriel nach der ungeöffneten Champagnerflasche und entkorkte sie rasch. Der Deutsche sah ihn erwartungsvoll an; er musste sehr durstig gewesen sein. Er nahm das Glas entgegen und trank gierig. Dann reichte Gabriel ihm eine Zigarette und zündete sie ihm an. Der Deutsche schien augenblicklich wieder zu sich zu kommen.

—Ich höre zu—sagte Gabriel ihm eindringlich.

Um Ihnen das zu verdeutlichen, muss ich etwas ausholen. Die Angelegenheit begann 1934, während Hitlers Säuberungen. Ich war ein enger Mitarbeiter von General Bredow – Sie kennen ihn wahrscheinlich und wissen von seiner Hinrichtung zusammen mit Schleicher und den anderen. Obwohl ich ebenfalls in die Verschwörung verwickelt war, überlebte ich, wie viele andere auch. Die Verschwörung war sehr weitreichend. Hätte ich gesprochen, hätte Hitler die deutsche Armee enthaupten müssen. Durch eine Reihe von Umständen geriet ich ins Zentrum der Verschwörung. Nach Bredows Tod, dem ich als Verbindungsmann zum Oberkommando diente, fielen mir die internen Verbindungen zu – ein wichtiger Faktor, denn selbst nach dem Zerschlagen des Zirkels überlebten große und einflussreiche Kreise. Um Zeit zu sparen, werde ich nicht näher auf diesen Plan eingehen, den Sie sicherlich bereits kennen. Kurz gesagt, er beinhaltete die Beseitigung Hitlers und der Partei und die Errichtung einer Militärdiktatur auf der Grundlage fortschrittlicher Sozialpolitik. Das ist mehr oder weniger Allgemeinwissen. Interessant ist nun, die Hintergründe der internationalen Intervention zu betrachten, da meine jetzige Mission auf dieser ausländischen Intervention beruht. Wie Sie wissen, war die Verschwörung gegen Hitler zweigleisig: einerseits militärisch, andererseits unter Beteiligung der SA unter der Führung von Röhm.

Es gab keinerlei direkten Kontakt zwischen den beiden Fronten. Das musste so sein, da unsere politischen Ideen und Ziele diametral entgegengesetzt waren. Röhm wollte den Reichstag auflösen, wir hingegen die Partei zerschlagen. Die Verbindung zwischen den beiden Fronten, die Koordination der Bewegungen dieser beiden gegnerischen Kräfte, lag im Ausland; es waren keine Deutschen, die den sogenannten *Generalstab der Putsch bildeten*. Dies war zwar ein taktisches Problem, aber angesichts des Paradoxons, gleichzeitig Feinde und Verbündete zu sein, die kämpfen mussten, unvermeidbar. Während wir innenpolitisch unterschiedliche Ziele verfolgten, unterstützten wir in der internationalen Politik einhellig die Anweisungen derjenigen, die uns aus dem Ausland unterstützten und lenkten.

—Und wer waren diese ausländischen Regisseure?—, fragte Gabriel.

—Eine sehr breite Front; allen voran England und Frankreich; genauer gesagt, *der Geheimdienst und Segundo Bureau*. Wie Sie sich vorstellen können, wurden keine Spuren hinterlassen; unsere Kontakte liefen über die Tschechoslowakei.

—Freimaurerei?...

—Ja, angesichts der angewandten Methode könnte man das meinen. Um es aber kurz zu machen: Unser wichtigstes internationales Ziel war es, eine ernsthafte militärische Bedrohung für die UdSSR zu schaffen; Sie werden verstehen, dass diese Forderung der Ideologie beider Seiten der Verschwörung perfekt entgegenkam.

—Und welchen Zweck hatte die Schaffung einer solchen Bedrohung?

„Ich wusste damals nichts davon, und ich glaube, alle anderen auch nicht; aber jetzt kann ich den Plan mit einiger Sicherheit ableiten. Ich darf jedoch den Lauf der Dinge nicht stören ... Darf ich ein Gläschen *Champagner haben?*“

Gabriel schenkte ihm noch einen Drink ein und forderte ihn auf, so viel zu rauchen, wie er wollte. Kramer wandte sich wieder seiner Geschichte zu.

Nach dem Scheitern – das darauf zurückzuführen war, dass die Führung so weit entfernt war – hatte ich über ein Jahr lang keinen Kontakt zu unseren Verbündeten im Ausland. Auf einer Reise nach Spanien, Monate nach Kriegsbeginn dort, wurde ich in Paris von einem Fremden angesprochen. Er war Engländer, offenbar ein Militärangehöriger. Er wusste anscheinend alles, insbesondere meine Rolle beim *Staatsstreich*.

—Wussten sie auch von seinen ruchlosen Neigungen?— deutete Gabriel an.

(1) Generalstab des deutschen Heeres.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

—Ja, auch. Er wurde von denselben Leuten geschickt, die 1934 die Auslandsoperationen des gescheiterten *Putsches* geleitet hatten ; er gab mir Details, die keinen Zweifel an der Richtigkeit seiner Worte ließen. Er bat mich, den Kontakt zu hochrangigen Offizieren in OK wiederherzustellen.

W., dass sie nicht entdeckt worden waren, und das hatte ich ihm versprochen. Ich bin sehr müde... Könnten wir das Gespräch nicht später fortsetzen?, fragte Kramer, der sichtlich erschöpft war.

„Unmöglich“, entgegnete Gabriel. „Ich muss zumindest Ihre Mission in Moskau kennen, und sei es nur in Kurzform. Trinken Sie noch etwas, dann machen wir weiter.“

Sie servierte es ihm, und Kramer trank es.

„Mir fehlt die Kraft; Sie, Doktor, wissen, dass ich nicht lüge; aber ich werde mich bemühen und Ihnen den Plan in wenigen Worten darlegen. Es geht darum, über die mir vorzustellende Person den Kontakt zu den antistalinistischen Elementen der Sowjetarmee wiederherzustellen; man hat mir gesagt, dass sie hochrangig und zahlreich sind. Der Plan sieht folgendermaßen aus: Unter dem Deckmantel der Opposition und diplomatischer Proteste wird Hitler eine massive Machtausweitung ermöglicht. Es wird keinen europäischen Krieg geben, der durch die Lage in Spanien motiviert ist, wie Stalin es beabsichtigt. Sobald Hitler stark genug ist, erhält er die Zusicherung, im Osten freie Hand zu haben; es wird Krieg zwischen Deutschland und der UdSSR geben. Der Krieg wird in beiden Nationen identische Situationen hervorrufen: Die Macht, die militärische Macht, wie es natürlich ist, wird dann in die Hände der Generäle übergehen. Ein doppelter Militärputsch wird in Berlin und Moskau stattfinden; Hitler und Stalin werden hingerichtet.“ Zwischen den neuen Regierungen Deutschlands und Russlands wird ein „Patt“-Friedensabkommen unterzeichnet werden... Glauben Sie mir, ich kann das nicht mehr ertragen... sagte Kramer schwach und ließ den Kopf auf den Tisch sinken.

„Kümmere dich um ihn“, befahl mir Gabriel und begann auf und ab zu gehen.

Ich habe ihn mit einer Injektion wiederbelebt. Mit Hilfe des Bürgermeisters habe ich ihn in sein [Krankenhaus/seine Klinik/etc.] gebracht. Zimmer, ihn im Bett zurücklassend.

—Gabriel hat uns nicht verlassen.

—Weichen Sie nicht von Kramers Seite; kümmern Sie sich mit größter Sorgfalt um ihn — und wandte sich an die Krankenschwester und den Butler und befahl ihnen in einem gebieterischen Ton: —Keiner von Ihnen soll auch nur einen Augenblick hier weggehen; wachen Sie über diesen Mann... und Sie, Kramer, versuchen Sie nichts Dummes; versuchen Sie zum Beispiel nicht, Selbstmord zu begehen; Fritz, vergessen Sie nicht, ist noch immer in meiner Gewalt — und er machte ein paar Schritte, um den Raum zu verlassen; aber bevor er ging, bat er mich —: Einen Moment, Doktor.

Wir gingen hinaus auf den Flur, und er zog mich zu sich heran und sagte mit dumpfer

Stimme: „Du hast von alledem nichts gehört; du weißt gar nichts, verstanden?“

Ich nickte, denn sein Akzent ließ keinen Zweifel; ich hatte Gabriel nur sehr selten in einer ernsteren Haltung und mit einem ernsteren Tonfall erlebt.

—Ich werde arbeiten; ruf mich an, falls es etwas Neues zu Kramer gibt, und pass besonders gut auf ihn auf.

Ich sah ihn über die Schwelle des Büros treten und von drinnen rufen: „Kaffee, heißer Kaffee.“

Ich ging zurück zu Kramer; er schlief tief und fest. Ich beneidete ihn um seinen Schlaf, aber nicht um seine Lage. Ich übergab ihn der Krankenschwester und ging mir einen Kaffee holen; ich war völlig erschöpft.

* * *

Es war etwa neun Uhr, als Gabriel mich anrief. Ich fand ihn beim Tippen vor; er ging erst ran, als er mit seiner Arbeit fertig war.

„Ich bin gleich weg“, sagte er; „ich könnte mehrere Stunden weg sein. Behalten Sie Kramer im Auge; ich wiederhole meine Empfehlung zur absoluten Diskretion. Er ist für niemanden hier“, bestätigte er; „es ist wichtig.“

—Wenn Sie den Kommissar aufsuchen, denken Sie daran, dass wir ihm heute seine Spritze geben müssen.

„Ich werde ihn jetzt nicht sehen“, sagte sie und wählte eine Nummer. „Hier ist ...“

Darf ich mit Genosse Lado Tzelukidzé sprechen? – Es herrschte Stille von etwa zwei Minuten –: Genosse Tzelukidzé? ... Kann ich Sie sofort sprechen? ... Ja, sehr wichtig ... Ein Bericht ... Gut, ja, aber er wird schon sagen, ob er mich sprechen möchte ... Nein, nein, kein Wort am Telefon ... Ah! ... Wenn Sie möchten, Genosse, schicken Sie mir ein paar Wagen mit Ihren Leuten; das ist eine kluge Vorsichtsmaßnahme, das werden Sie später verstehen, Genosse ...

Sie sollten die Webseite selbst überprüfen.

Es war noch keine Stunde vergangen, als ich ein *Hupen* und quietschende Bremsen in Richtung Tür hörte. Ich war in einem Sessel eingeknickt und wurde geweckt; ich ging in die *Lobby* und sah Gabriel nur noch kurz durch die Tür gehen.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

In den kurzen Augenblicken, in denen es noch geöffnet war, sah ich einen großen schwarzen Wagen davor und zwei oder drei Männer in NKWD-Uniformen; dann hörte ich Motorengeräusche.

XXIV

ENTFÜHRUNG DES MARSCHALS

Gabriel kehrte an diesem Nachmittag gegen drei Uhr zurück.

Er kam schnell und energisch herein, verlangte ungeduldig nach Essen und schrie beinahe.

Gabriel aß und trank mit großem Appetit; als er fertig war, beklagte er sich über Müdigkeit, empfahl mir noch einmal, mit Kramer Wache zu halten, und ging schlafen mit der Anweisung, um sechs Uhr geweckt zu werden.

Irgendwann nach sechs Uhr befahl Gabriel, Kramer zu ihm zu bringen. Er schloss sich mit Er war allein. Ich nutzte meinen Urlaub, um mich sorglos dem Schlaf hinzugeben.

Ich wurde zur Abendessenszeit geweckt; ich aß allein und wartete ein paar Stunden auf Gabriel, dann ging ich mit ihm, um Jehov die Injektion zu geben. Es geschah nichts Ungewöhnliches; Gabriel war sehr ruhig.

Als wir ins Labor zurückkehrten, war es etwa zwei Uhr. Gabriel nahm mich mit in sein Büro.

„Sie haben eine Weile frei“, sagte er zu mir, wobei er das Wort „frei“ spöttisch aussprach. „Ja, wir brauchen Sie für ein paar Tage als ganz normalen Arzt, der wie gewohnt arbeitet und Patienten behandelt; alles ist geregelt. Sie werden als Arzt für den Ural eingesetzt sein; in Ihren persönlichen Unterlagen“ – und er deutete auf einige Papiere – „können Sie die Details nachlesen, die Geschichte, die Sie im Falle einer Befragung erzählen müssen usw. Wie Sie sehen, befinden Sie sich in Moskau und warten auf Ihre Abreisebefehle. Sie nehmen die Instrumente und die medizinische Ausrüstung der Klinik mit, die Sie leiten sollen. Sie werden verstehen, dass das alles *nur Tarnung* ist: Es geht um Kramer; wir haben entschieden, dass Sie während Ihres gesamten Aufenthalts in Moskau die Verbindung zu ihm aufrechterhalten.“

Sie waren vor zwei Nächten Zeuge meines Gesprächs mit Kramer; es ist müßig, Ihnen die enorme Tragweite seiner Enthüllungen zu schildern. Um Ihnen eine Vorstellung von Ihrer Verantwortung zu geben, genügt es zu wissen, dass nichts, was Sie bisher wussten, mit dieser Angelegenheit vergleichbar ist; weder die Affäre um Jagoda, noch Miller, Berzin, Navachin oder gar Jechows Gesundheitszustand erreichen die Bedeutung des von Kramer angeprangerten Sachverhalts. Um Ihnen das ansatzweise zu verdeutlichen: All jene Angelegenheiten, an denen Sie mehr oder weniger direkt beteiligt waren, sind ... wie soll ich es ausdrücken? ... lediglich Faktoren, Zusätze, die in dieser Verschwörung zusammenwirken, deren Ziel es ist, Krieg und den Einmarsch in die UdSSR zu provozieren.

—„Auch Trotzismus?“, fragte ich neugierig.

Ja, Trotzismus; das ist zumindest die gängige Bezeichnung, obwohl sie nur einen Bruchteil davon beschreibt und nicht die eigentlichen Protagonisten trifft. Aber zurück zum Thema: Übernimm die Verantwortung für die enorme Last, die du auf dich genommen hast, und für all das, was eine Unbedachtheit oder ein Fehler nach sich ziehen könnte. Nutze all deine Sinne.

—Und ist es wirklich unbedingt notwendig, dass ich eingreife?... Haben Sie denn keine erfahrenen Männer zur Verfügung?...

„Ihre Entscheidung ist meine Angelegenheit; ich weiß, warum ich Sie einstelle; verschwenden Sie nicht Ihre Gedanken damit, meine Motive und Gründe zu ergründen. Konzentrieren Sie Ihre ganze Intelligenz darauf, Ihre Mission gewissenhaft und präzise zu erfüllen, die, falls sie wichtig ist, überhaupt nicht schwierig ist, wie Sie sehen werden.“

—Ich erwarte Ihre Einzelheiten—, fragte ich ihn.

Kurz gesagt, erklärte er mir – und zwar auf hundert verschiedene Arten –, dass meine Rolle sich darauf beschränkte, Kramer zu besuchen und seine Verletzungen zu behandeln, die er sich bei einem Lkw-Unfall zugezogen hatte. Ich kümmerte mich um ihn, weil ich zufällig in der Nähe des Unfallorts gewesen war und ihm in den ersten Augenblicken medizinische Hilfe geleistet hatte. Er wusste bereits, dass sein offizieller Name im Hotel John Harris lautete. Wichtig sei, wiederholte er immer wieder, dass mein Kontakt zu Kramer zufällig zustande gekommen und einem notwendigen Motiv diene: seiner Genesung. Dies sollte jeden Verdacht auf eine Verwicklung meinerseits mit der GPU ausräumen. Die geringste Andeutung einer polizeilichen Intervention würde zum totalen Scheitern führen, denn da seine Komplizen hochrangige Beamte des Staatsapparats waren, hätten sie die Möglichkeit herauszufinden, ob Kramer überwacht wurde – nicht die übliche Überwachung eines jeden Ausländers, die natürlich und unvermeidlich ist –, sondern ob er einer Sonderüberwachung unterlag und vor allem, ob er Kontakt zu jemandem hatte, der im Verdacht stand, mit der Polizei zusammenzuarbeiten. Details und Erscheinung waren für den Erfolg von größter Bedeutung, da alles davon abhing, dass Kramer nichts ahnte, wenn er sich vorstellte und mit der wichtigen Person sprach, auf die er wartete; sollte er erscheinen, bestand meine einzige Aufgabe darin, ihm den von Kramer genannten Namen zu überbringen.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Jetzt musste ich erst einmal mein Gepäck packen; mein „sowjetisches“ Gepäck; das hieß, ich musste all meine ausländischen Kleider loswerden; höchstens die äußeren Schichten, die nicht sichtbar waren, durfte ich behalten. Ich sollte dem alten Landowsky ja nicht allzu sehr ähneln.

Sobald der Zähler anging, fuhren wir los. Es war die übliche Kälte für diese Jahreszeit, aber für mich fühlte es sich ungewöhnlich an; mein Körper, der durch meine westliche Kleidung sonst nichts zu spüren bekam, zitterte unkontrolliert.

Wir kamen im Savoy Hotel an. Ich half Kramer aus dem Auto, was ihm sichtlich schwerfiel; doch schon bald unterlief uns unser erster *Fehler*: Wir fuhren los, ohne zu bezahlen. Der Fahrer verlangte den Fahrpreis, und Kramer bezahlte natürlich. Ich ging davon aus, dass das *Taxi* zum Service gehörte, aber es erfüllte seinen Zweck einwandfrei. Ich dachte mir, das sollte mir eine Lehre sein.

Wir gingen hinein und nachdem wir nach dem Schlüssel zu Kramers Zimmer gefragt hatten, gingen wir hinaus. Wir waren nur so lange zusammen, wie es dauerte, ihm beim Ausziehen und Zubettgehen zu helfen. Wir vereinbarten, dass ich gegen sieben Uhr abends zurück sein würde, und verabschiedeten uns.

Während ich die Treppe hinunterging, ließ ich meine Worte und Bewegungen in Gedanken Revue passieren und analysierte, ob sie unauffällig gewesen waren. Anscheinend waren sie es gewesen, und so fühlte ich mich wohl, als ich durch die Hoteltür trat. Mit meinem alten Koffer in der Hand ging ich zu der Straße, wo meine Unterkunft angegeben war.

Fünf Tage sind seit meiner Ankunft in diesem Haus vergangen. Meine Stunden ziehen sich eintönig dahin; ich langweile mich. Diese komplizierte Maschine namens Mensch muss wohl größtenteils der Trägheit unterworfen sein; es stellt sich heraus, dass ich nun, in dieser vergleichsweise ruhigen Rolle, unter einer latenten und diffusen Unzufriedenheit leide. Ich habe viel nachgedacht, um die Ursache zu finden, und schließlich musste ich mir eingestehen, dass mir die ständige Anspannung fehlt, der ich mehrere Monate lang ausgesetzt war. Gabriel nicht zu sehen, seine Anwesenheit nicht zu spüren, nicht in Erwartung des Außergewöhnlichen zu leben – all das, was meine Tage erschreckt und ängstigt – ist wie eine Droge, ohne die ich nicht leben kann. Die Ernährungsumstellung und der Verzicht auf Alkohol müssen auch etwas damit zu tun haben; Letzteres wurde abgeschafft, und was das Essen betrifft, so wurde ich auf die Diät eines niedrigrangigen sowjetischen Beamten gesetzt, die, wenn nicht die schlechteste der für Bürger vorgesehenen Diäten ist, eine trostlose Leere in meinem Magen hinterlässt, der an den üppigen Tisch der GPU gewöhnt ist.

Das Haus, in dem ich untergebracht war, war viel besser als die Bruchbude, in der ich mit meiner Familie gelebt hatte; dennoch war es unerträglich unbequem. Obwohl ich ein eigenes Zimmer hatte, war es so eng, dass ich mich akrobatisch auf dem Bett ausziehen musste; das Bett war alt, hart und spärlich gepolstert, aber sauber; nachts fror ich, selbst als ich meine gesamte Kleidung auf die zwei dünnen, alten Decken legte.

Ich konnte all diese Unannehmlichkeiten ertragen, doch der ständige Lärm war unerträglich. Das Haus, das einst groß und komfortabel gewesen sein musste, war so zerstückelt und unterteilt, dass die einzelnen Kammern Zellen glichen. Die Zahl der dort untergebrachten Menschen war so groß, dass sie sich bis in den Hof, die Flure und Treppenhäuser ausbreitete. Um hinein- oder hinauszugehen, musste man Akrobatik vollführen, um nicht auf die Gliedmaßen der Kinder zu treten, die herumrannten und die Treppen hinauf- und hinunterliefen, viele von ihnen mit Paketen, Bündeln und Körben bepackt. Der Anblick war mir nicht fremd und hätte mich eigentlich nicht stören sollen; ich hatte viele Jahre so gelebt, sogar unter viel schlimmeren Bedingungen. Doch nun, nach Monaten des Komforts und Luxus, war all das eine Qual für mich. Die „Säuberung“ war in vollem Gange; ich beobachtete ihre Auswirkungen aus der Perspektive dieser Gesellschaftsschicht, die fast ausschließlich aus niederen Beamten bestand, und mir wurde klar, dass meine eigenen Unannehmlichkeiten im Vergleich zu dem Schrecken, den all diese Menschen erlitten, bedeutungslos waren. Da ich monatelang Teil der Terrormaschinerie gewesen war, hatte ich die Auswirkungen des Terrors auf die Massen nicht wahrgenommen. Schließlich war ich selbst ein Terrorist, ein verängstigter Terrorist, und meine Sicht war durch die Mechanismen des Terrorapparats selbst eingeschränkt. Ich sah nicht, wie die Menschen von dieser Maschinerie zermalmt wurden.

Äußerlich schien alles in Ordnung. Das Haus, ein wahrer Bienenstock, wimmelte von Bewegung und Lärm, doch es waren normale Geräusche und Bewegungen. Nur in den flüchtigen Blicken, in den kurzen, belanglosen Gesprächen, unterbrochen von fadenscheinigen Vorwänden, konnte man etwas Unerklärliches wahrnehmen, als läge etwas Fremdes, Schweres und Bedrückendes in der Luft. Die Quelle des Terrors war der Sowjetstaat, verkörpert in seiner Polizei; doch selbst mit der gigantischen Größe des Repressionsapparates, so gewaltig und zahlreich seine Tentakel auch sein mochten, waren sie nicht imstande, die Millionen und Abermillionen Menschen, aus denen die russische Nation besteht, in ihren tödlichen Griff zu nehmen. Die Maschinerie konnte ein, zehn oder zwanzig Millionen töten, deportieren und in Hunger und Verzweiflung stürzen; aber die

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Es gab fast zweihundert Millionen Bürger; daher waren die Chancen auf Flucht relativ hoch. Doch diese Rechnung ist rational, und Vernunft ist angesichts des Terrors völlig nutzlos, denn Furcht ist ihrem Ursprung nach rein instinktiv. Sie ist der Schwindel, am Rande des Abgrunds des Nichtseins zu stehen.

Ich gestehe, dass es mir nicht gelingt, den sowjetischen Terror zu beschreiben. Sein Vorgänger, das französische System, besaß eine gewisse Kunstfertigkeit, eine gewisse Erhabenheit, mit seinen Anhörungen vor den Revolutionstribunalen und der spektakulären Natur seiner Hinrichtungen. Der sowjetische Terror unterdrückte klugerweise alles, was seine Opfer hätte erheben und verherrlichen können. Wenn er sich überhaupt einige öffentliche Anhörungen erlaubte, diente dies dazu, die Angeklagten moralisch durch ihre eigene Niedertracht zu vernichten, bevor sie sie in einem unbekannten Verlies hinrichteten. Ganz anders verhielt es sich mit dem heidnischen Terror, der gegen die Christen entfesselt wurde. Der kaiserliche Henker, der Senat und das Volk stellten sich in all ihrer Pracht am helllichten Tag zur Schau, schamlos, dreist und ohne Heuchelei, indem sie ihren Massenmord zur Schau stellten und der Welt die Erhabenheit jenes römischen Staates präsentierten, der in allem nach Größe strebte, selbst in seinen Verbrechen. Es gibt keinerlei Ähnlichkeit zwischen diesem heidnischen Reich und den heuchlerischen, schattenhaften Reptilien der sowjetischen Bürokratie, gesichtslosen Männern, verängstigten Terroristen, die sich stets wie Ungeziefer in der Nacht verstecken. Noch weniger lassen sich die Opfer des heutigen Terrors mit christlichen Märtyrern vergleichen. Man beachte, dass die Geschichte den Versuch ihrer Ausrottung nie als „Terror“ bezeichnet hat. Das Wort „Terror“ findet sich weder in christlichen noch in heidnischen Chroniken oder Anthologien, und wenn ein solcher Ausdruck fehlt, dann deshalb, weil er nie die wehrlose christliche Gemeinde heimsuchte, noch war auch nur ein Hauch von Terror auf den Gesichtern der Märtyrer zu erkennen, die am helllichten Tag gequält und zerrissen wurden. Wenn ich überhaupt eine Parallele finde, dann in der Erinnerung an bestimmte Seiten der klassischen Literatur, die die von der Pest dezimierten italienischen Städte beschreiben; jene furchtbare Panik der Massen vor dem unsichtbaren Tod, der immer mehr tötete...; aber nicht einmal dieses Bild kann eine Vorstellung vom sowjetischen Terror vermitteln. Dort, in jenen Städten, deren Straßen mit verrottenden, unbestatteten Leichen übersät waren, konnten sich die wenigen Überlebenden Anfällen von Hysterie und Andacht hingeben, den Himmel verfluchen oder anflehen; aber nicht in der UdSSR; Der Schrecken ist so allumfassend und vollkommen, dass er jede emotionale *und* physische Reaktion gelähmt hat; es gibt keinen Aufschrei, keine Hysterie, keine Klage, keinen Protest. Der Schrecken hat so lange angedauert, die Erschöpfung so tiefgreifend, dass die Nerven der Menschen verkümmert sind. Es scheint, als würden die so gefürchteten und erwarteten Tschekisten, wenn sie endlich eintreten und erscheinen, nicht als Todesboten empfangen, sondern als würden sie endlich die Tore der Befreiung öffnen.

In den wenigen Tagen, die ich in diesem Haus verbrachte, waren Beamte der GPU dreimal dort gewesen und hatten fünf Personen festgenommen: vier Männer und eine Frau. Wir erfuhren von den Verhaftungen tagsüber, fast immer erst, wenn Nachbarn sahen, wie Angehörige der Gefangenen mit ihrer Kleidung und ihren Habseligkeiten das Haus verließen, da die Räumung fast immer der Verhaftung folgte. Die Verhaftungen wurden sehr früh am Morgen durchgeführt, ohne das geringste Aufsehen, sodass natürlich nur die Bewohner desselben Zimmers etwas davon mitbekommen haben konnten. Es wurde aber nicht geschrien, und die Angehörigen weinten oder klagten nicht. Von mir durch eine dünne Wand getrennt wohnte ein etwa fünfzigjähriger Beamter, dessen Familie aus seiner Frau und drei Töchtern bestand, von denen die älteste nicht älter als zwanzig gewesen sein konnte. Nun, sie nahmen ihn mit, und obwohl ich schlecht schlief, hörte ich keine einzige Stimme, kein einziges Wehklagen.

Ich erfuhr all das von der Hausherrin, einer etwa dreißigjährigen, großen und schlanken Frau. Sie erzählte mir, sie sei mit einem Beamten verheiratet, der vorübergehend in Baku stationiert sei. Sie ging ständig ein und aus und wusste alles. Ein anderer Mann, angeblich ebenfalls ein Beamter, wohnte als Gast bei uns, verließ aber das Haus nicht, da er angeblich an akutem Rheuma litt. Er saß den ganzen Tag da und las stundenlang vertieft die Prawda, als wolle er sie auswendig lernen.

Ich nahm an, und ich glaube, das mit gutem Grund, dass dieser "invalide" Beamte weder ein Beamter noch inaktiv war, sondern vielmehr ein einfacher Tschekist, der mit meiner persönlichen Überwachung beauftragt war.

In jenen Tagen unternahm ich nur zwei Fahrten, die ich im Auftrag von Kramer machen sollte. Eines Nachts ging ich, nachdem ich es mit Gabriel abgesprochen hatte, zu Iekhov, um ihm die Injektion zu geben. Er wies mich an, bestimmte Marsch- und Gegenmarschmanöver auszuführen, um mögliche Überwachung durch die Verschwörer zu verhindern, bevor ich das Auto erreichte, in dem er auf mich wartete, um mich zu Iekhovs Villa zu bringen.

Endlich war es soweit, worauf ich gewartet hatte. Es muss gegen sieben Uhr abends gewesen sein, als ich ankam.

Ich kam im Hotel an, um meinen zweiten täglichen Besuch abzustatten. Kramer war wach; seine Verletzungen bereiteten ihm kaum noch Beschwerden, und ich hatte ihm erlaubt, etwas Festeres zu essen als die flüssige Kost, die er bisher zu sich genommen hatte. Er war blass und versuchte, gefasst zu wirken, aber ich bemerkte, dass er zitterte. Er erwähnte nichts Besonderes, und mein Besuch verlief wie die anderen: beschränkt auf die übliche Behandlung. Doch als er sich verabschiedete, sah ich, wie er mir einen fest gefalteten Zettel zusteckte. Ich behielt ihn, gab mir völlig unbeteiligt und ging mit dem Versprechen, am nächsten Tag wiederzukommen.

Nach mehreren erfolglosen Versuchen, Gabriel telefonisch zu erreichen, gelang es mir endlich, mit ihm zu sprechen. Er sagte mir, dass mich außerhalb von Moskau ein Auto abholen würde, ich solle mich zum Labor begeben und sie würden mich dort einholen.

So war es. Wir kamen sehr früh an. Gabriel wartete schon auf mich. Ich gab ihm den Umschlag, und er begann, das Dokument darin zu lesen. Er hielt kurz inne, um zu fragen, ob ich schon zu Abend gegessen hätte, und als er erfuhr, dass ich noch nicht gegessen hatte, ließ er den Tisch decken. Ich war überglücklich, mir lief das Wasser im Mund zusammen; ich nahm mir ohne zu fragen eine Zigarette, da ich in letzter Zeit diesen berüchtigten Billigtabak geraucht hatte, und fühlte mich glücklich, als ich mich in den weichen Sessel zurücklehnte.

Wenige Minuten später riefen sie uns zum Abendessen. Ich aß wie ein Verhungerrter; Gabriel aß kaum etwas, er war in Gedanken versunken und wirkte abwesend.

Als er fertig war, verabschiedete er sich und wies mich an, noch vier Tage in meiner Unterkunft zu bleiben, Kramer wie gewohnt zu besuchen und zu versuchen, ihn so schnell und so gut wie möglich zu heilen. Wenn er nach drei Tagen abgereist sei, solle ich am vierten Tag dasselbe tun wie am Nachmittag zuvor und dann ins Labor zurückkehren.

Er brachte den Wagen am Stadtrand von Moskau zurück, und ich nahm die Straßenbahn und ging zu Fuß zurück zu meiner Unterkunft. Die Vermieterin fragte mich auf tausend Arten nach dem Grund meiner Verspätung, und der kranke Beamte warf mir mehrmals verstohlene Blicke über seine *Prawda* hinweg zu.

Ich gab berufliche Verpflichtungen, eine lange Wartezeit in einer Behörde und zudem mein Unwohlsein als Ausrede an, weshalb ich nicht zu Abend essen könne. Dieser Verzicht auf Nahrung, für einen normalen Sowjetbürger undenkbar, ließ die abgemagerte Genossin jegliches weitere Interesse an mir verlieren, und sie witterte ihre Chance auf einen Vitaminschub. Ich ging ins Bett und fror nicht mehr so sehr wie in den Nächten zuvor; zweifellos wirkten die reichlichen Kalorien meines Tscheakisten-Abendessens dem entgegen.

Ich kehrte ins Labor zurück; ich war bereits drei Tage dort gewesen und hatte die mir erteilten Anweisungen befolgt.

Ich möchte nicht wiederholen, wie sehr ich meine Lieben vermisse; die Monate der Trennung löschen ihr Bild nicht aus und verwischen es auch nicht; aber das ist etwas, das man fühlen, nicht aussprechen muss. Ich ersinne unzählige Wege und Vorwände, um die Erlaubnis zu erhalten, sie zu sehen, doch meine Versuche und Andeutungen gegenüber Gabriel waren vergeblich. Er weicht dem Thema stets aus, und wenn ich es wage, nachzuhaken, beruft er sich auf „Anweisungen von oben“. Ich kann sie nicht einmal dazu bringen, mir den Kontakt zu erlauben. Das Höchste der Gefühle ist das Versprechen, dass ich die gewünschte Erlaubnis erhalte, sobald die aktuellen Angelegenheiten erfolgreich geklärt sind. Doch ich habe keine Ahnung, wann das sein wird, da die Probleme täglich größer und komplizierter werden, ohne dass ich ihren Ausgang *oder* ihr Ende vorhersehen kann.

Ich glaube, es waren zehn Tage vergangen, als Gabriel unangemeldet auftauchte. Er rief mich sofort nach seiner Ankunft an und fragte mich ohne Umschweife, ob ich alles vorbereitet hätte, was wir in Paris für den Fall Miller verwenden wollten.

—Die Injektionen oder das Betäubungsmittel?—Denn ich erinnerte mich gut daran, dass die Vereinbarung vorsah, zuerst das Betäubungsmittel im Pariser Hotel zu verwenden.

„Die Injektion“, sagte er zu mir.

—Beide Gegenstände sind unbeschädigt und sofort einsatzbereit.

—Sie sollten Ihr persönliches Gepäck bereithalten, falls Sie zu irgendeinem Zeitpunkt verreisen müssen.

„Sollen wir nach Paris zurückkehren, um die Miller-Affäre fortzusetzen?“, fragte ich, gespannt auf die Antwort.

„Seien Sie nicht so neugierig, Doktor“, erwiderte er ohne Strenge. „Wir fahren nach Paris oder nach Peking ... Was macht das schon? ... Hauptsache, wir sind wieder im Einsatz ... und was für ein Einsatz das sein wird, Doktor!“

Drei weitere Tage vergingen. Am Nachmittag des dritten Tages rief mich Gabriel an; er sagte mir kurz, ich solle jederzeit abreisebereit sein. Ich musste nichts vorbereiten, da ich alles nach seiner ersten Reiseankündigung geregelt hatte. Ich schlief schlecht und unruhig; das Reiseziel, die unbekannte Mission und die diffuse Angst, die jede Veränderung meiner Lage in mir auslöste, versetzten mich in einen Zustand akuter Unruhe.

Sie riefen mich sehr früh am Morgen an; ich badete, zog mich an und frühstückte, bevor ich losfuhr. Ich hatte kaum fertig gelesen, als ich das Motorengeräusch eines Autos vor dem Haus hörte. Es klingelte, zwei Männer kamen herein und trugen mein Gepäck zum Wagen. Ich folgte ihnen hinaus, nahm Platz, sie stiegen neben mich ein, und wir fuhren los. Die Fahrt dauerte etwa drei Stunden; ich weiß nicht genau, wie lange es her war, als wir das Labor verließen. Wir kamen am frühen Morgen vor einem großen Tor aus gekreuzten Brettern an, das von einem Drahtzaun umgeben war. Einer meiner Begleiter stieg aus und stellte sich dem Offizier vor, der draußen vor dem Tor auf und ab ging. Dann bemerkte ich zwei weitere Wachen. Sie wechselten ein paar Worte, der Offizier sagte etwas zu einigen Soldaten, und das Tor öffnete sich. Der Mann, der ausgestiegen war, stieg wieder ein, und unser Wagen fuhr hinein. Wir waren erst etwa eine halbe *Werst* gefahren, als wir anhielten.

Ich stieg aus und sah nach wenigen Metern ein dreimotoriges Flugzeug und mehrere Männer, drei oder vier, um das es herumstand. Zwei von ihnen kamen zum Auto, um mein Gepäck zu holen und es in das große Flugzeug zu laden. Als sie durch die Seitentür einstiegen, sah ich einen weiteren Mann in der Fliegeruniform der Militärluftfahrt aussteigen. Er kam ein paar Schritte auf mich zu und rief mich herüber. Ich ging zu ihm und erkannte Gabriel. Er nahm meinen Arm und führte mich zur Seite des Flugzeugs. Er forderte mich auf, die kurze Leiter zur Tür hinaufzusteigen. Wir stiegen beide ein. Drei Männer waren gerade dabei, mein Gepäck zu verstauen und zu sichern. Neben meinem Gepäck standen weitere Koffer und ein großer schwarzer Koffer mit gelben Metallbeschlägen. Gabriel befahl allen auszusteigen und bat mich dann allein, Platz zu nehmen. Er wies mich an, mich anzuschnallen, und half mir dabei.

—Jetzt zieh es aus— sagte er zu mir.

Ich habe es versucht, aber es ist mir nicht gelungen. Er lächelte.

—Gut; versuchen Sie es nicht weiter; es wird sich nicht öffnen lassen.

Dann, ich weiß nicht wie, öffnete er den Sicherheitsgurt, und ich konnte mich selbst sehen, frei. Ich stand auf, und Gabriel gab mir ganz selbstverständlich Anweisungen.

—Sie, Doktor, nehmen auf diesem anderen Stuhl Platz; sehen Sie sich den Sicherheitsgurt an – und er fummelte an der Schnalle herum, die sich leicht öffnen und schließen ließ, obwohl sie identisch aussah –; dieser Platz ist für einen Reisenden, der uns begleiten wird; nur er, Sie, mein Mechaniker und ich werden fliegen; nach einer Stunde Flugzeit wird mein Mechaniker den Passagier mit einem *Jiu-Jitsu* -Würgegriff fixieren; er wird sich nicht bewegen... Wenn Sie sehen, dass er gut fixiert ist, bereiten Sie ruhig seine Injektion vor, geben Sie ihm die Spritze und lassen Sie ihn einschlafen.

Sobald er tief und fest schläft, wird er freigelassen, und Sie beide müssen ihn in die große Truhe dort legen. Sie werden ihn festbinden, da die Truhe dafür vorgesehen ist und der Mechaniker sie bereits getestet hat. Das ist alles für Sie; danach können Sie einfach die Aussicht genießen, bis wir landen.

„Wo soll ich ihm die Spritze geben?“, fragte ich. „Sie müssen angezogen sein und möglichst wenig Haut freilegen.“

—Das liegt ganz bei dir, stich hinein, wo immer du willst.

Ich setzte mich, und er stieg aus dem Flugzeug und betrat den Boden. Ich warf einen Blick aus dem nächstgelegenen Seitenfenster auf die Weite des Feldes und konnte dabei einen kurzen Blick auf den Flügel des Flugzeugs erhaschen. In der Ferne kreisten mehrere Flugzeuge inmitten von Soldaten. Gabriel stieg wieder ein, und sofort heulten die Triebwerke nacheinander auf. Die ganze Sache – die Reise, der Plan, die Anweisungen – hatte sich so schnell abgespielt, dass ich gar keine Zeit zum Nachdenken gehabt hatte. Doch das Warten hatte in mir Gedanken geweckt – oder besser gesagt, Fragen, Verdächtigungen und Ängste. Ich fragte mich, ob diese Reise und die Entführung eine Angelegenheit des Staates, also legal, waren oder ob es sich um eine kühne, finstere und persönliche Tat Gabriels handelte, dessen Auftreten oft eher an einen wagemutigen *Gangster* als an einen Polizisten erinnerte. Denn wenn ich ihm zuhörte und vor allem, wenn ich ihn handeln sah – dynamisch, vital, leidenschaftlich –, konnte ich nicht mehr unterscheiden, wo das Offizielle aufhörte und das Private begann.

Vielleicht hatte eine raffinierte, raffinierte, teuflische Erziehungsmethode der Partei das Wunder vollbracht, in ein und demselben Individuum den Geist des Fachmanns, des Technikers, des Funktionärs mit dem des leidenschaftlichen, genialen Fanatikers zu verschmelzen. Ich wurde Zeuge dieser erstaunlichen Verbindung in Gabriel und konnte es nicht fassen. Er war so leidenschaftlich und selbstsicher, dass der Gedanke an Unterordnung und Gehorsam völlig verschwand; seine Entschlossenheit, sein Mut und seine Grausamkeit und zugleich seine Trunkenheit der Gefahr waren etwas so Außergewöhnliches, Inniges und Lebenswichtiges, dass nur jemand, der all dies als etwas zutiefst Eigenes empfand, in einem solchen Zustand leben konnte.

Natürlich hatte ich keine Zeit, so tiefgründig nachzudenken, da ich vom ohrenbetäubenden Dröhnen der Motoren betäubt war; ich schreibe es jetzt, in der Stille des Zimmers, und betrachte die winzige Iris eines Sonnenstrahls, der sich im Glas einer Flasche bricht.

Dann stellte ich tausend voreilige Vermutungen an, eine abwegiger als die andere; ich fragte mich, ob

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Wir würden einen hochrangigen sowjetischen Beamten entführen und ihn auf eine einsame Insel bringen, für den Gabriel ein sagenhaftes Lösegeld fordern würde. Ich weiß nicht warum, aber meine Fantasie ließ mich sehen, dass es mit Edelsteinen bezahlt werden würde ... Ich konnte mir schon eine Kaskade aus Rubinen, Topasen und Smaragden vorstellen, vermischt mit Diamanten und Perlen ...

Ich war in diese wirren Gedanken versunken, als Gabriel an mir vorbeiging, ohne anzuhalten, sagte: „Er ist da“ und aus dem Flugzeug stieg. Ich schaute hinaus und sah einen Wagen, aus dem ein stattlicher Mann ausstieg. Sein auffälligstes Merkmal war sein langer Bart, seine Haltung und Kleidung wirkten wie die einer wichtigen Person, und er trug eine große Aktentasche. Mehrere Offiziere hatten ihn erwartet und umringten ihn respektvoll. Ich sah Gabriel in der Nähe des Flugzeugs warten, fast unter dem Flügel, und er begrüßte den Neuankömmling mit einem steifen militärischen Gruß. Genau in diesem Moment stieg ein Fremder in einem Fliegeranzug ins Flugzeug, salutierte kurz und ging ins Cockpit. Ich nahm an, er sei Pilot oder Mechaniker. Im selben Moment stiegen weitere Soldaten ein, die zwei Lederkoffer trugen, diese hinten verstauten und dann wieder ausstiegen.

Die Motoren heulten auf, ihr Lärm wurde lauter. Gabriel stieg ein, und unmittelbar danach der Mann, den ich hatte eintreffen sehen. Gabriel wies ihm respektvoll und ehrerbietig seinen Platz zu. Bevor er sich setzte, warf mir der Mann einen verstohlenen Blick zu, als sähe er ein Insekt und ich wäre das Insekt. Ich fühlte mich durch diesen Blick beleidigt und dachte beim Hinsetzen: „Das wirst du schon sehen.“ Gabriel lächelte und half ihm freundlich beim Anschnallen; dann ging er zurück zur Seitentür und befahl, sie zu schließen. Sie taten es, und sogleich trat er vor den Mann, salutierte ihm mit militärischer Korrektheit und sagte: „Wie Sie es befehlen, Marschall.“

Der Mann nickte, und Gabriel drehte sich, ohne zu zögern, um und zog sich mit derselben Eleganz und Feinfühligkeit, als wolle er die zarte Taille einer Herzogin zum Walzer fassen, ein Paar riesige Handschuhe an. Ohne Umschweife betrat er das Cockpit, und ich spürte sofort, wie das Flugzeug beim Rollen über das Feld leicht erzitterte und sanft abhob. Wir gewannen rasch an Höhe, und die Maschine glitt mit ihren Tragflächen durch die Wolken. Ergriffen von jener gewissen Feierlichkeit, die mich in der Luft überkommt, war der Gedanke an das, was dort, in diesem beengten Raum, mit diesem General vor sich ging, aus meinem Bewusstsein verschwunden. Ich sah ihn an, ohne den Kopf zu drehen, und sah ihn, ruhig und zufrieden, wie er sich nachdenklich den schönen Bart strich und den Blick durch das Fenster schweifen ließ. Da ich ihn beim Betreten des Raumes als unsympathisch empfunden hatte, wiederholte ich innerlich: „Sie werden schon sehen, Marshal, Sie werden schon sehen, wie dieses Insekt zubeißt ...“ Doch mein Gewissen schämte mich für diesen schändlichen Gedanken, und ich betrachtete die Sache nur als gehorsamer und widerwilliger „technischer Offizier“. Da er mich nicht ansah, konnte ich ihn verstohlen mustern, um zu sehen, wo ich ihm die Injektion geben konnte. Er trug dicke Handschuhe und einen weiten, mit Zibelin gefütterten Mantel, dessen Pelz hervorlugte und einen hohen Kragen bildete; tatsächlich war nur sein Gesicht unbedeckt. Es schien schwierig, seinen Ärmel wegen der Dicke des Mantels hochzukrempeln; die Injektion musste intramuskulär in seinen Oberschenkel, durch den Stoff hindurch, erfolgen, aber ich verwarf den Gedanken. Ich erinnerte mich, dass meine Beine frei waren und er sich natürlich verteidigen würde. Ich befand mich in einer großen Zwickmühle, da die Situation mit jedem Augenblick schwieriger wurde. Ich weiß nicht, wie lange ich noch grübeln würde, ohne den richtigen Weg zu finden. Meine Gedanken wurden jäh unterbrochen, als der sogenannte Mechaniker im Türrahmen der Kabine erschien. Ich sah ihn an und bemerkte seine Ruhe; sein mongolisches Gesicht verriet nichts Ungewöhnliches. Mir wurde klar, dass der Moment zum Handeln gekommen war; ich öffnete meinen Gürtel. Der Mongole kam auf uns zu, und als er zwischen dem General und mir hindurchging, drehte er sich um und packte den Marschall blitzschnell am Hals, indem er seinen rechten Unterarm unter dessen Kiefer schob. Es ging blitzschnell: Der Marschall rührte sich kaum und blieb wie angewurzelt stehen. Ich griff nach meiner Sanitätstasche; ich zitterte am ganzen Körper und schaffte es nicht einmal, sie zu öffnen. Nun, ein Stück vom General entfernt, verhinderte der Lärm der Motoren, dass ich ein dumpfes Schnarchen aus seiner Kehle hörte. Schließlich öffnete ich die Tasche; durch mein Zittern und meine Eile verschüttete ich die Flüssigkeit aus der ersten Ampulle, und ich schaffte es nur, die zweite zu füllen, um die Spritze bestücken zu können. Dann ließ ich die Nadel zweimal fallen und dachte über ihre Sterilität nach; erst beim dritten Versuch gelang es mir, sie sicher zu halten. Ich umklammerte bereits meine Waffe und bewegte mich fast mechanisch auf den Sessel zu. Ich hatte wirklich Angst; ich wusste nicht, was ich tun sollte. Ich fürchtete mich davor, dem General mit der Spritze in der Hand gegenüberzutreten. Ich zupfte an dem Handschuh; ich versuchte, den Ärmel hochzukrempeln, aber es gelang mir nicht. Ich ergriff seine Hand und stach in die Stelle um seinen Daumen. Ich injizierte, nicht ohne zu zittern. Ich war fertig, aber es schien mir, als würde die Injektion eine Ewigkeit dauern. Als ich fertig war, wollte ich die Spritze weglegen. Es dauerte eine Weile, da meine Hände sehr ungeschickt waren; dann schloss ich die Aktentasche und stand auf. Ich blickte zum General hinüber, und da war der Mongole, immer noch auf seinen Kopf gerichtet, mit der

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Dieselbe Hartnäckigkeit und Ernsthaftigkeit wie zuvor. Ich gab ihm ein Zeichen, aufzuhören, doch er verstand mich nicht, und ich musste seine Hände selbst wegnehmen. Der General sprach nicht mehr; die Wirkung des Medikaments setzte ein, denn er öffnete die Augen nur mit Mühe. Einen Moment lang fragte ich mich, was wohl in seinen wirren Gedanken vorging. Der Mongole sah mich fragend und respektvoll an. Ich ging zur Cockpittür, steckte den Kopf hinein und sah Gabriel mit Händen und Füßen an den Steuerknüppeln, ruhig und kerzengeradeaus blickend, als säße er am Steuer eines friedlichen Touristenflugzeugs. Er drehte kaum den Kopf, als ich ihm zurief, der General schliefe: „Ihm geht es gut, Doktor“, glaube ich zu hören. Ich ging zurück zum General; er schlief bereits tief und fest.

Ich sah mir die große schwarze Truhe an und brauchte nur darauf zu achten, dass der Mongole entschlossen darauf zuing, sie öffnete und auf die Seite fallen ließ; da wurde mir klar, dass die Truhe für den Zweck, für den sie bestimmt war, präpariert war; ihr Innenraum war gepolstert, so etwas wie ein Koffer, der die Stöße dessen abfedern sollte, was auch immer er darin trug.

Ich rief den Mongolen, er solle den leblosen Körper des Generals freigeben; er manövrierte mit einem kleinen Schlüssel und öffnete den Gürtel, und dann zogen wir beide, mit Mühe *und* Gleichgewicht, den General zum Sarg und legten ihn hinein; da seine Beine draußen blieben, faltete der Mongole sie ohne zu zögern zusammen, als ob er diese Operation nicht zum ersten Mal durchführte; dann kreuzte er einige sehr starke Riemen quer *und* befestigte sie und fesselte schließlich mit großer Geschicklichkeit die Füße und Hände des Generals.

Der Mongole richtete sich auf, rieb sich die Hände und deutete an, dass er fertig sei und den Kofferraumdeckel schließen wollte; doch ich hielt ihn auf. Obwohl ich es schon vermutet hatte, wollte ich sichergehen, dass der Kofferraum Luftlöcher hatte; er hatte welche, aber da ich nicht wusste, wie lange die Überfahrt dauern würde, fragte ich Gabriel, und er sagte mir, wir würden in anderthalb Stunden landen. Es schien mir verfrüht, den Kofferraum zu schließen, und so blieb er auch eine Stunde später geschlossen. Ich versuchte, in dieser Zeit nachzudenken, aber es gelang mir nicht; zweifellos war die Anspannung enorm gewesen. Ich kam nur zu dem Schluss, dass meine offizielle Rolle als professioneller Folterer nun endgültig begonnen hatte. Und obwohl ich von meinem schnellen Eingreifen beeindruckt war, fühlte ich mich erstaunlich ruhig und normal. Zweifellos, dachte ich, besitzt dieses menschliche Wesen ungeahnte Anpassungsfähigkeiten.

Meine Berechnungen über unseren möglichen Standort wurden jäh durch den Schmerz in meinen Ohren unterbrochen, der den Sinkflug ankündigte. Das Flugzeug landete sehr schnell, und ich sah mehrere Soldaten über das Feld auf uns zurennen. Wir blieben stehen, und kurz darauf erschien Gabriel.

Der Mongole öffnete die Seitentür, und mehrere Soldaten stiegen ein; nicht von der Luftwaffe, sondern vom NKWD, unter dem Kommando eines Offiziers, der Gabriel begrüßte. Er befahl, das gesamte Gepäck auszuladen, und sie trugen mühsam den großen Koffer. Wir stiegen alle aus; in der Nähe sah ich mehrere Flieger in Fliegeranzügen, die sofort nach unserem Start ins Flugzeug stiegen; die Motoren liefen wieder an, und wir befanden uns noch am Rand des Flugfelds, als ich unser Flugzeug abheben sah.

Dort, neben einigen niedrigen Gebäuden, den Nebengebäuden des Flugfelds, warteten drei Autos auf uns. Der Mongole fuhr eines und lud das Gepäck, darunter den großen Koffer, auf die Ladefläche. Gabriel und ich stiegen in ein anderes, der Offizier und die NKWD-Soldaten in das dritte.

Der gesamte Konvoi setzte sich in Bewegung. Paradoxerweise fühlte ich mich beruhigt, als ich sah, wie ich vom NKWD eskortiert wurde; ich hatte nun keinerlei Zweifel mehr an der offiziellen Natur der Entführung unseres Generals. Die Autos fuhren auf einer schlecht instand gehaltenen Straße, die mit viel Schlamm und stellenweise mit Schneematsch bedeckt war.

„Wie ist Ihre Operation verlaufen, Doktor?“, fragte mich Gabriel gut gelaunt.

Ich konnte ihm nur mit einer vagen Geste antworten und fragte ihn daraufhin: „Wohin bringen wir die kranke Person?“

„Wie viele Stunden hält die Wirkung an?“, fragte er, ohne mir zu antworten.
—Ungefähr sechs Stunden.

Er warf einen Blick auf seine Uhr.

—Vor anderthalb Stunden, richtig?... Wir haben noch etwa viereinhalb Stunden?... Das ist nicht viel. Gäbe es irgendwelche Probleme, seinen Schlaf mit einer weiteren Injektion zu verlängern?

—Es ist möglich, aber wo?...

—Nun, in einem anderen Flugzeug— antwortete er.

XXV

FOLTER

Zurück in der Luft. Unsere Autofahrt führte uns zu einem anderen Flugplatz, den wir nach etwa zwei Stunden erreichten. Dort wartete bereits ein Flugzeug mit laufenden Triebwerken. Wir hielten nur noch kurz an, um unser Gepäck und den Kofferraum zu verladen, und dann, wieder am Steuer von Gabriel, hoben wir ab.

Ich weiß nicht genau, in welcher Region wir uns befanden, aber aus dem Aussehen einiger Bauern, die ich am Straßenrand sah, und aus den ländlichen Gebäuden schließe ich, dass es die Ukraine gewesen sein muss.

Während der Fahrt verlief alles ereignislos. Wie vereinbart, verabreichte ich dem noch immer benommenen General eine weitere Dosis.

Nach etwa drei Stunden konnte ich durch das linke Fenster eine große Stadt sehen; obwohl sie weit entfernt und vom Nebel verschwommen war, erkannte ich sie als Moskau; ich konnte mich nicht irren, ich hatte unterwegs zwei oder drei Städte gesehen, aber keine von ihnen hatte die typische Architektur Moskaus, die ich schon von weitem erkennen konnte.

Kurz darauf landeten wir, allerdings auf einem anderen Flugfeld als dem, von dem wir gestartet waren. Ein NKWD-Zug mit drei Fahrzeugen erwartete uns ebenfalls. Der Offizier stellte sich vor und begrüßte Gabriel: „Hauptmann Gabrielo Gabrilovich Kuzmin?“

Gabriel erwiderte den Gruß und nickte; dann gingen sie ein paar Schritte auseinander und unterhielten sich. Schnell luden sie alles in die drei Autos, und wir rasten davon. Wir erreichten das Labor und schlossen damit unsere Runde. Meine Fantasien von Abenteuern in exotischen Ländern waren dahin. Alles wurde ausgeladen, und die NKWD-Männer gingen; nur der mongolische Mechaniker blieb zurück. Nachdem die Tür geschlossen war, veranlasste Gabriel, dass die große Truhe in den Keller gebracht wurde. Ich wollte eigentlich oben bleiben, aber er lud mich ein, mit ihm hinunterzugehen. Es war das erste Mal, dass ich dort unten war. Ich weiß nicht, warum ich vor der Tür dieser stets verschlossenen Höhle, die mich an das dunkle Reich des verschwundenen Levin erinnerte, eine gewisse Angst verspürt hatte. Das Bild des sadistischen Arztes und das des Kellers waren, ich weiß nicht warum, in meiner Vorstellung eng miteinander verbunden.

Entgegen meiner Erwartung bemerkte ich zunächst nichts Beängstigendes. Der Keller war normal beleuchtet. Am Fuße der Treppe begann ein von drei oder vier Türen flankierter Flur, der in einem relativ großen Raum endete, der ebenfalls von sechs weiteren Türen umgeben war; es handelte sich um stabile, gewöhnliche Türen, an denen nichts Ungewöhnliches zu erkennen war, außer einem geschlossenen Türspion. Nur eine Tür war geöffnet, durch die etwas Licht austrat.

Der Mongole, der Butler und ein weiterer Mann aus dem Hauspersonal hatten den Koffer auf dem Boden vor der offenen und beleuchteten Tür stehen und sahen uns an, als würden sie auf unsere Befehle warten.

„Mach es auf“, sagte Gabriel zu dem Mongolen.

Er tat es, hob den Deckel an, und da lag er, in seiner lächerlichen Lage, mit angewinkelten und gefesselten Beinen, der General. Ich warf einen kurzen Blick auf die beiden Männer, die nichts von dem Inhalt des Koffers ahnten, und seltsamerweise huschte nicht die geringste Spur von Erstaunen oder Regung über ihre Gesichter, obwohl ihnen der Körper wie der eines Toten vorkam.

„Bindet ihn los und sperrt ihn da drin ein“, befahl Gabriel erneut und blickte den schlafenden General teilnahmslos an. Er holte sein Zigarettenetui hervor, bot mir eine Zigarette an und begann auf und ab zu gehen.

Sie brachten die Leiche in die Zelle, und ich ging näher heran, um sie zu untersuchen. Sie war vollständig gepolstert und enthielt nur ein Brett anstelle einer Liegefläche, das, waagerecht ausgelegt, die Hälfte des Raumes bedeckte. Während ich mit der Untersuchung beschäftigt war, hörte ich Gabriels befehlende Stimme hinter mir: „Zieht ihm den Mantel aus; durchsucht ihn und nehmt alles mit, was er bei sich trägt; aber durchsucht ihn gründlich.“

Die Suche begann; Tasche für Tasche wurde geleert, dann Nähte, Futter, Zwischenfutter; Kleidungsstück für Kleidungsstück wurde von den sechs Händen abgetastet und in alle Richtungen gefaltet, als suchten sie nach einem Floh. Es dauerte lange, doch Gabriel zeigte keine Anzeichen von Ungeduld und wandte seine Augen keinen Augenblick von der akribischen Arbeit ab.

„Na gut“, sagte er schließlich, „jetzt können Sie ihn fesseln.“

Der General wurde im Nu an Händen und Füßen gefesselt, denn sein Bettbrett... Es besaß stabile, geflochtene Riemen, die mit Schnallen verbunden werden konnten.

„Immer nur eine Person im Dienst“, befahl Gabriel erneut. „Nah heran.“ Er nahm meinen Arm und führte mich mit sich. „Was halten Sie davon, Doktor, wenn wir zu Mittag essen? ... Meinen Sie nicht, es wäre an der Zeit?“

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

bereits?

Tatsächlich hatten wir beide den ganzen Tag nichts gegessen; aber ich, mit so vielen Bewegungen und Emotionen habe ich gar nicht bemerkt.

Wenn ich mein Gewissen als professioneller Tschekist bis zum heutigen Tag prüfen würde, könnte ich mich nicht des Mordes oder der Folter bezichtigen. Meine direkten Handlungen beschränkten sich bis heute darauf, Jekhow vor dem Tod zu retten und diesem sowjetischen General Injektionen zu verabreichen, die paradoxerweise nicht der Folter, sondern dem friedlichen Einschlafen dienten. Wenn überhaupt jemand gefoltert wurde, dann war es ich, der Folterer, denn ich erhielt einen Schuss in den Rücken, eine Wunde, die mir körperliches und seelisches Leid zufügte. Niemand konnte glauben, dass ich, der Folterer, gleichzeitig Lust bereiten und gefoltert werden konnte. Doch diese Betrachtung greift zu kurz. Ich bin ein Rädchen im komplizierten Getriebe des Terrorapparats; auch wenn ich persönlich bis jetzt niemanden gefoltert habe, so habe ich doch meinen Beitrag und meine Hilfe in dem Umfang geleistet, wie mir befohlen wurde. Ich bin schuldig. Zu diesem Schluss führt mich mein Gewissen; mein Gewissen, lebendig und allgegenwärtig in mir, dessen Tod oder Ruhen ich mir nicht einmal vorstellen kann. „Ist es möglich – frage ich mich tausendmal –, dass das Gewissen in so vielen Männern um mich herum gestorben ist?...“

Ich sehe ihnen dabei zu, wie sie einander quälen und töten. Es stimmt, dass sie in diesem Töten und Quälen eine seltene Intelligenz an den Tag legen. *Der Homo sapiens* offenbart sich in der ganzen Pracht seiner Vernunft. Aber nicht mehr; der Mensch quält und tötet den Menschen so gewissenlos wie das Tier das Tier tötet. Ich kann es mir nicht vorstellen; ich kann es nicht verstehen, selbst wenn ich die Natürlichkeit und Normalität dieser Männer beim Töten und Quälen anerkenne. Es übersteigt mein Fassungsvermögen, zu begreifen, wie jeder Anflug von Reue aus ihren Seelen verschwindet. Aber haben sie überhaupt Seelen? Sind sie nicht bloß rationale, sinnliche und funktionale Wesen?... Haben sie nicht das rein Metaphysische aus sich verbannt?... Ich halte es für unmöglich; ich kann es nicht glauben, obwohl es im Leben dieses „sowjetischen Gebildes“ so offensichtlich erscheint. Es ist ein gewaltiges Problem; ich gestehe es. Ich habe in meiner erzwungenen Einsamkeit viel über diese ungeheure Frage nachgedacht. Bis heute sehe ich nur eine Ursache für den völligen Tod oder die Katalepsie des Sentimentalen und Moralischen: jene für alle offensichtliche Hypertrophie des Rationalen *und* Instinktiven im *sowjetischen Menschen*, hervorgerufen durch den dialektischen Fatalismus des Marxismus. Die Existenz eines solchen „Menschen“-Typs scheint bereits offenkundig. Selbst die aufmerksamste Beobachtung kann in ihm nicht die geringste sentimentale Reaktion metaphysischer Ordnung feststellen. Seine Norm *und* sein Gesetz sind marxistisch, das heißt darwinistisch. Stehen wir vor einer neuen *Spezies*? ... Einer neuen Spezies, entstanden nicht durch *Evolution*, sondern durch die Revolution. Einem Typus, befreit vom Sog von *Gut und Böse*. Doch ich sinniere: Der darwinistische Evolutionismus und damit auch der marxistische Fatalismus bergen doch implizit und explizit die progressive Idee der Perfektionierung in sich, nicht wahr? ... Dieser sowjetische „Mensch“, über Gut und Böse erhaben, wäre Nietzsches Übermensch, das *dialektische Tier*. Aber er wäre weder darwinistischer Fortschritt noch Perfektion. Der Versuch, einen vollkommeneren Menschen, einen Übermenschen, zu erschaffen, hätte nur ein noch tierischeres Wesen hervorgebracht. Diesen Menschen sehe ich: ein wildes Tier, nicht in der blinden Nacht seiner Instinkte, sondern mit klaren Instinkten, erleuchtet von der Vernunft ... Das Tier, unendlich gestärkt durch die Dialektik. Ja, so ist es; der Marxismus hat es geschafft, den Menschen auf das tierische Stadium zurückzusetzen und ihn von seiner metaphysischen Welt, seiner Verbindung zur Göttlichkeit, zu trennen. Wenn der Marxismus eine solch immense Leistung vollbracht hat, im Vergleich zu der alle planetarischen Entdeckungen verblassen, müssen wir ihm eine satanisch brillante Kategorie zuerkennen.

Am vierten Tag, an dem dem General Morphiun gespritzt wurde, schlug Gabriel mir vor Versuchen Sie, die Injektionen abzusetzen, um zu sehen, wie sie reagieren.

Zehn Stunden nachdem dem Patienten das Medikament entzogen worden war, befand er sich in einem Zustand großer Erregung.

Gabriel beschloss, nicht länger mit dem Verhör zu warten. Er ließ den General in sein Büro bringen. Wie ich später sah, hatte er ihn an einen Sessel gefesselt und ihn so bewegungsunfähig gemacht. Ich war in den ersten Stunden des Verhörs nicht dabei; daher weiß ich nicht, was geschah. Gabriels Versuch, ihn zum Reden zu bringen, muss gescheitert sein. Ich glaube, dass er mich schließlich hinzuzog. Als ich eintrat, konnte ich mir ein Bild von der Lage machen;

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Der General, der gefesselt war, stand kurz vor einem Nervenzusammenbruch und unternahm verzweifelte Versuche, sich zu befreien; aber seine Fesseln waren sehr stark, und auch der Stuhl war sehr stabil; sonst hätten sie seinen Bemühungen nicht standgehalten.

„Bring mir eine Spritze“, sagte Gabriel zu mir.

Ich eilte hinaus und kehrte sofort mit der geladenen Spritze zurück. Als der General mich sah, verstummte er augenblicklich. Er musterte mich gierig, mit dem Blick eines hungrigen Streuners auf das Brot, das ein Kind gerade isst. Ich näherte mich ihm in gutem Glauben, um ihm die Spritze zu geben, da ich glaubte, Gabriels Befehl zu befolgen, doch er hielt mich auf.

„Nein, Doktor, nein. Marschall Gamarnik, oder besser gesagt, Ex-Marschall Gamarnik, will nicht, dass wir eine Einigung erzielen. Die Injektion ist nur für den Fall, dass er seine Meinung ändert. Setzen Sie sich, setzen Sie sich, Doktor.“

Ich setzte mich, die Spritze in der Hand, und wusste nicht, was ich tun sollte. Gabriel wandte sich dem General zu, der regungslos und erschöpft dastand, und sagte: „Bis jetzt wollte ich keine Gewalt anwenden. Wenn Sie das System nicht kennen würden, hätten wir zunächst eine kurze Behandlungsmethode ausprobiert. Aber Sie wissen genau, wie wirksam unsere Behandlungen sind. Sie dürfen sich nicht einbilden, Sie seien eine Ausnahme, was Ihre körperliche oder seelische Widerstandsfähigkeit angeht; deren Überwindung ist nur eine Frage der Zeit. Sie haben Männer kennengelernt, echte Männer, mit Nerven aus Stahl, die in allen möglichen Gefahrensituationen standgehalten haben, und wir haben sie gebrochen ... Glauben Sie, Sie seien überlegen, mit größerer Widerstandsfähigkeit und größerem Mut ausgestattet?“

Der General hielt einen Moment inne und antwortete dann sichtlich angestrengt: „Ich mag zwar nicht überragend in Ausdauer oder Mut sein, aber Sie können mich nur zum Lügen bringen; an meiner Beteiligung an dieser militärischen Verschwörung ist kein Fünkchen Wahrheit ...“

—Nichts?... Und sein gestandener Kontakt mit Kramer?... Ist das etwa nichts?

„Das ist nichts. Es ist lediglich ein technischer Kontakt im Interesse der Roten Armee, zu dem ich aufgrund meiner Position als stellvertretender Volkskommissar für Verteidigung verpflichtet und befugt war; niemand kann allein darauf eine fantastische militärische Verschwörung konstruieren.“

„Ist das Ihre endgültige Entscheidung?... Überlegen Sie es sich gut, bevor Sie antworten. Ich habe Kramers detailliertes und genaues Geständnis hier. Versuchen Sie nicht, etwas zu erfinden oder sich etwas auszudenken; Ihr Geständnis muss exakt mit dem des Deutschen übereinstimmen. Rufen Sie mich nicht, bevor Sie nicht fest entschlossen sind, mir die ganze Wahrheit zu sagen. Ich werde Ihre Entschlossenheit jetzt auf die Probe stellen. Aber zuerst muss ich Sie warnen: Es wird ein Zeitpunkt kommen, an dem Sie sprechen wollen; es ist möglich, dass ich in diesem Moment nicht hier bin und Sie nicht hören kann; erwarten Sie nicht, dass die Behandlung, die Sie erhalten werden, ausgesetzt wird, wenn Sie mich bitten, mit Ihnen zu sprechen, egal ob Sie lügen oder die Wahrheit sagen. Es könnte sein, dass ich mehrere Stunden brauche, um zurückzukehren, und das wird eine Ewigkeit sinnlosen Leidens für Sie sein, das ich Ihnen nicht ersparen kann... Was entscheiden Sie?... Ich muss gehen.“

Gabriel wartete einen Moment sitzend; doch der General sagte kein Wort, stand auf und rief. Der Mongole und ein anderer Mann aus dem Haushalt traten ein und befahlen, den Gefangenen abzuführen. Während sie ihn losbanden, ging Gabriel auf und ab und murmelte laut vor sich hin: „Es ist lästig; sie sind alle gleich. Erst leugnen, sich wehren, in den ersten Stunden oder Tagen, nur um dann am Ende zu reden ... Menschliche Dummheit ist unbeschreiblich ... Es ist einfach nur öde!“

Währenddessen führten die beiden Männer den General ab; jeder hielt einen seiner Arme fest, den er jedoch hinter dem Rücken verschränkte.

Als er verschwunden war, blieb ich wie zuvor sitzen: mit der geladenen Spritze da und starrte verdutzt umher. Gabriel lief weiter auf und ab und beachtete mich überhaupt nicht; dann kam er heraus, und ich hörte seine Schritte, als er die Treppe herunterkam. Es herrschte Stille, dann hörte ich einen Ruf von unten; dann in Abständen weitere.

Zweifelloos begann nun die Qual des Generals. Die Rufe, obwohl durch die Entfernung gedämpft, erreichten mich deutlich und lösten eine seltsame und beunruhigende Wirkung in mir aus; es fühlte sich an, als hätte ich einen festen Knoten in der Speiseröhre. Bald hörte ich jemanden die Treppe heraufkommen und die Tür zuschlagen. Es war Gabriel, der zurückkehrte; er warnte mich: „Sie sehen nicht gut aus, Doktor. Haben Sie etwas gehört?“

—Ja — antwortete ich mit großer Mühe — und ich scheine es immer noch zu hören...

„Nein, jetzt ist kein Geräusch zu hören; das ist nur Ihre Einbildung. Aber ich dachte nicht, dass es Sie stören würde, Doktor. Sie haben ja sicher schon operiert und seziert, und Sie sind doch mittlerweile an Blut und Geschrei gewöhnt, nicht wahr?“

—Nein, nicht so; nicht mit einem gesunden, lebenden Mann.

—Nun ja, gewöhnen Sie sich an den Gedanken, dass er bereits eine Leiche ist...

„Haben sie ihn schon getötet?“, fragte ich, ohne nachzudenken.

—Nein, was für ein Unsinn!... Er ist noch nicht tot, aber er wird es; was macht das für ihn überhaupt noch für einen Unterschied?

Sie?... Aber gut, Sie werden sich daran gewöhnen. Hören Sie, ich bin übermüdet, ich muss schlafen; Sie müssen in den Keller hinuntergehen und den Zustand des Generals untersuchen; ein Zusammenbruch ist möglich. Falls es dazu kommt, reanimieren Sie ihn, und falls er das Bewusstsein verliert, bringen Sie ihn wieder zu sich. Seine Gesundheit und sein Wohlergehen liegen in Ihren Händen, Doktor, ganz in Ihrer Verantwortung. Wissen Sie, sein Leben ist unermesslich kostbar... bis er spricht.

Er ging ein paar Schritte auf die Tür zu, drehte sich um und fügte hinzu:

Ah!... Falls sie mich anrufen und mit mir sprechen möchten, geben Sie mir bitte Bescheid, aber ohne Eile und natürlich, wie sie ja bereits wissen, ohne die Behandlung zu unterbrechen... Verstanden?...

Ich konnte nicht antworten, und er ging. Meine einzige Reaktion war, den Kolben der Spritze herunterzudrücken, woraufhin ein dünner Morphinstrahl austrat. Ich verließ das Büro mit unsicheren Schritten und ging ins Esszimmer, ohne zu wissen warum. Instinktiv griff ich nach einer Flasche – ich erinnere mich nicht mehr, was – und trank etwas ziemlich Starkes, weil ich es brauchte. Danach irrte ich *rauchend im Flur umher*, startete wie betäubt auf die Kellertür und presste manchmal, ohne mich zu trauen, sie zu berühren, mein Ohr daran und lauschte, aber ich konnte nichts hören.

Ich weiß nicht, wie oft ich versucht habe, meine Angst und meinen Ekel zu überwinden, hinunterzugehen; doch ich konnte mich erst dazu durchringen, als ich mich in der gleichen Lage wie der General in den Händen der Mongolen sah. Wenn er aufgrund meiner Angst, hinunterzugehen, während der Folter starb, dann wäre ich es, der gequält würde. Eine furchtbare Angst überkam mich, und diese Angst gab mir Mut.

Ich stieg die Treppe zwei Stufen auf einmal hinab; mit all meiner stoischen Ruhe schritt ich voran, bereit, Zeuge eines grauenhaften Anblicks zu werden. In diesem Zustand erreichte ich den erleuchteten Eingang einer der Zellen; doch zu meinem größten Erstaunen sah ich nichts Schreckliches. Der General stand mit dem Gesicht zur Wand, und der Mongole, der auf dem Brett saß, das als Bett diente, rauchte regungslos und geduldig, als betrachte er einen Sonnenuntergang. Ich blieb wie angewurzelt stehen und ging nicht über die Tür, erfüllt von Scham und Entsetzen. Die Szene war völlig ereignislos; es gab keine Anzeichen von Folter; der General sah aus wie ein unartiger Schuljunge, der von seinem Lehrer bestraft wurde. Ja, dachte ich, er muss müde sein, aber die Schmerzen konnten nicht so heftig sein, dass sie ihn zu einem Geständnis zwangen; —, ich bemerkte lediglich eine ständige Bewegung seiner Füße. Da er so normal wirkte, machte ich einen Schritt zurück, doch in diesem Augenblick krümmte sich der General zusammen und setzte sich fast auf den Boden. Der Mongole sprang wie ein Affe auf, packte seinen Arm und bog ihn hinter seinen Rücken; Die Verbindung knackte und der General schrie auf, als er wieder an der Wand festklebte; der Mongole nahm seine Position wieder ein und rauchte weiter.

Einfach um etwas zu tun, und unfähig, die Szene zu erklären, näherte ich mich dem General und fühlte seinen Puls; ich bemerkte nur Aufregung, Unregelmäßigkeiten und eine beginnende Herzschwäche; er war vital, aber ich nahm mir vor, ihn häufiger zu kontrollieren.

Ich ging wieder nach oben, warf einen Blick auf meine Uhr und beschloss, eine Stunde später wieder herunterzugehen. Ich versuchte zu lesen und dabei umherzugehen, aber ich konnte nur alle drei, vier Minuten auf meine Uhr schauen. Ihre langsame Bewegung ließ mich vermuten, dass sie kaputt war. Instinktiv dachte ich daran, wie lang die Minuten dem General vorkommen mussten, gefangen in dieser starren Unbeweglichkeit.

Ich ging stündlich hinunter; nach drei Stunden alle dreißig Minuten, denn ich bemerkte, dass die Erregung des Generals zunahm. Ich konnte es mir nur mit einem Morphinmangel erklären, denn die Sitzung dauerte nur etwa vier Stunden, und seine körperliche Konstitution schien mir durchaus in der Lage, in so kurzer Zeit einen solchen Zustand zu erreichen. Seine Versuche, sich hinzusetzen, wurden immer häufiger, und er beugte sich nicht mehr nur vor, sondern brach zusammen, als wäre er plötzlich ohnmächtig geworden. Er stürzte so oft, dass der Mongole, ohne seine Unbewegtheit aufzugeben, ihn mit einem Finger aufrichten musste; so, dass er ihm mit einer geschickten Drehung wieder das Gleichgewicht half, sobald er zu fallen drohte. Es muss ihm große Schmerzen bereitet haben, denn ein heiserer Schrei entfuhr seiner ausgetrockneten Kehle.

Dieser Anblick deprimierte mich. Ich versuchte, mich davon zu distanzieren, aber er zog mich immer wieder an. Ich habe aufgehört zu zählen, wie oft der General zusammenbrach.

Schließlich zerrte der Mongole ihn aus der Zelle und ließ ihn auf dem Boden liegen. Er zündete eine Lampe an und löste ein Seil von der Wand; dann sah ich, wie das andere Ende an einer Rolle von der Decke herabglitt. Das Seil endete in einer Schlaufe, in die er die Hände des Generals legte, es um dessen Handgelenke band und daran zog, sodass dieser aufrecht stand. Seine Füße standen auf dem Boden und trugen sein gesamtes Gewicht. Wollte er die Beine ausruhen, musste er sich mit den Armen abstützen, und das Seil drückte gegen seine Haut. Bald schwellen seine Hände an und waren voller Blutergüsse. Dann begann der Mongole ruhig und ernst auf und ab zu gehen, ohne den General auch nur anzusehen. Nachdem ich seinen Puls geprüft hatte, ging ich wieder; es war Essenszeit, wie unser Quartiermeister mich gewarnt hatte. Ich versuchte zu essen, da mir schwindelig war, aber ich schaffte es kaum.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Ich aß alles hinunter; ja, ich trank übermäßig. Gabriel erschien nicht; er muss tief und fest geschlafen haben.

Ich ging noch einmal in den Keller hinunter; der Mongole war von einem Mann aus dem in dem Haus, wo er sitzend ruhig *die Izvestra las*.

Zum ersten Mal sprach der General mich an und bat um Wasser; er sagte es mit heiserer Stimme, sein Mund war trocken, und die Luft, die er atmete, hallte in seiner Mundhöhle mit einem dumpfen Rasseln wider.

„Ich kann nicht“, erwiderte ich; „Ich bin nicht befugt; es tut mir leid“ – und ich senkte den Blick, unfähig, dem Blick dieser großen Augen zu widerstehen.

Ein letzter Energieschub durchfuhr den Körper des Generals. Beschämt und verzweifelt wandte ich mich ab, ratlos, was ich tun sollte. Der Gedanke, die ganze Nacht so zu verbringen, widerte mich an. Ich ging hinaus, und als ich in der *Halle war*, hörte ich das Klappern von Geschirr aus dem Speisesaal; ich schaute hinaus, *und* da saß Gabriel beim Abendessen.

—Haben Sie schon zu Abend gegessen, Doktor?...— fragte er, als er mich bemerkte— Gibt es etwas Neues?

—Nichts—, antwortete ich kurz angebunden.

—Bitte setzen Sie sich. Nehmen Sie denn gar nichts ein?... Aber Sie sehen heute furchtbar aus, Doktor!

Gabriel aß weiter; aber wie üblich, wenn er aß, erwähnte er es nicht.

Zum Thema kam er erst, als er seinen Kaffee ausgetrunken hatte: „Also, zögert der General immer noch? ... Wollte er mich denn noch nicht anrufen?“

—Nein—, antwortete ich.

—Es ist noch früh; es überrascht mich nicht. Das ist normal. Es tut mir leid für dich, weil ich niemanden habe, der dich ablösen kann.

Wäre diese Tortur gewaltsam verlaufen, hätten die aufgebrachten Tschekisten gehämmert und geschrien, hätte mich das Schauspiel wohl nicht so schockiert. Doch es war deprimierend, eintönig, ermüdend; ich war verunsichert, apathisch; denn entgegen meiner Erwartungen gab es keine Wut, kein Drama, kein Blutvergießen. Alles wirkte furchtbar normal, bürokratisch, würde ich sagen; zweifellos war alles aufgrund wiederholter Erfahrung kalkuliert. Gabriel, den ich in Gefahr und sogar im Gespräch nervös *und* aufgeregt erlebt hatte, wartete nun nur noch; offenbar in der Gewissheit, dass er früher oder später den Widerstand des Generals brechen würde.

Es muss nach Mittag gewesen sein, als mich der Aufseher in den Keller rief. Gabriel, der sich in seinem Büro eingeschlossen hatte, hatte mir befohlen, dorthin zu gehen. Ich ging so schnell ich konnte hinunter und sah den leblosen General wie einen Lappen an dem Seil hängen.

Ich befreite ihn von seinen Fesseln. Er litt unter einer Ohnmacht mit allen typischen Symptomen. Ich kümmerte mich schnell um ihn und schaffte es, ihn bald wieder zu beruhigen. Um Gabriel dazu zu bringen, ihn ruhen zu lassen, musste ich ihm sagen, dass ich nicht für das Leben des Generals verantwortlich sei. Er war nicht beunruhigt, und ich glaube sogar, er glaubte meiner pessimistischen Diagnose nicht. —Es besteht keine große Eile; Sie können ihn bis morgen ausruhen und seine Injektionen sogar genießen lassen; denn, wie ich sehe, werden Sie es sein, der in Ohnmacht fällt, Doktor... Was für Nerven für einen Profi!

Er ging. Ich nutzte die Gelegenheit, dem General starken, heißen Kaffee zu geben. Dann verabreichte ich ihm eine hohe Dosis Morphium. Da ich bemerkte, dass er seine Füße häufig bewegte, befahl ich, ihm die Schuhe auszuziehen. Er lag da, und in dieser Position konnte ich seine Fußsohlen sehen. Ich war verblüfft; sie waren hochrot, fast violett, *und* bluteten an drei Stellen, die ein Dreieck bildeten, als hätte er sechs Geschwüre. Ich konnte es mir nicht erklären, aber der Mongole zeigte mir schweigend die Stiefel, die der General getragen hatte. In den Sohlen befanden sich runde Nagelköpfe mit jeweils drei Nägeln, die einen Abstand von fast einem Zentimeter hatten. Jetzt verstand ich, warum der General kurz nach dem Aufstehen immer wieder zusammenbrach. Ich desinfizierte die Geschwüre und verband sie. Ich glaube, der glasige Blick des Gefolterten verriet mir einen Anflug von Dankbarkeit.

Ihre Augenlider fielen zu und sie schlief sofort ein.

XXVI

GESTÄNDNIS

Gamarniks Folter wurde bis zu dreimal unterbrochen, um ihm erneut eine Injektion zu verabreichen. Seine körperliche Kraft ließ nach; hatte er beim ersten Mal noch etwa zwanzig Stunden stehend und hängend durchgehalten, schaffte er es beim dritten Mal nur noch etwas über sechs. Er war sichtlich erschöpft; ich fürchtete, er könnte sterben. Ein Arzt, der die Ursache seines Fiebers, seiner Abmagerung und seiner Schwäche nicht kannte, hätte etwas Ernstes diagnostiziert. Ich teilte meine Befürchtungen Gabriel mit, denn mir war das Leben des Generals nicht umsonst anvertraut worden.

Er zuckte nicht die geringste Miene zusammen, obwohl ich mir gut vorstellen konnte, wie wichtig ihm die Enthüllungen des gefolterten Generals waren.

„Versuchen Sie, ihn bei normalem Bewusstsein zu halten“, erwiderte er. „Ich nehme an, Ihre Wissenschaft wird Ihnen dabei helfen, Doktor. Was seine Lebensgefahr betrifft, so hatte ich es bereits geahnt; genau darum geht es. Wenn ein Mensch an jenen Abgrund stößt, der Leben und Tod, Sein und Nichtsein vereint oder trennt, ergreift ihn etwas Geheimnisvolles. Ich kann es nicht definieren; ich habe seine Existenz nur in unzähligen Fällen beobachtet und mir seine Wirkung zunutze gemacht. Ich weiß nicht, ob ich mich verständlich ausdrücke, aber dieser Augenblick der Todesangst, wenn der Mensch noch bei vollem Bewusstsein ist, ist die kostbare Gelegenheit, alles von ihm zu bekommen, was man will, wenn man einen Weg findet, den tödlichen Moment hinauszuzögern. Deshalb, Doktor, müssen wir auf diesen Augenblick achten; wenn er kommt, wird er sprechen.“

Ich beschloss, seine Theorie zu diskutieren, um noch tiefer in diesen Abgrund der Ungerechtigkeit einzutauchen.

Zweifeln Sie nicht daran, dass Ihre Erfahrung Sie zu diesem Schluss geführt haben mag; erlauben Sie mir jedoch, einen gegenteiligen Fakt anzuführen: Selbstmord. Sie werden nicht bestreiten, dass Gamarnik, hätte er die Mittel und die Gelegenheit dazu gehabt, ohne zu zögern Selbstmord begangen hätte.

—Tatsächlich, Doktor; er würde Selbstmord begehen.

—Und?... Es ist nicht die Angst vor dem Tod, die ihn zum Sprechen bringt.

—Ich sehe, Sie feilen an den Details; aber lassen Sie uns unterscheiden, Doktor; ich sprach nicht von der Angst vor einem eingebildeten Tod, sondern vom realen Tod; es gibt einen ebenso großen Unterschied zwischen dem Tod, den sich jemand vorstellt, der Selbstmord begeht, und dem realen Tod, wie zwischen dem Lebenden und dem Gemälde; kein einziges Selbstmordopfer hört im Sterben auf zu leben; das ist eine ausnahmslose Tatsache. Genau darin liegt die Unfehlbarkeit unserer Methode.

—Ich verstehe es nicht ganz.

—Einfach ausgedrückt, Doktor; es geht darum, den Menschen bis an die Grenze des Todes zu führen; ihm aber immer einen Anker zu lassen, an dem er sich festhalten kann: das Geständnis.

—Aber wenn das Geständnis auch den Tod bedeutet...

Selbst wenn ein Geständnis einem Todesurteil gleichkommt. Wer spürt, dass er stirbt, versucht nur zu leben; ob er dadurch Jahre, Tage oder Minuten gewinnt, ist ihm gleichgültig. Entscheidend im letzten Augenblick ist schlicht und einfach, nicht zu sterben.

—Aber der Schmerz der Qual führt zu Verzweiflung, zum Todeswunsch. Das ist doch klar, argumentierte ich.

—Genau; es weckt den Wunsch zu sterben, um dem Schmerz ein Ende zu setzen; es weckt den Wunsch, aber nur den Wunsch zu sterben... Nicht umsonst hat niemand eine eigene Erfahrung mit dem Tod, und wie sehr man ihn sich auch wünschen mag, die menschliche Natur sträubt sich im höchsten Rausch dagegen und weist ihn zurück.

—Aber ich bestehe darauf, Selbstmord...

Das ist richtig; aber wie ich Ihnen bereits sagte, gibt es keinen einzigen Suizidgefährdeten, der nicht im letzten Moment sein Leben retten wollen würde, wenn er die Chance dazu hätte. Unsere Methode nutzt außerdem die Suizidgedanken aus, die durch anhaltende und zunehmende Schmerzen entstehen.

—Und wie?...

—Wenn unbegrenzt Zeit zur Verfügung steht, wird der Schmerz sorgfältig dosiert, sodass der Angeklagte niemals in unmittelbare Lebensgefahr gerät; der Gefangene hat das Gefühl, er könne auf unbestimmte Zeit in ständiger körperlicher und seelischer Qual leben. Die Methoden sind sehr vielfältig; Sie können sie sich vorstellen. Angesichts der Qualen, die jeden Sinn und jede Funktion des Gefangenen nacheinander angreifen, ohne dass er ein Ende absehen kann, ist seine Verzweiflung unausweichlich, der Todeswunsch wird zu einer wahren Obsession, und wenn er einen Weg findet, sich umzubringen, wird er es mit Sicherheit tun. Wenn handfeste Beweise dafür vorliegen, dass sich ein Gefangener in einem solchen Zustand befindet und sieht, dass ihm alle Mittel zum Selbstmord verboten sind, ist das Geständnis der einzige Weg zum Selbstmord, da es zu seiner sicheren Hinrichtung führt. Leider, Doktor, fehlt uns im Fall Gamarnik die nötige Zeit; sein Geständnis ist dringend, sehr dringend;

Sie warten dort oben mit großer Ungeduld... Wir müssen die Methode anwenden, von Euphorie zu Schmerz zu springen, aber, und das ist ein weiterer Widerspruch, ihn quälen, ohne ihn zu entstellen; er muss ohne jede äußere persönliche Spur zurückgelassen werden, damit er sofort dem Gericht vorgeführt werden kann, falls dieses es für notwendig erachtet.

Ich wollte nicht antworten. Ich hatte die Nase voll von all den wissenschaftlichen Abhandlungen über Sadismus und Terror.

Gabriel begann gedankenverloren auf und ab zu gehen, ignorierte mich völlig und verharrte lange Zeit so. Plötzlich blieb er vor mir stehen. „Es wird nichts riskiert und nichts kann verloren gehen“, sagte er, als spräche er mit sich selbst.

—Hören Sie, Doktor; ich habe überlegt, etwas zu versuchen, das die Sache vielleicht beschleunigen könnte; aber ich brauche Ihre Hilfe. Mal sehen, ob Sie dazu in der Lage sind. Hören Sie mir zu.

Es würde zu lange dauern, alles aufzuschreiben, was er mir erzählt hat. Er erklärte alles immer und immer wieder bis ins kleinste Detail, bis sie davon überzeugt war, dass ich *ihre* Wünsche punktgenau erfüllen konnte.

Gemäß den mir erteilten Anweisungen ging ich in den Keller hinunter. Etwa zwei Stunden Folter waren vergangen; der General hielt sich noch relativ gut. Als ich ankam, bereiteten sie gerade vor, ihn erneut an den Händen zu hängen. Ich befahl, ihn zurück in seine Zelle zu bringen, was sofort geschah. Sie fesselten ihn an sein Holzbett, und ich untersuchte seinen Zustand gründlicher als sonst. Gamarnik blickte mich mit glasigen Augen an; Schmerz, Durst und Schlaf hatten ihn halb bewusstlos gemacht, doch diese unerwartete Atempause von seiner Qual, die bis dahin nur durch Ohnmachtsanfälle unterbrochen worden war, weckte seine Aufmerksamkeit etwas, und er bemühte sich, meinen Bewegungen mit den Augen zu folgen. Ich bat um Wasser, das man mir in einem großen Glaskrug brachte. Beim Anblick des Krugs hellte sich der Gesichtsausdruck des Generals auf; er bewegte Lippen und Zunge, was ein raues Geräusch erzeugte, als würde er Holz reiben. Ich trank ein großes Glas, *und* als man das Wasser wegnehmen wollte, befahl ich, es in der Nähe stehen zu lassen, sodass der gefesselte General es sehen konnte. Er sah mich mit einem undefinierbaren Blick an, dem ich nicht ins Auge sehen konnte.

Gemäß Plan bereitete ich die Injektion vor, verabreichte sie aber nicht; ich prüfte erneut seinen Puls. Dann, wie Gabriel es zuvor befohlen hatte, sagte ich den beiden Männern, sie könnten gehen, und sie taten dies sofort, sodass ich allein mit dem General zurückblieb.

Das Verschwinden der Henker und die Tatsache, dass ich mit einem von ihnen, dem harmlosesten in Bezug auf Schmerzen, allein gelassen wurde, muss den Mann ein wenig beruhigt haben; ich bemerkte eine gewisse Entspannung in den Muskeln seines Gesichts, und dann, als ob ich im Begriff wäre, eine Schicht Wache zu halten, holte ich ein Buch aus meiner Tasche und tat so, als ob ich in das Lesen vertieft wäre.

Einige Augenblicke vergingen; ich las nicht. Ohne hinzusehen, beobachtete ich aufmerksam die Bewegungen des Generals. Ich hörte dieses unangenehme Geräusch aus seinem trockenen Mund, drehte mich aber nicht um. Ich bemerkte zwei vergebliche Versuche zu sprechen, bis ich ihn undeutlich sagen hörte: „Doktor, Doktor ...“ Ich drehte mich um; sein ganzes Leben konzentrierte sich in seinen geweiteten Pupillen, die auf mich gerichtet waren. „Wasser“, fragte er mit heiserer, verzweifelter Stimme. Es war der erwartete Moment. Ich stand auf, denn ich hatte auf der Ecke des Tisches gesessen. Ich stützte mich mit beiden Händen am Türrahmen ab und streckte den Kopf hinaus. Ich wandte mich dem General zu und machte ein beruhigendes Handzeichen. Ich nahm das Glas vom Stuhl und füllte es mit Wasser. Ich trat mit dem Glas in der einen Hand an ihn heran, legte die andere unter seinen Nacken und hob seinen Kopf an. Ich führte ihm das Glas an die Lippen, und er versuchte zu trinken, verschüttete aber nur die Flüssigkeit. Ich musste seinen Kopf festhalten, denn seine rein tierischen Bewegungen hinderten ihn am Trinken. Seine geschwellenen, tauben und trockenen Lippen waren unfähig zu saugen. Irgendwie gelang es mir, ihm etwas Wasser in den Mund zu geben; er konnte es nicht ganz schlucken, aber er trank es gierig aus, wobei ihm etwas aus dem Mundwinkel lief. Ich nahm ihm das Glas weg. „Mehr, mehr“, bat er, seine Stimme nun etwas klarer. Ich gab ihm nur wenig; in seinem Zustand war mehr nicht ratsam. Ich setzte mich und las weiter. Keine fünf Minuten waren vergangen, als er erneut nach Wasser verlangte; ich gab ihm ein halbes Glas zu trinken, nachdem ich noch einmal vorsichtig nach draußen gespäht hatte, um nicht erwischt zu werden.

Die Szene wiederholte sich drei- oder viermal, denn ich verspürte einen unstillbaren Durst; der Henker hatte sich in seine Amme und seinen Beschützer verwandelt. Einmal stand ich auf, um den Korridor entlangzugehen, doch der General rief mich zurück, seine Stimme zitterte vor Angst.

—Doktor, Doktor!... Gehen Sie schon?

—Nein—erwiderte ich—; ich wollte nur spazieren gehen.

—Werden Sie lange hier sein?

—Ich weiß es nicht; es wird davon abhängen, wie lange der Chef seine Leute für eine andere Angelegenheit braucht; eine Stunde, zwei, ich weiß es nicht.

Der General schwieg einige Augenblicke. Ich bemerkte deutliche Anzeichen von...

Sein innerer Kampf. Er sagte mir etwas, aber so leise, dass ich es nicht hören konnte.

—Was sagt er?—, fragte ich ihn.

Er *konzentrierte sich* erneut und presste dabei Lippen und Augenlider zusammen – eine große geistige Anstrengung.

—Doktor—sagte er—, wären Sie bereit, mich zu retten?...

Ich starrte ihn eindringlich an. Obwohl ich die provokante Andeutung erwartet hatte, faszinierten mich ihre Worte.

„Was meinen Sie damit?“, fragte ich zurück.

—Ich sage, du kannst mich retten, wenn du willst. Was sagst du dazu?...—und eine unsagbare Qual spiegelte sich in ihren geweiteten Pupillen wider.

—Ich antworte Ihnen, General, dass ich eine Frau und Kinder habe.

„Doktor, es geht hier nicht darum, Sie und Ihre Kinder in Gefahr zu bringen; im Gegenteil, indem Sie mich retten, werden Sie davon profitieren, denn Sie erweisen Ihrem Vorgesetzten einen großen Dienst. Verstehen Sie mich, Doktor; ich bin bereit, Ihnen alles zu gestehen, was Sie über mich wissen wollen; ich werde Ihnen alles enthüllen, was Sie hören möchten, und noch viel mehr... Es geht nicht darum, dass Sie jemanden verraten und Ihr eigenes Leben riskieren, um mich zu retten...“

—Ich verstehe es nicht; wenn Sie bereit sind, es zuzugeben...

—Gestatten Sie mir einen Moment zu sprechen. Warum konnte ich widerstehen?... Glauben Sie mir, es ist nicht leicht. Ich will nicht unter Zwang gestehen; das würde mich völlig ruinieren. Wenn Sie mir helfen wollen und können, werde ich ein umfassendes Geständnis ablegen, das ich jetzt mache, das Sie aber so darstellen können, als sei es lange vor meiner Verhaftung abgelegt worden.

—Ich verstehe es immer noch nicht. Wie kann sein jetziges Geständnis früher gewesen sein?

—Ganz einfach; es ist nur eine Frage der Technik. Noch etwas Wasser, Doktor?...

Ich gab es ihm, und er machte weiter.

„Stellen Sie sich vor, Doktor, als ich mich der Verschwörung gegen Stalin anschloss, tat ich dies mit dem inneren Vorbehalt, Informationen innerhalb und außerhalb des Landes zu sammeln, um die Verschwörung in ihrer gefährlichsten Phase aufzudecken. Wenn ich mich der Verschwörung nicht nur mit dem Ziel ihrer Zerstörung angeschlossen hätte, sondern auch einen vollständigen Bericht besäße – so vollständig, dass niemand einen umfassenderen liefern könnte – und Sie, Doktor, diesen von dem von mir genannten Ort bergen würden, um ihn Stalin persönlich zu übergeben, dann würden Sie verstehen, dass ich aufhören würde, ein Verschwörer zu sein, und zu einem ergebenen Diener werden würde.“

„Bis zu einem gewissen Grad scheint es machbar“, erwiderte ich. „Ich sehe nur einen Haken an seinem Heilsplan ... Wie lässt sich sein Widerstand gegen ein Geständnis selbst unter Folter erklären?“

„Ich habe den Einwand vorausgesehen. Angenommen, ich hätte Berichte, ob wahr oder falsch, dass Genosse Kuzmin ebenfalls an der Verschwörung beteiligt war. Ich hätte mit Sicherheit Notizen des Militärnachrichtendienstes erhalten, die seine Kontakte zu Personen im deutschen Generalstab belegten. Sie werden verstehen, dass mein Widerstand, der allein in deren Händen lag, gerechtfertigt war. Wenn er einer der Verschwörer war, hing mein Leben, zumindest vorerst, von meinem Schweigen ab; denn wenn ich sprach, wäre mein Tod augenblicklich. Verstehen Sie, Doktor?“

—Ja, natürlich—, bestätigte ich, obwohl ich diese Feinheiten nicht vollständig erfassen konnte.

—Sie sind also bereit, den Bericht zu finden und zu übermitteln?

—Wenn ich die Gelegenheit dazu bekomme, werde ich es tun, General.

Meine Antwort kam prompt; vielleicht zu prompt; aber der General zeigte große Zufriedenheit im Gesicht.

„Kann ich mich definitiv auf Sie verlassen?“, wiederholte er.

—Das merkt man. Wo ist das Dokument?

Garnik versuchte zu lächeln und sagte etwas verlegen zu mir: „Das Dokument ist nirgends. Ich habe es nie geschrieben. Sie werden verstehen, dass keine menschliche Macht dem standhalten kann, wenn es irgendwo Erlösung gibt. Wundern Sie sich nicht, Doktor. Wenn ich Sie brauche, dann nur, damit mein Geständnis nun die nötige Heilsbotschaft erhält ... Nein, lassen Sie mich ausreden. Ich würde es hier schreiben; Sie würden es einfach an die entsprechende Stelle legen, wo ich Ihnen sagen würde, dass Sie es finden können. Ist Ihnen das jetzt klar?“

Eine vorgetäuschte Meditation war nötig. Ich antwortete nicht. Ich tat so, als sei ich in tiefe Gedanken versunken. Der General sah mich an, seine ganze Anspannung spiegelte sich in seinen Augen. In Wahrheit überlegte ich, das Gespräch zu beenden und nach oben zu eilen, um Gabriel Bescheid zu geben.

Ich empfand die bittere Genugtuung, „gut abgeschnitten“ zu haben, auf Geheiß des kultivierten Tschekisten, der absolute Macht über mich ausübte und mich mit ironischem, sarkastisch triefendem Lob belohnen würde, wieder einmal perfekt gelogen zu haben. Ich musste antworten, und das tat ich.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

„Was Sie vorschlagen, ist riskant. Ich weiß nicht, ob ich die Freiheit und die Möglichkeit haben werde, diese Dokumente dort zu platzieren, wo Sie es wünschen; ich weiß auch nicht, ob Sie die Zeit haben werden, sie zu schreiben... Kurz gesagt, ich würde Ihnen sehr gerne helfen, aber...“

„Wenn Sie wünschen, ist es möglich ... Sie können das alles für ein paar Stunden oder Tage unterbrechen ...“, sprach er schnell, fieberhaft; „sagen Sie, dass ich jetzt nicht länger widerstehen kann, und außerdem stimmt es ja; der Rest ist eine Reise nach Moskau; ich kann alles hier in drei oder vier Stunden erledigen ... Wollen Sie es tun, Doktor, wollen Sie?“

Ich stand auf.

—Ich werde alles Menschenmögliche tun.

—Danke, Doktor, danke. Die Pupillen des Mannes waren feucht.

Ich ging hinaus in den Flur und rief laut. Kurz darauf kamen die beiden Handlanger, und ich ging nach oben.

Gabriel saß an seinem *Schreibtisch und arbeitete*. Er las den „Erfolg“ in meinem Gesicht.

—Nun, Doktor—sagte er und forderte mich auf, neben ihm Platz zu nehmen.

Ich leitete Gamarniks Vorschlag an ihn weiter.

„Genial“, lobte er. „Das ist eine neue Taktik für mich. Sie ist praktisch, sehr praktisch. Im Idealfall könnte er nach seiner Inspektionsreise nach Spanien freigelassen werden; natürlich nur, wenn sein Geständnis perfekt ist und uns alles Wichtige verrät ...“

Wir rauchten. Er bat mich erneut, meine Szene mit Gamarnik Punkt für Punkt, Detail für Detail zu schildern, als wolle er das Wesen seiner Sätze *und* Gesten herausarbeiten.

Er schwieg anschließend einige Minuten lang.

„Wo soll ich Ihren Bericht ablegen?“, fragte er, als ob er sich selbst hinterfragte. „Diese Angabe ist wichtig; ihn abzulegen und später wieder abzuholen, würde bedeuten, dass jemand, der nicht in den Fall involviert ist – je nach Fall Beamte oder Familienmitglieder –, über die Vorgänge informiert werden müsste. Das wäre problematisch ...“

Er meditierte erneut.

„Nun“, entschied er, „wir werden sehen, was am besten ist, wenn Sie mir sagen, wo ich die Dokumente ablegen soll. Mal sehen, wie wir Ihnen die Möglichkeit geben können, sie zu schreiben.“

—Er ließ mich mit ihm allein — deutete ich an.

—Ja, natürlich; aber nicht zu leichtfertig, das würde Verdacht erregen. Es wird nötig sein, ihn noch ein oder zwei Mal zu befragen und ihn vielleicht sogar noch einmal von mir verhören zu lassen. Danach können Sie Ihr Versprechen ihm gegenüber einlösen.

„Es wäre nicht ratsam, die Behandlungen zu übertreiben“, schlug ich mitfühlend vor, „wenn sie anschließend in der Öffentlichkeit auftreten muss, und außerdem ist sie ja schon sehr geschwächt...“

—Sehr gut, sehr gut..., frommer Beschützer; du wirst jede Gelegenheit haben, so oft du willst einzugreifen, damit die Jungen ihn beim geringsten Anzeichen von Schwäche in Ruhe lassen; du wirst sehen, du wirst sehen, wie er ohne vorherige Absprache Schwäche vortäuscht und wie dankbar sein Schützling, der Marschall, dafür ist...

Wir haben danach nicht mehr miteinander gesprochen. Sein Programm wurde am nächsten Tag genau befolgt. Wie Gabriel vorausgesagt hatte, leistete Gamarnik zunehmend weniger Widerstand, was mir fünf Gelegenheiten zum Eingreifen gab. Mit Einbruch der Nacht ordnete ich eine vereinbarte Pause an und blieb allein auf Wache.

Gabriel war, nachdem er die genauen Befehle erteilt hatte, nach Moskau aufgebrochen.

Ich gab Gamarnik etwas zu essen und zu trinken, nicht viel. Nach etwa zwei Stunden verabreichte ich ihm eine moderate Injektion; genug, um ihn leicht euphorisch zu machen, aber nicht so viel, dass er schläfrig wurde. Dann holte ich meinen Füllfederhalter und mein Papier aus der Tasche.

Ich löste Gamarniks Fesseln und ließ ihn mit dem Rücken an die gepolsterte Wand gelehnt auf dem Brett sitzen. Als er zu schreiben begann, ging ich vor der Zellentür auf und ab und beobachtete ihn aufmerksam, als würde ich ihn ausspionieren. Er schrieb die erste Seite und hielt immer wieder inne, als wolle er sich konzentrieren und sich etwas merken. Als er sie beiseitelegte, um auf einer anderen Seite weiterzuschreiben, ging ich zu ihm und hob sie auf. Er sagte nichts, bat mich aber um eine Zigarette, die ich ihm gab. In meiner Rolle als „Wächter“, als versteckte ich mich vor einem unsichtbaren Feind, der mich jederzeit überraschen konnte, widmete ich mich dem Lesen von Gamarniks Bericht.

Ich habe es komplett gelesen, sobald ich eine Seite beendet hatte. Ich hatte keine Zeit zum Nachdenken. vor allem das.

Gamarnik schrieb einen separaten Brief an seinen Sekretär; er war in bildhafter Sprache verfasst und er brauchte lange, um ihn zu schreiben. Seinen Angaben zufolge war es ein Befehl an seinen Sekretär, mir Zutritt zu seinem Büro zu gewähren. Dort angekommen, sollte ich, wies er mich an, in der oberen Ecke der rechten Schreibtischschublade ein mit dunklem Wachs verschlossenes Loch finden. Ich sollte seinen Bericht in dieses Loch einführen, sodass eine Röhre entstand, nachdem ich ein dort aufbewahrtes Blatt Papier entfernt und die Öffnung anschließend wieder mit demselben Wachs verschlossen hatte. Sobald dies geschehen war...

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Operation, suchen Sie Jechow persönlich auf und teilen Sie ihm in seinem Namen mit, dass er verhaftet sei und dass er seinen Bericht dort abholen solle, wo er ihn hingelegt habe.

Ich versprach, ihre Wünsche in den frühen Morgenstunden des folgenden Tages zu erfüllen.

Er bedankte sich aufrichtig, seine Stimme klang tief bewegt. Er trank etwas Wasser, bat um eine Zigarette und dann um eine Spritze. Er wollte schlafen; zweifellos benötigte er in seinem fortgeschrittenen Rauschzustand eine höhere Dosis als die, die ich ihm gegeben hatte. Ich gab ihm die Spritze. Er bedankte sich mit warmen Worten und drückte meine Hand fest.

Er versprach mir sogar, mir alles zu geben, was ich mir nur wünschen könnte, sobald er Stalins Gunst und damit seinen früheren Rang und seine Macht zurückerlangt hätte. Er räumte ein, dass er mir alles schuldete.

Es war sehr spät. Gamarnik döste unter dem Einfluss des Medikaments ein.

Ich entschuldigte mich und fesselte ihn erneut.

Ich rief. Der Mongole kam herunter und ich ging hinauf.

Ich fragte nach Gabriel. Man sagte mir, er sei noch nicht zurückgekehrt.

Ich zog mich in mein Zimmer zurück, nachdem ich sie zuvor gewarnt hatte, dass sie mich informieren sollten.

Gabriel bei seiner Rückkehr

Sobald ich allein war, verspürte ich den Drang, den Bericht zu kopieren. Ich tat es so schnell wie möglich.

Möglich. Es hieß:

"Genossen:

Während ich diesen Bericht schreibe, befinden wir uns in äußerst ernsten Zeiten. Das Lenin-Regime unter der Führung unseres brillanten Stalin ist in Gefahr. Die Existenz der UdSSR selbst steht auf dem Spiel. S. ist als gefährdetes Bergwerk gelistet.

Es erscheint logisch, dass ich, stellvertretender Volkskommissar für Verteidigung, die Verräter unverzüglich und direkt anprangern sollte. Das wäre selbstverständlich, wenn es sich nur um gewöhnliche Verräter handelte, deren Zahl und Macht nicht so immens wären. Die gesamte materielle Macht des Sowjetstaates liegt nun in ihren Händen. Und ich muss mich fragen: Wer hat ihnen diese Macht verliehen? Wer konnte Stalin selbst so täuschen, dass er die Schlinge, die ihn erdrosseln soll, in die Hände seiner erbittertsten Feinde legte? Tatsache ist, dass mir diese hochverräterischen Berater unbekannt sind. Offensichtlich müssen sie höchste Positionen bekleiden. Sie müssen politischen Einfluss und Vertrauen genießen, um jeden, der ihren Verrat anprangert, mundtot machen zu können. Ich kann niemanden im Kreml von einer Beteiligung an der Verschwörung ausschließen. Nur Stalin, der zum Tode verurteilt ist, schließe ich aus; aber wenn ich die mir bekannten Schuldigen heute anprangern würde, würden die Männer, denen er vertraut, dies nicht vollständig in ein Urteil gegen mich umwandeln? Wäre ich nicht derjenige, der als Verräter sterben müsste und mein Leben beenden müsste, um den großen Verrat endgültig zu vernichten?

Diese Fragen veranlassten mich, meine Denunziation so lange hinauszuzögern, bis ich die gesamte Führungsriege des Putsches persönlich treffen konnte. Und erst wenn ich alle Namen und Beweise beisammen habe, werde ich es wagen, sie Stalin selbst anzuzeigen.

Um möglichst umfassende und genaue Informationen zu erhalten, beschloss ich, meine Zustimmung zur Verschwörung vorzutäuschen. Am Vorabend meiner Abreise nach Spanien, wo ich alles erfahren werde, was ich noch nicht weiß, schreibe ich vorsichtshalber nieder, was ich bereits weiß. Sollten meine Handlungen innerhalb der Verschwörung Verdacht erregen und mich zum Verräter machen, so soll diese Erklärung der beste Beweis dafür sein, dass ich niemanden verraten habe. Und sollte ich von den Verschwörern ermordet werden, weil sie meine falsche Loyalität aufdecken, werde ich dafür sorgen, dass meine Erklärung Stalin erreicht.

Verstehe den übergeordneten Grund der Partei und die Loyalität gegenüber ihrem brillanten Führer, die mich zwangen, bis zum entscheidenden Moment zu schweigen und mich der Gefahr auszusetzen, als Verräter behandelt zu werden.

Meine Pflicht als marxistischer Bolschewik interpretierte ich folgendermaßen: zu Ehren meines Führers Stalin. Nordstern des Weltproletariats.

Ich muss daran denken, dass ich meine ersten revolutionären Schlachten, als ich noch sehr jung war, unter dem Kommando unseres schmerzlich vermissten Sängers Uritzki geschlagen habe.

Meine Vernunft verschaffte mir einen Vorteil, als ich mich der Verschwörung zugunsten von Trotzki, Sinowjew und Kamenew anschloss. Doch meine Unterordnung unter Uritzki, meinen Mentor, muss ihn vor mir gewarnt haben. Uritzki gilt ihnen als Verräter. Der Beweis dafür, dass es keine Absprachen zwischen ihnen und mir gab, ist, dass mein Aufstieg innerhalb der Partei den Kaganowitsch-Brüdern zu verdanken ist, die in ihren Augen ebenfalls Verräter und Entartete sind. Daher versuchten sie bis vor Kurzem, nach der Liquidierung von Sinowjew, Kamenew, Radek und so vielen anderen, mich zur Teilnahme an der Verschwörung zu bewegen. Und wenn sie mich einluden, dann nur aus Notwendigkeit. Mein hoher Rang in der Roten Armee war

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

von entscheidender Bedeutung bei einer Verschwörung militärischer Art.

Das Obige genügt, um meinen persönlichen Hintergrund zu erläutern.

Ich kann bestätigen, dass diese Verschwörung die Komplizenschaft und Unterstützung sehr mächtiger internationaler Kräfte genießt. Allen voran gibt es einen Finanzzirkel an der Wall Street, den mächtigsten in den Vereinigten Staaten, dessen Einfluss auf die gesamte amerikanische und europäische Wirtschaft enorm ist und dem sich Regierungen und Politiker vieler Länder der Welt unterwerfen. Ich weiß nicht, wer diese einflussreichen Finanzleute sind; mir wurde jedoch berichtet – obwohl ich es nicht glaube –, dass sie marxistischen Revolutionen seit vielen Jahren wichtige Dienste leisten und sie unterstützen.

Laut den Oppositionsführern wünschen sich die Regierungen demokratischer Nationen, insbesondere Englands, Frankreichs, der Tschechoslowakei und vor allem der Vereinigten Staaten, unter dem Druck einflussreicher Geldgeber, den Sieg der Opposition in der UdSSR und fördern ihn, indem sie ihre Außenpolitik gegenüber Stalin auf dieses Ziel ausrichten. Konkret sind sie überzeugt, dass die demokratischen Nationen indirekt die deutsche Wiederbewaffnung unterstützen und gleichzeitig die Expansion des Dritten Reiches tolerieren, damit Hitler über genügend militärische Kapazitäten verfügt, um es zu wagen, der UdSSR den Krieg zu erklären.

Grob zusammengefasst ist dies alles, was ich über die internationale Lage weiß; denn die Verschwörungstheorien sehen eine strikte Trennung der verschiedenen Sektoren vor. Daher wurden mir keine weiteren Informationen als diese allgemeinen Aussagen mitgeteilt.

Daher muss ich nun auf das konkrete Problem eingehen, das mich direkt betrifft.

Verschwörung. Ich möchte zunächst ihre technischen Merkmale im militärischen Bereich erläutern:

Zunächst wurde die Verschwörung innerhalb des Oberkommandos der Roten Armee organisiert. Es wurden Gruppen gebildet, bestehend aus den Generälen, die im Falle einer Mobilmachung und eines Krieges die wichtigsten Positionen innehaben. Die Rekrutierung von Offizieren aus den unteren Rängen wurde untersagt. Es war keine klassische Verschwörung geplant, an der Männer aller Kommandoebenen beteiligt gewesen wären. Dieses System war notwendig, um zu verhindern, dass der NKWD die Verschwörung aufdeckte – etwas, das fatalerweise unerlässlich gewesen wäre, wäre sie ein allgemein bekanntes Geheimnis gewesen. Natürlich wurde in den unteren Rängen der Kommandostruktur viel Arbeit geleistet. Obwohl kein General unter den Anführern der militärischen Verschwörung den Offizieren explizit etwas vorgeschlagen oder nahegelegt hat, wurde systematisch versucht, jeden Offizier in geeignete Positionen zu bringen, dessen Ansichten antistalinistisch oder oppositionell waren oder der aus welchen Gründen auch immer einem der beteiligten Generäle persönlich zugetan war. Ich spielte dabei eine bedeutende Rolle. Aufgrund meiner Position erhielt ich Vorschläge und persönliche Empfehlungen von den beteiligten Generälen, die mich drängten, Versetzungen, Belohnungen und Beförderungen für unzählige Offiziere zu ermöglichen. Obwohl die Empfehlungen auf technischen Gründen beruhten, wusste ich, dass der wahre Grund darin lag, dass potenzielle Verschwörer davon profitieren würden. Aus diesem Grund trägt jede Person, die von einem in die Verschwörung verwickelten General empfohlen wurde, einen roten Punkt in der oberen rechten Ecke ihrer Personalakte. Die Akte wird in meinem Büro aufbewahrt. Somit kann jede markierte Person als Verschwörer betrachtet werden.

Die große Einschränkung der Kenntnis des Komplotts und der Befehl, überhaupt nicht einzugreifen, bei gleichzeitiger Betonung der Loyalitätsbekundungen gegenüber Stalin, ist der Grund, warum der N.K.V. trotz seiner Intelligenz und Bemühungen bis jetzt nichts aufdecken konnte.

2. Derart wirksame Vorkehrungen waren nur dank der Einzigartigkeit unseres Plans möglich, der sich grundlegend von einem klassischen Militärputsch oder Bürgerkrieg unterscheidet. Wesen und Charakter der Verschwörung offenbaren sich im Begriff des Defätismus. Der Erfolg der Verschwörung liegt in der Orchestrierung der Niederlage der UdSSR: nicht einer totalen Niederlage, sondern einer Reihe von Teilniederlagen, die Stalins Sturz herbeiführen können, sei es durch Aufstände an der Front, Revolten im Regierungssitz oder beides gleichzeitig. Diese Niederlagen, zusammen mit dem nun in unseren Händen befindlichen direkten Kommando über große Militäreinheiten, werden den Verschwörern mehr als genug Möglichkeiten und Kräfte verschaffen, um Stalin zu eliminieren. Die technische Organisation dieser Niederlage ist Tuchatschewski und mir anvertraut. Ihm an der Front, mir im Hinterland. Zu diesem Zweck muss ich Kontakt zu einem Gesandten des OKW aufnehmen, der in den kommenden Tagen erwartet wird.

Drittens wurde mir mitgeteilt, dass mit der Wall Street vereinbart wurde, dass der Krieg in dem Moment endet, in dem Stalin, das Politbüro und ihre treuesten Gefolgsleute hingerichtet werden. Sie haben versichert, dass...

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Die Anführer der Verschwörung werden darüber informiert, dass eine große Koalition – England, Frankreich, die Vereinigten Staaten und alle anderen Staaten des Völkerbundes – Hitler den Krieg erklären und ihn als Aggressor bezeichnen wird. Dies wird das Signal für die deutschen Generäle sein, die Hitler ebenfalls beseitigen wollen, einen Militärputsch durchzuführen.

Dann wird ein Friedensvertrag unterzeichnet. Ein territorialer Stillstand, aber Deutschland ist entwapfnet und erneut dem Versailler Vertrag unterworfen, verschärft durch seine erneute Aggression.

Nun werde ich Einzelheiten der Verschwörung schildern und ihre Anführer benennen.
die wichtigsten.

Das für die Organisation der Verschwörung geltende System schreibt vor, dass jeder Verschwörer nur drei andere kennt. Es handelt sich um das klassische Troika-System. Daher kann ich nur drei Namen mit Sicherheit nennen: Jakir, Feldmann und Tuchatschewski.

Die ersten beiden bilden mit mir eine „Troika“, und ich bin mit Tuchatschewski verbunden. Jakir lud mich ein, mich der Verschwörung anzuschließen; er, Feldmann und ich bildeten die ironischerweise so genannte „jüdische Troika“. Tuchatschewski hat keine spezielle Mission. Seine einzige Mission ist es, seinen Posten als Chef des Generalstabs der Armee um jeden Preis zu behalten.

Es liegt in ihrem Interesse, dass ein so entscheidender Befehl in den Händen eines in die Verschwörung verwickelten Generals liegt. Die „Organisation der Niederlage“ auf dem Schlachtfeld muss sein persönliches Werk sein. Dies ist für den Erfolg absolut unerlässlich. Darüber hinaus sollte ihm seine bevorstehende Reise nach London die Möglichkeit geben, einen hochrangigen deutschen General zu treffen, der sich zeitgleich dort aufhält. Auch als Befehlshaber der ukrainischen Front, wo die ersten und wichtigsten Schlachten geschlagen werden, spielt Jakir eine entscheidende Rolle.

Meine „offizielle“ Beteiligung an der Verschwörung beschränkt sich, wie bereits erwähnt, auf die drei genannten Generäle. Natürlich weiß ich aber, dass noch weitere Personen beteiligt sind. Bei einigen weiß ich das mit Sicherheit, bei den anderen erschließt es sich aus logischen Schlüssen.

Kork hat sich mir gegenüber als Verschwörer zu erkennen gegeben und um meinen Schutz gebeten.
Professor an der Militärakademie, der als Antistalinist denunziert wurde.

Uborowitsch, der mir zwar nicht persönlich seine Mitverschwörung gestanden hat, wurde zum Befehlshaber des Militärbezirks Belarus ernannt – eine Entscheidung, über die ich dank einer Empfehlung von Feldmann politisch bestens informiert war. Putna und Primakow bilden zusammen mit Feldmann, Jakir, Endemann und Kaschirin eine „Troika“.

Das Gesagte genügt jederzeit, um die Verschwörung zu zerschlagen. Jeder der genannten Generäle sollte in der Lage sein, zahlreiche Namen aus seiner Armee, seinem Zentrum oder seiner Abteilung zu nennen.

Ich möchte hinzufügen, dass Tuchatschewski, Dybenko und Blücher aufgrund ihrer Rolle in den frühen Jahren der Revolution und ihrer russischen Staatsangehörigkeit die Proklamationen unterzeichnen und als Oberbefehlshaber der Streitkräfte fungieren sollten. Ihnen zur Seite standen als politische Befehlshaber Rykow, Bucharin und ein weiterer Mann, dessen Name mir unbekannt ist; vermutlich bekleidet er noch immer ein hohes politisches Amt.

Selbstverständlich werden die sechs Namen auch weiterhin eine wichtige Rolle spielen in
In Zukunft werden andere die tatsächliche Verantwortung tragen.

Trotzki will Generalsekretär der Partei, Vorsitzender des Rates der Volkskommissare, Vorsitzender des Revolutionskriegsrates und Vorsitzender der Komintern werden. Er will sogar noch mehr Macht haben als Stalin heute.

Tuchatschewski wurde zum Chef des sowjetischen Generalstabs und zum ersten Marschall der UdSSR ernannt. Er glaubte, er würde es mit Napoleon aufnehmen. Man zweifelte nicht daran, dass sein enormer Ehrgeiz ihn dazu treiben würde, vom Zarenamt zu träumen. Man ließ ihn träumen, doch für ihn sollte ein bitteres Erwachen bevorstehen.

Yagoda wird Innenminister.

Rakowski, von Foreign Affairs.

Bucharin möchte etwas Neues sein. Eine Art oberster und geheimer Anführer der Weltrevolution.

Rikow wird Volkskommissar der gesamten sowjetischen Wirtschaft.

Ich werde Verteidigungskommissar sein.

Die Liste zukünftiger Herrscher ist endlos; doch wie sich zeigen wird, werden die absolute und wahre Macht bei Trotzki, Jagoda und mir liegen. Rakowski wird eine bedeutende internationale Rolle spielen.

Ich glaube nicht, dass es unbedingt nötig ist zu erwähnen, dass Stalin, Molotow, Kalinin, Woroschilow, Lechow und der Rest des Politbüros physisch liquidiert und eine riesige "Säuberung" in der Partei durchgeführt würde.

Ich habe das Wesentliche dargelegt. Sollte ich also durch die Hand der Verschwörer sterben und diese erfahren, dass ich unserem großen Führer Stalin weiterhin treu ergeben bin, wird dies genügen, um die Verschwörung zu zerschlagen. Ich beauftrage eine Person meines vollsten Vertrauens (die den Inhalt dieses Berichts nicht kennt), ihn Stalin unverzüglich zu überbringen, sobald er von meiner Ermordung oder Verhaftung erfährt.

Wenn keines von beidem eintritt, werde ich die Sache selbst übergeben, sobald ich alle notwendigen Beweise beisammen habe. Vor allem, wenn es mir gelingt, jene hochrangige Person ausfindig zu machen, deren Namen ich noch immer nicht kenne, von der ich aber weiß, dass sie im Politbüro beträchtlichen Einfluss besitzt und Stalins Vertrauen genießt, dass er mich entlassen und erschießen lassen könnte, sollte ich sie beschuldigen, ohne beweisen zu können, dass die hier Beschuldigten Verschwörer sind. Möge dieser Bericht die UdSSR und ihren geliebten Führer Stalin retten können.

Gesundheit.

Gamarnik.

XXVII

Tschekist-Hypothesen

Ich sah Gabriel erst am nächsten Morgen. Ich ging schnell zu seinem Anruf. Er las wortlos.

„Sehr gut, Doktor“, sagte er lakonisch und ging nachdenklich auf und ab. „Nun, Doktor, lassen Sie Gamarnik nicht vor zwei Uhr nachmittags zu sich kommen, wenn sie Sie belästigen. Teilen Sie ihm bei passender Gelegenheit mit, dass Sie seinem Wunsch nachgekommen sind.“

Ich tat, wie er es verlangt hatte. Gamarnik wollte unbedingt Einzelheiten wissen, doch ich gab ihm nur wenige. Ich verband seine Füße gründlich und willigte ein, ihm eine mäßige Injektion zu geben, da er sehr aufgeregt war. Da es mir unangenehm war, beim Marschall zu bleiben, hielt ich alles so kurz wie möglich und ließ ihn unter Bewachung zurück.

Gabriel traf erst spät am Tag, fast bei Einbruch der Dunkelheit, ein. Er fragte mich im *Flur*, ob alles nach seinen Anweisungen abgelaufen sei. Als er dies erfuhr, befahl er, Gamarnik ungebunden und mit größter Sorgfalt in sein Büro zu bringen.

Ohne ein weiteres Wort ging er in sein Zimmer, und kurz darauf kam Gamarnik herein. Als er mühsam an mir vorbeiging, sah er mich an, und in seinen Augen erkannte ich Dankbarkeit; zweifellos hatte er aus den Einzelheiten geschlossen, dass sich die Lage zu seinen Gunsten gewendet hatte. Ich schämte mich zutiefst und ging weg.

Ich weiß nicht, wie viel Zeit vergangen ist, bevor Gabriel mich anrief. Als ich das Büro betrat, war Gamarnik noch da.

—Ich habe den Befehl erhalten, den Marschall freizulassen. Wir haben vereinbart, dass er bis zu seiner Genesung unter strengster Geheimhaltung hierbleiben muss. Sie sind für seine medizinische Behandlung verantwortlich; tun Sie alles, um diese zu beschleunigen, damit er in sein hohes Amt zurückkehren kann. Nichts, was hier geschehen ist, darf an die Öffentlichkeit gelangen. Unser Marschall war in Spanien... Verstanden, Genosse?

Ich nickte. Die Szene war zu Ende.

Ich sah Gabriel erst zum Abendessen. Als ich den Speisesaal betrat, war ich überrascht, auch Lidja dort anzutreffen. Ich glaube nicht, dass ich erwähnt hatte, dass ihr richtiger Name Lidja war, zumindest der, den sie in Russland benutzte. Ich begrüßte meine ehemalige Krankenschwester, und sie antwortete mit ihrer charakteristischen, rätselhaften Ernsthaftigkeit, mit einer Aura der Abwesenheit. Da wir drei beim Essen nur einsilbige und vereinzelte Worte wechselten, beobachtete ich Lidja verstohlen. Ich versuchte nicht einmal, sie zu beschreiben, obwohl sie mehrmals in die vorherigen Ereignisse eingegriffen hatte. Ich habe darüber nachgedacht und es sogar versucht. Unmöglich. Sie zu beschreiben, übersteigt meine literarischen Fähigkeiten bei Weitem. Es gibt keine Möglichkeit, irgendeine Ähnlichkeit oder Parallele zu bekannten Vorbildern klassischer Schönheit zu finden. Sie hat keine Ähnlichkeit mit hellenischer Bildhauerei, und ich kann kein Vorbild für sie in den mir bekannten Malerschulen finden. Die Mona Lisa, der klassische Spiegel des Rätsels, reflektiert es in ihrem Lächeln; Für mich ist ihr Rätsel äußerlich. Die seltsame Liebe zu Leonardo, ihrem Maler. Nichts dergleichen spiegelt sich in Lidjas Gesicht wider; wenn es überhaupt ein Rätsel birgt, dann nicht in ihrem Lächeln; ich habe sie nie lächeln sehen und kann es mir auch nicht vorstellen. Und genau das ist das Außergewöhnliche: Die Unbeweglichkeit ihrer Gesichtszüge und ihre spürbare Abwesenheit verraten weder Starrheit noch eine statische Sichtweise. Im Gegenteil. In ihrem ganzen Wesen wohnt die höchste, strahlende Spannung von Intellekt, Geist *und* Sinnlichkeit. Doch das allein gibt keinen Aufschluss. Bei Lidja ist alles Persönlichkeit.

Und jetzt, wo ich alles, was ich über Lydia gesagt und sagen wollte, noch einmal lese, merke ich, dass ich gar nichts gesagt habe. Das ist mein letzter Versuch.

Nach dem Abendessen lud Gabriel uns in sein Büro ein.

Gabriel stand kurz auf, holte einige getippte Seiten von seinem Schreibtisch und reichte sie Lidja. „Lies das, Genosse“, sagte er. „Ich glaube, ich muss dich nicht warnen, dass alles vertraulich und streng geheim ist. Nicht einmal unser eigener KWD-Apparat weiß davon; nicht einmal Jechow weiß bisher davon ...“

—Also... wer? Nur du?...

—Nein, Genosse Lydja; man kennt ihn in den höchsten Kreisen. Aber er liest.

Ohne Umschweife begann Lidja zu lesen. Gabriel ließ mich noch ein Glas trinken. Danach herrschte Stille zwischen uns. Lidja beendete ihre Lektüre und fragte ihn, die gelesenen Blätter noch in der Hand: „Darf ich etwas sagen?“ ... und mit einer kaum merklichen Geste deutete sie meine Anwesenheit an.

—Ja, natürlich, Genosse; der Arzt war, aus einem anderen Grund, der erste, der

Das wissen Sie doch alles, nicht wahr, lieber Doktor?

—Ich...—Ich habe versucht, mich zu entschuldigen.

—Nein, das ist selbstverständlich. Es war der Arzt selbst, der dieses wichtige Geständnis erlangen konnte. Sprich, Genosse Lydja; du kannst ganz klar sprechen.

—Ich nehme an, Genosse, dass Sie mir gemäß Ihrer Gewohnheit erlaubt haben, zu lesen, um mir später meine Meinung zu bilden.

—In der Tat; aber auch aus einem anderen Grund... Ja, natürlich, damit ich handeln kann.

—Genau. Wenn ich eine intelligente Person einbeziehen muss, und genau das bist du, Lydia, Sorge ich immer dafür, dass sie die gesamte Situation versteht, alle Fakten kennt, weiß, was bekannt ist, und sogar ihre Meinung mit meiner vergleicht. Eine Debatte mit intelligenten Menschen war für mich immer gewinnbringend.

—Ungeachtet dessen, dass du immer Recht hast...— sagte Lidja zu ihm.

—Schmeichel mir nicht so sehr... oder stichel nicht gegen mich. Was ist deine Meinung dazu?

—Zunächst muss ich wissen, wie das Geständnis des Marschalls zustande kam; ob es durch Gewalt oder durch eine spontane Denunziation geschah.

—Eine Kombination aus beidem.

„Was?... Eine Kombination aus Gewalt und Spontaneität? Das ist unvereinbar; es sei denn, Ihre feurige Fantasie aus dem Süden hat eine neue Methode erfunden. Wie dem auch sei, Sie müssen es mir erklären. Im Moment möchte ich nur wissen, ob Gamarnik das Geständnis in dem Wissen abgelegt hat, dass er sterben oder überleben würde.“

—In der Hoffnung, dank dessen überleben zu können. Aber der Vollständigkeit halber erkläre ich es Ihnen.

Gabriel informierte Lidya in wenigen kurzen Sätzen über alles, was mit Gamarnik geschehen war.

Sie schwieg einige Augenblicke und sprach dann.

Wie Sie wissen, hat das Geständnis eines zum Tode Verurteilten wenig Glaubwürdigkeit; meist wollen sie nur ihr Leiden schnell beenden und wiederholen bereitwillig das diktierte Geständnis. Wird das Geständnis hingegen unter dem Versprechen auf Lebensrettung erlangt, ist es in der Regel aufrichtig, insbesondere wenn es nur um eine Erklärung politischer Notwendigkeit geht. Gamarnik lässt sich keiner dieser beiden Kategorien eindeutig zuordnen. Daher ist es riskant, aus seiner Denunziation auf Aufrichtigkeit und Wahrheit zu schließen. Wir müssen jeden einzelnen Fakt überprüfen und die Pläne jedes Einzelnen untersuchen, bevor wir handeln können.

—Da stimme ich dir vollkommen zu, Genosse.

Die außerordentliche Bedeutung von Gamarniks Anschuldigungen übertrifft bei Weitem alle Anklagen in früheren und laufenden Prozessen. Alle bisherigen und aktuellen Angeklagten waren längst entmachtet. Ganz anders verhält es sich mit der von Gamarnik aufgedeckten Verschwörung; im Gegenteil. Seine Anschuldigungen betreffen Männer, die heute nahezu die gesamte Streitmacht des Militärs beherrschen; eine so immense Macht, dass, wenn sie gegen den Staat eingesetzt würde, niemand ihr etwas entgegensetzen könnte.

schlagen.

„Keine materielle Gewalt“, betonte Gabriel; „aber es ist nicht nur die materielle Gewalt, der sich unser Stalin entgegenstellen kann...“

—Natürlich — stimmte Lidja zu —; aber wurde nicht bedacht, dass Gamarniks Aussage selbst ein entscheidender Faktor in der Handlung ist?...

—Was wollen Sie damit andeuten?

—Dass Gamarnik nicht die tatsächlich beteiligten Generäle beschuldigte, sondern diejenigen, die Stalin treu ergeben waren, und damit versuchte, diejenigen auszuschalten, die den Militärputsch hätten vereiteln können.

„Es ist eine Hypothese, die es wert ist, in Betracht gezogen zu werden, aber eben nur eine Hypothese. Die Akte über die beschuldigten Generäle ist im Lichte von Gamarniks Anschuldigungen aufschlussreich. Die ersten Ermittlungen, die angesichts der kurzen zur Verfügung stehenden Zeit noch sehr begrenzt sind, haben ein verschwörerisches Muster im allgemeinen Verlauf ihrer politischen und technischen Handlungen aufgedeckt.“

—Genauer gesagt, nichts weiter.

—Aber haben Sie bedacht, dass Denunziationen den Ermittler immer beeinflussen?... Wäre es nicht hilfreicher, jeden einzelnen Fall einzeln zu untersuchen?

—Sie werden verstehen, dass es bereits geschehen ist.

—Ich verstehe, aber ich bezog mich auf eine unserer Vernehmungen. Mal sehen; was ist mit Tuchatschewski, der laut Gamarniks Geständnis eine entscheidende Rolle beim Staatsstreich spielen sollte?

—Wie Sie wissen, gilt er als unser bester Militärtechniker; seine Ernennung zum Generalstabschef, obwohl er nicht Stalins Günstling war, war darauf zurückzuführen,

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Betrachten Sie ihn als unseren ersten Strategen.

—Und war er nicht einer von Stalins Günstlingen? Warum?

—Das ist eine alte Geschichte. Tuchatschewski gab schon vor langer Zeit Stalin die Schuld an seiner Niederlage in Warschau.

—Und warum?

Zu jener Zeit war Stalin Politkommissar der Südararmee und unterstand dem militärischen Kommando von Woroschilow und Budjenny. Tuchatschewski setzte an der Militärakademie sogar seine These als offizielle Lehre durch, Stalin habe in der Schlacht um Warschau dieselbe Rolle gespielt wie Reneukampf bei der Niederlage bei Tannenberg.

"Nein!", rief Lydia erstaunt aus.

—Ja, Genosse. Sie müssen bedenken, dass all dies im Jahr 1923 geschah und Trotzki noch allmächtig war.

—Ich gebe zu, es gibt Gründe, bei Tuchatschewski Trotzki zu vermuten.

—Und es kommt noch besser. Trotzki war es, der ihn im Alter von fünfundzwanzig Jahren zum Oberbefehlshaber einer Armee ernannte.

—Es stimmt aber auch, dass es eben Tuchatschewskis Armee war, die Koltschak bei Simbirsk besiegte, als wir nur ein Sechstel Russlands kontrollierten, und ihn bei Krasnowark vernichtend schlug; und darüber hinaus Denikin in etwa zwei Monaten besiegte. Ich kenne die Texte genau.

„Und wer würde das nicht wollen, Genosse? Aber wir, gerade wir vom NKWD, müssen und können tiefer als die sowjetischen Geschichtsbücher vordringen und den Kern der Sache ergründen. Genau dort, in der Blitzschnelligkeit von Tuchatschewskis Siegen, müssen wir forschen. Vielleicht liegt ein gewisses Geheimnis darin, dass Tuchatschewski ein so blendender Blitz des Krieges war.“

—Ich rate nicht. Letztendlich retteten ihre Siege die Revolution.

—Moment mal. Fangen wir mit der ersten Tatsache an. Mehrere tausend Berufsoffiziere meldeten sich freiwillig zum Dienst in den Reihen der Roten Armee, als diese gegründet wurde.

Trotzki war der Organisator; es ist ziemlich seltsam, dass der Volkskommissar für Verteidigung, Trotzki, angesichts so vieler höherrangiger Personen mit nachgewiesenen Fähigkeiten den unbekannten Untergebenen Tuchatschewski ausgewählt hat – einen Ausbrecher aus einem deutschen Gefängnis, dessen militärische Fähigkeiten kaum bekannt waren.

—Der Fall Napoleon ist ähnlich—Ich griff ein und brach mein Schweigen.

– Nein, Doktor; Napoleon war bereits General in Brumaire, und das Rätsel seiner Ernennung ist historisch vollständig aufgeklärt: Josephine hatte sie angeregt. Aber welche Josephine hatte Trotzki angeregt? Über einen persönlichen Einfluss auf Tuchatschewski ist nichts bekannt. Oder doch? Tuchatschewski war bereits mit achtzehn Jahren Freimaurer. Dies scheint der Grund für seine Flucht zu sein.

—Und was können wir daraus schließen?—, fragte Lydia.

—Wir wissen genau, dass die dummen „weißen“ Generäle bloße Marionetten der Alliierten waren. Sie akzeptierten die Auferlegung demokratischer Regierungen und mussten linke Bourgeoisie, Kadetten, Sozialisten, Menschewiki und Anarchisten in Machtpositionen bringen: Spiridonowa und Sawinkow, Kerenski und Gutschkor...

„Das ist eine sehr alte und bekannte Geschichte!“, rief Lydia aus.

—Ja, alte Frau; aber ohne jegliche Abweichung von der heutigen Situation. Es ist bekannt, dass die Freimaurerei Einfluss auf das Bürgertum und die Sozialisten ausübte und die Anarchisten kontrollierte. Als die Opposition mit Trotzki, der bereits den Militärapparat kontrollierte, die Sowjetmacht zu sichern schien, veranlasste dessen offenbar freimaurerisches – finanziell-rassistisches – Oberkommando Wilson, den Alliierten ihre Nichteinmischung in den Bürgerkrieg aufzuzwingen und gleichzeitig seine freimaurerischen Agenten die weißen Generäle verraten zu lassen...

—Wenn du mir erlaubst, Gabriel, muss ich einen Einwand erheben, nicht politischer Natur, für den ich keine Befugnis habe, sondern menschlicher Natur.

—Ich schätze es, Doktor; es wird, wie Sie es gewohnt sind, sehr scharfsinnig sein. —Menschlich gesehen ist es unmöglich anzunehmen, dass jene Freimaurer der weißen Fraktion auf einen einfachen Befehl einer fernen und unsichtbaren Instanz hin Verrat begehen würden, es sei denn, sie wären allesamt hypnotisierte Automaten.

—Weil?

—Waren sie Automaten oder waren sie es nicht?

—Nein, natürlich nicht.

—Nun, dann erscheint es völlig absurd, dass sie die Weißen zugunsten der Roten verraten würden, da ein Sieg der Bolschewiki ihren Tod bedeutet hätte.

„Ihr Argument“, entgegnete er prompt, „bestätigt nur, wie viel ich bereits aufgegeben habe.“

Natürlich. Gerade weil sie keine Automaten waren, musste der General, der die „Weißen“ besiegte, ein Freimaurer sein; es war die Garantie dafür, dass die Niederlage der reaktionären Generäle nicht dem Kommunismus, sondern der Freimaurerei zugutekommen würde.

—War es möglich, dass sie solch ungeheuren Unsinn glaubten?...

Warum nicht?... Diese freimaurerische Dummheit war bereits in der Französischen Revolution vorhanden und wiederholt sich in allen nachfolgenden. Es scheint, als seien Freimaurer dazu bestimmt, durch die Revolutionen, die sie provozieren oder anstiften, zu sterben.

Und ich griff erneut ein.

—Du wirst verstehen, Gabriel, dass alles, was du bisher gesagt hast, nur eine Hypothese ist.

„Wir schreiben jetzt kein Geschichtsbuch, Doktor; nicht einmal einen Polizeibericht, um die Verhaftungen zu rechtfertigen. Nein; wir versuchen lediglich, Gründe zu finden, um Gamarniks Anschuldigungen entweder zu bestätigen oder zu widerlegen, angesichts des Status des Beschuldigten und vor allem der Gefahr, nicht den Feind, sondern jemanden anzugreifen, der loyal sein könnte, wie Genosse Lydja so treffend bemerkt hat.“

—Sie werden verstehen, dass ich Laie bin...—Ich entschuldigte mich.

„Seien Sie nicht misstrauisch, Doktor, ich weiß Ihre Hilfe zu schätzen. Sie sind ja nicht umsonst hier ... Ich möchte Sie bitten, mir Ihre Vorgehensweise zu erklären, gerade weil Sie Laie sind. Ich kann nicht ignorieren, dass sowohl Lydia als auch ich aufgrund einer verständlichen beruflichen Voreingenommenheit Fehler machen können ... Verstehen Sie das, Doktor?“

—Und als wolle er mich beruhigen, schenkte mir Gabriel ein volles Glas ein und gab mir eine Zigarette.

—Dann, Gabriel — fuhr ich fort—, wären einige Namen von Verrätern an den Weißen notwendig, damit ich die Unterstützung für Ihre brillanten Hypothesen erkennen könnte.

—Nun, Doktor, wählen wir einen unstrittigen Namen. Da haben wir Maisky, unseren brandneuen Botschafter in London und... menschwistische Minister in Samara, einen jener, die Koltschak die absolute Macht verliehen.

—Zum Kommunismus konvertiert?

—Er ist ein menschwistischer Jude, der die „Weißen“ verraten hat, aber er ist nicht dafür berühmt, sondern weil er auch Trotzki zum genau richtigen Zeitpunkt verraten hat...

—Ja—ich argumentierte im Rückzug—; aber nur in einem Fall...

—Und du erinnerst dich an keinen anderen?...

—Ich?...—Ich war überrascht.

—Ja, Doktor; Skoblin, finden Sie nicht auch, dass er sehr eloquent ist?

—Liegt es auch an demselben Grund?...

„Zuerst ja, jetzt nein; jetzt, wie Sie wissen, gehorcht er uns dank seiner Frau, einer ehemaligen Dienerin von uns, zusammen mit Koltschak... Aber, nun ja, Doktor“, schloss er lächelnd, „Sie sollten sich nicht so unwissend stellen. Erinnern Sie sich nicht an die großartige Rede, die Navachin Ihnen gehalten hat?... Erinnern Sie sich. Dieser Mann war genau das: ein Freimaurer, und als Freimaurer ein Trotzki. Können Sie ihn sich als fanatischen Spartakisten in Deutschland an der Seite von Kurt Kiser vorstellen? Nun, das war er. Können Sie sich vorstellen, dass er zu Pferd an den Grenzen entlangritt und Revolutionen finanzierte und organisierte? Nun, so war er... ganz abgesehen davon, dass er Finanzier war. Ich wünschte, ich könnte Ihnen *jetzt seine Akte zeigen*... er war nie ein Kommunist; er war ein typischer Mann der freimaurerischen Unterwanderung der bolschewistischen Revolution, unterwandert von Trotzki *und* von ihm gelenkt... er diente, solange Trotzki eine Chance hatte zu regieren; aber als intelligenter Mann spürte er seine Niederlage und weigerte sich... Er überquerte erneut die sowjetischen Grenzen... Aber nun ja, da er nicht zur Grenze kam, kam die Grenze zu ihm...“

Gabriels bissige Ironie ließ mich erschauern; instinktiv blickte ich auf diese mörderische Hand, die nun elegant eine Zigarette mit Filter hielt. Nicht die geringste Regung in seiner Stimme verriet auch nur den Hauch von Gefühl, als er ironisch auf den Mord anspielte. Ich sah die Szene vor mir: wie er Navachin tötete, und neben der Leiche heulte ein Hund...

Sie setzten das Gespräch fort. Und Lydja sagte: „Ich

halte es für notwendig, da ich keine ausreichenden Gründe dafür gefunden habe, Tuchatschewski weiterhin streng zu überwachen.“

—Genau. Ich hatte es mir schon gedacht. Ich muss heute Abend noch einen Plan ausarbeiten. Ich hatte vor, Sie in unmittelbarer Nähe des Marshals einzusetzen; ich muss nur noch wissen, ob Sie die Mission annehmen.

—Und seit wann befragen Sie diejenigen, die gehorchen sollen?

„Die Mission ist viel zu riskant, Genosse. Nicht nur wegen der persönlichen Gefahr, sondern auch wegen der Verantwortung, die ein Fehler oder ein vermeintlicher Akt der Illoyalität nach sich ziehen könnte. Da ich Kandidaten vorschlagen darf, wollte ich Sie nicht um Ihre Antwort bitten, ohne dass Sie genauso gut über die Angelegenheit informiert sind wie ich. Ich überlasse Ihnen die Entscheidung, damit Sie Risiko und Verantwortung abwägen können. Bevor Sie antworten, sollten Sie wissen, dass ...“

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Tuchatschewski vermutet, dass er selbst verdächtigt wird; der Verantwortliche für den Fehler muss geopfert werden. Denn sollte er dies vor dem richtigen Zeitpunkt erfahren, wird seine Überwachung als „inoffiziell“ eingestuft, und jeder, der entdeckt wird, muss geopfert werden, um ihn zu beruhigen und zu beschwichtigen.

Lydia meditierte einige Augenblicke lang.

„Ich akzeptiere“, sagte er kühl.

—Das hatte ich erwartet, Genosse; und da ich noch Arbeit zu erledigen habe, können Sie sich, wenn Sie möchten, zum Schlafen zurückziehen.

Lydia und ich standen auf, und als wir an der Tür waren, warnte sie mich.

Gabriel: —

Doktor, vergessen Sie nicht, Ihren Freund Gamarnik Haga zu besuchen und sich kurieren zu lassen; ich weiß nicht, ob man ihm bald befehlen wird, zu seinem offiziellen Leben zurückzukehren.

XXVIII

ZWEI BUCHSTABEN

Ich habe am folgenden Tag nur kurz am Ende des Gesprächs zwischen Lidya und Gabriel teilgenommen. Sie hatten den ganzen Vormittag unter vier Augen verbracht. Sie riefen mich an, um mir ihre Vereinbarung bezüglich meiner Person mitzuteilen. Ich sollte mich um den Briefkasten und die Post kümmern. Lidya würde mich bei Bedarf im Labor anrufen und mir eine *U-Bahn*-Station nennen, an der wir uns treffen sollten.

Wenn wir uns auf dem Bahnsteig trafen, nahmen wir den ersten Zug, der pünktlich zusammen einfuhr. Und sie, die neben mir stand, steckte ihre Berichte in die Tasche.

Gabriel ging zu Gamarnik; ich blieb allein mit Lidja zurück. Sie sagte kein Wort zu mir. Ich beobachtete sie verstohlen. Unter der gewohnten Schlichtheit ihrer Kleider bemerkte ich eine außergewöhnliche Eleganz. Ihre Frisur war perfekt; ihr in zwei Zöpfe geflochtenes Haar glich einem Diadem aus schwarzem Gold, keine einzige Strähne stand ab, wie ein Kriegerhelm. Sie trug eine weiße Leinenbluse, verziert mit feiner, fast unsichtbarer blauer und roter Stickerei an Hals und Brust. Dazu trug sie Seidenstrümpfe und Schuhe mit mittelhohem Absatz – gewiss nicht sowjetisch. Ein sehr ansprechendes Ensemble; es unterschied sich deutlich von der Pariser Mode, mindestens ebenso sehr wie von der üblichen Kleidung sowjetischer Frauen.

Da Gabriel sich Zeit ließ und ich auf ihn warten musste, setzte ich meine Beobachtung fort, die mir nun leichter fiel, da Lidya mit dem Lesen begonnen hatte. Ich fragte mich, ob sie dünn war. Ja, das war sie; doch unter ihrer Haut war kein einziger Knochen zu erkennen. Ihre Linien waren lang, elegant und von exquisiter Feinheit. In Ruhe wirkte sie zerbrechlich und schwach; doch in Bewegung zeichneten sich feine, straffe Muskeln von unglaublicher Vitalität ab. Ich dachte, wenn sie fähig wäre, Leidenschaft zu empfinden oder vorzutäuschen, könnte ihr kein Mann widerstehen. Aber ich glaube nicht, dass sich irgendjemand Lidya in einem leidenschaftlichen Rausch vorstellen konnte. Sie strahlte eine androgyne Transzendenz aus, jedoch keine virile; ich würde eher sagen, engelsgleich, aber ohne Heiligkeit ... Ich weiß nicht, etwas Subtiles, Unbeschreibliches ... dachte ich, und wollte dieses Unbeschreibliche definieren. Rauchend ging ich im Büro auf und ab. Als ich mich einmal umdrehte, betrachtete ich sie erneut durch die Rauchwolke meiner Zigarette. Im selben Augenblick legte Lidya den Kopf in den Nacken und biss sich leicht auf die Unterlippe. Ihre Zähne, ein weißer Blitz, durchbrachen das Rot ihrer Lippen. Dieser Kontrast faszinierte mich. Was Lidya mit ihrem ganzen Wesen ausstrahlte, war Unschuld und Reinheit.

Er war noch immer in diese Gedanken versunken, als Gabriel zurückkehrte.

„Alles ist in Ordnung“, sagte er und wandte sich an Lidya, „und Sie, Doktor, wann glauben Sie, dass Gamarnik vollständig genesen sein wird?“

—Ich schätze —, erwiderte ich, dass es noch zehn oder zwölf Tage dauern wird; gestatten Sie mir eine Frage, soll ich ihm weiterhin Morphium spritzen?

—Ich denke, es gibt kein Problem.

—Er hat sich das Laster zugelegt; ohne große Anstrengung wird er sich nicht selbst heilen können.

Als die zwölf Tage, die ich für Gamarniks Genesung angesetzt hatte, verstrichen waren, kam Gabriel eines Tages und nahm ihn mit. Er wurde von einer uniformierten NKWD-Eskorte begleitet, und Gabriel heuchelte vor den Anwesenden großen Respekt und Ehrerbietung gegenüber dem Marschall.

Lidja hatte mich noch nicht angerufen; zweifellos hatte sie keine Neuigkeiten über Tuchatschewski, die es wert gewesen wären, weitergegeben zu werden.

Drei oder vier Tage waren seit Gabriels letztem Besuch vergangen, als Lidya mich zum ersten Mal anrief. Sie sagte mir, ich solle sie um vier Uhr an der *Metrostation* Kiewskaya treffen.

Ich sagte dem Bürgermeister, dass ich gehen müsse, und das Auto wartete bereits vor drei Uhr auf mich.

Ich weiß nicht, ob ich schon erwähnt habe, dass sich das Labor südwestlich von Moskau befand, etwa vierzig *Werst* von den Vororten entfernt.

Als ich den Bahnsteig erreichte, wartete Lidja schon. Wir führten das vereinbarte Manöver durch, und ich stieg zwei Stationen weiter aus. Meine Hand umklammerte den Umschlag, den Lidja mir in die Manteltasche gesteckt hatte.

Ich ging einige Blocks bis zum Puschkinplatz, wo, wie vereinbart, das Auto auf mich warten sollte. Ich stieg ein und wurde zurück ins Labor gebracht. Sofort rief ich Gabriel an, und er wies mich an, den Brief dem Mann mitzugeben, der mir gesagt hatte, dass ich den Brief mit dem Mann, der mir das gesagt hatte, verschickt hatte.

hatte ihn im Auto begleitet.

Als ich den Brief übergeben hatte und das Auto weggefahren war, bereute ich mein überstürztes Handeln. Ich war neugierig, was Lidja Gabriel erzählt hatte; ich überlegte sogar, es abzuschreiben, wie ich es schon mit Gamarniks Geständnis getan hatte. Und ich dachte auch, dass der Besitz solch interessanter Dokumente, wie jener, die durch meine Hände gehen würden, mir nützlich sein könnte, so wie es immer der Besitz fremder Geheimnisse ist. Natürlich war ich mir des Risikos bewusst, entdeckt zu werden. Doch die Möglichkeit, dass eines dieser Geheimnisse mir meine Freiheit schenken und mich mit meiner Familie wiedervereinen könnte, gab mir Mut und Kühnheit. Ich gestehe, ich dachte nicht darüber nach, wie unanständig es war, fremde Briefe zu öffnen. Die Atmosphäre, die ich so viele Monate lang geatmet hatte, war kaum förderlich für die Entwicklung solcher grundlegenden Skrupel. Ich versprach mir, dass ich, falls sich die Gelegenheit böte, alles lesen würde, was mir in die Hände fiel, und es, wenn es mich interessierte, sogar abschreiben würde.

Ein solcher Vorsatz, wie so viele meiner Vorsätze, war nur in der Theorie gültig. Sobald ich mich innerlich zu einer gewagten Tat entschlossen hatte, trat der Schatten meiner Feigheit zwischen Absicht und Ausführung.

Tatsächlich rief mich Lidja zwei oder drei Tage später erneut an. Wir gingen genauso vor, und ich kehrte mit einem weiteren Brief ins Labor zurück. Ich hätte noch etwas warten können, bevor ich Gabriel anrief, und das Auto warten lassen können, während ich den Umschlag öffnete und schloss. Aber ich traute mich nicht; mir schien, als würde Gabriel jeden Moment, unsichtbar und unhörbar, hinter mir auftauchen, während ich den Umschlag aufzog. Nervös, als würden meine Hände brennen, übergab ich den Brief dem Tschekisten und atmete erleichtert auf. Den ganzen Tag jedoch verfluchte ich mich für meine Feigheit.

Doch schließlich, als ich eines Tages mit dem Brief ins Labor zurückkehrte, konnte ich Gabriel unter keiner der von ihm angegebenen Telefonnummern erreichen. Das Auto musste warten. Ich lief wie eine Irre auf und ab und kämpfte gegen die Versuchung an, den Umschlag zu öffnen. Irgendwie fand ich mich im Labor wieder. Mein Mut wuchs. Und schließlich öffnete ich den Brief. Er war getippt, ohne Adresse oder Unterschrift, und lautete:

„G. hielt sein Versprechen. Er besuchte T. Das Gespräch dauerte genau siebenundsechzig Minuten. Als er hereinkam, unterbrach er meine Französischübungen. T. versuchte übrigens immer noch, sich auf Französisch etwas zu profilieren, allerdings mit einigen Schwierigkeiten.“
Er sah ziemlich lächerlich aus. Seine „r“-Laute wollten einfach nicht gehorchen, und er verzog das Gesicht, als ob ein Rekrut ihm ungehorsam wäre. Als G. gegangen war, schickte er mich wieder hinein. Ich sah das Stück Mikrofilm auf dem Boden und stellte meinen Fuß davor. Dann, während des Gesprächs, kramte ich in meiner Tasche herum und ließ dabei ein paar Sachen dort fallen, wo der Mikrofilm lag. Ich hob sie dann auf. Heute fand ich T. sehr aufgeregt vor. Er konnte seine französischen Sätze nicht zusammenfassen.

Ich sprach ihn darauf an und erkundigte mich nach seinem Gesundheitszustand. Er bestätigte, dass er sich unwohl fühlte, und wir beschlossen, den Unterricht zu verschieben.

Ich kam am Nachmittag zurück, um ihm sein Mikrofon zurückzugeben. Ich erklärte ihm, dass ich, nachdem G. gegangen war und wir den Unterricht wieder aufnahmen, – wie er sich erinnerte – einige Dinge fallen gelassen und sie versehentlich aufgehoben hatte. Falls dies zutraf, brachte ich sie ihm, falls sie ihm gehörten.

Er antwortete mir nicht. Er nahm den Mikrofilm zwischen die Finger, betrachtete ihn gegen das Licht, holte eine Lupe und sah ihn sich noch einmal an. Lange Zeit ging er schweigend auf und ab. Ich blieb ungerührt und setzte mein unschuldigstes Gesicht auf. Schließlich sprach er mich an und stellte mir Fragen:

—Genosse, haben Sie gelesen, was hier steht? — und er deutete auf den „Mikrofilm“.

—Ja — antwortete ich kurz.

—Sprechen Sie Deutsch? Ich sagte erneut: —Ja.

—Es hat etwas mit einem Militärattaché zu tun, der demnächst nach London reisen wird.

"Verrat oder Spionage?", fragte ich naiv.

—Das wissen wir noch nicht — antwortete er etwas mühsam.

Ich dachte, die Zeit zum Zuschlagen sei gekommen:

— Genosse Marschall, haben Sie etwa vergessen, dass ich im Narkomindel arbeite?... Dort lernen wir so einiges über solche Dinge.

—Genosse, was wollen Sie damit andeuten?...

Einfach ausgedrückt: Es bezieht sich auf niemanden.

—Nein!...— rief er aus.

—Niemand außer Ihnen: zumindest hat mich der Glaube daran dazu bewogen, ihn zu Ihnen zu bringen; andernfalls hätte ich ihn zum NKWD gebracht, und die hätten den Rest erledigt.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

—Vielen Dank für den Gedanken, Genossin Lydja, aber...

„Ist Ihnen die Sache an sich denn egal, Marschall?... Darf ich dann mit dem NKWD sprechen? Sie werden Ihnen dankbar sein, und man weiß ja nie, wann man die Freundschaft der Lujanka brauchen könnte...“

—Und wäre meine nicht besser für Sie geeignet?...— fragte er mich, irgendwo zwischen drohend und anzüglich.

—Findet es heraus; ich bin hierher gekommen, nicht zur Lujanka.

„Du wirst es nicht bereuen, Genosse ...“ Und während er das sagte, nahm er meine Hand in beide Hände und drückte sie fest. General Kork bat um Einlass, und unser Interview wurde unterbrochen.

Ich glaube, dass der erste Schritt auf festem Boden bereits getan wurde.

Nachdem ich den Bericht gelesen hatte, kopierte ich ihn schnell. Ich verschloss den Umschlag wieder und steckte ihn in meine Tasche. Ah! Ich hatte das Papier nur mit Handschuhen angefasst. Es war eine unnötige Vorsichtsmaßnahme, aber sie beruhigte mich. Ich ging die Labortreppe zwei Stufen auf einmal hinunter. Ich stellte mir vor, dass die Operation sehr lange gedauert hatte. Ich rief Gabriel erneut an, erreichte ihn aber zu meiner großen Erleichterung nicht; er ging erst nach über einer halben Stunde, beim dritten Versuch, ans Telefon. Wie immer sagte er mir, ich solle den Brief dem Mann im Auto mitgeben.

Ich wagte es nur noch, zwei weitere Briefe zu verletzen. Ihr Inhalt war unwichtig. Sie unterstrichen lediglich, dass Tuchatschewskis Annäherungsversuche zunahmen. Es schien jedoch, als sei sie in den Ermittlungen kaum vorangekommen. Lidja hatte noch lange nicht den Status einer Komplizin oder Assistentin des Marschalls erreicht, wie sie es offensichtlich beabsichtigte.

Der 1. Mai war vergangen. Ich erinnere mich gut an dieses Datum. Schon früh morgens flogen Flugzeuge Richtung Moskau; dann kehrten sie zurück und kreuzten sich dabei. Das Dröhnen der Motoren klang wie ein ferner Sturm. Ich war noch nie an diesem Tag auf dem Roten Platz gewesen. Nur durch Zeitungsberichte und die Erzählungen meiner Nachbarn konnte ich mir das gewaltige Spektakel dieses Tages vorstellen. Die Land- und Luftparade der Roten Armee und des Volkes, eine gigantische menschliche Geometrie, entfaltete sich in einem „heiligen“ Ritus vor der toten und lebendigen bolschewistischen Mythologie: Lenin, Fahnen, Parolen, das Politbüro, Marschälle und vor allem der vergöttlichte Stalin ... aber gleichzeitig auch, durchdringend, atmete und sogar zerfressend: Terror.

Angesichts dieses Bildes, das jede Vorstellungskraft übertraf, meine Augen auf die Flugzeuge gerichtet, die wie Geier im Schwarm vorbeiflogen, flehten meine Lippen fast fluchend: „Wie lange noch, mein Gott!“

Etwa zwei oder drei Tage waren vergangen, als Lydja mich erneut anrief. Doch als sie mich bat zu kommen, fügte sie hinzu: „Doktor, Sie müssen den Brief selbst abgeben; geben Sie ihn niemand anderem.“ Ich versprach es.

Ich kehrte mit dem Brief zurück. Natürlich war ich ungeduldig, seinen Inhalt zu lesen. Ich sagte, der Wagen könne fahren; ich würde Gabriel später anrufen. Ich nahm die Stufen zum Labor in Zwiischritten. Wie immer achtete ich darauf, nicht beobachtet zu werden, doch diesmal war ich besonders aufmerksam. Es schien mir eine Ewigkeit zu dauern, bis das Wasser kochte, aber schließlich gelang es mir, die Seiten in die Hände zu bekommen und sie eifrig zu lesen.

„Genosse:

Aus meinen vorherigen Berichten haben Sie sicherlich bemerkt, dass ich keine Fortschritte mache, also bestätigen Sie bitte. Die Tatsache, dass T. in die Angelegenheit verwickelt ist, reicht nicht aus.

Aber es gibt nur einen Weg, wirklich nur einen!, um alles herauszufinden. Nur einen Weg...

Ich weiß, dass T. , genau wie ich selbst, den Ruf hat, ein leidenschaftlicher Mann zu sein, der sich für alle Frauen begeistert; ein „Don Juan“. Ich habe in früheren Berichten bereits angedeutet, dass er meine Bemühungen um sie intensiviert... Mir scheint, dass ihn die Leidenschaft nun beherrscht, ihn regiert. Verstanden?

Ich glaube, ich sehe dein übliches ironisches Lächeln, weil du mich für eitel hältst, wenn ich T.s emotionale Hingabe zu meinen Gunsten erkläre. In den Nachrichten steckt keine Eitelkeit. Ich habe mit meinen „Diensten“ schon so viele leidenschaftliche Wünsche geweckt, dass ich mich nicht noch einmal dazu hinreißen lassen werde.

T. ist ein Mann von konventioneller Art. Ich musste keine (weiblichen) Verführungskünste anwenden, wie man sie aus Romanen kennt. Es genügte, Widerstand zu leisten und NEIN zu sagen. Diese Methode ist narrensicher. Jedes NEIN ist wie Öl ins Feuer gießen. Ironie ist hier durchaus angebracht: Tugend ist der ultimative Sexappeal!

Ich war verpflichtet, Sie, Genosse, über dieses „Detail“ zu informieren, Sie, der nur Sie wissen der Revolution, damit ihr versteht, was ich euch sagen werde... und dann entscheiden könnt.

Der M., der sein Leben lang daran gewöhnt war, dass man ihm gehorchte – er befahl bereits mit fünfundzwanzig Jahren Armeen – scheint mir einen „Dominanzkomplex“ zu haben. Für ihn ist der Gehorsam der Männer gegenüber seinen Entscheidungen natürlich und angeboren; folglich gilt dies auch für den Gehorsam der Frauen.

Was sie betrifft, so muss ich annehmen, dass sie sich ihm alle ergeben haben. Vom ersten Augenblick an las ich es in ihren Augen, in ihrem kleinen Lächeln (ihre Augen sind gierig, wenn sie mich ansehen) und vor allem in ihrer selbstherrlichen Art, wenn sie trotzig ihr spitzes Kinn heben.

Es ist komisch zu sehen, wie sich dieser Napoleon in einen Eroberer verwandelt.

Boulevard. Solche Typen habe ich bisher nur in Paris gesehen.

Und seid gewarnt! Dieser „Dominanzkomplex“ steht kurz vor der „Explosion“, weil dieser unbedeutende Bürokrat ihm nicht zu Füßen gefallen ist. Denn er ist es, der gefallen ist!

Er bot mir alles an. Ich hatte ihm – in einem Gespräch, wie man es in französischen Romanen „risqué“ nennt – meinen Traummann beschrieben, den Mann, dem ich mich ganz hingeben würde. Ich nannte keine Namen, aber ich glaube, es war klar, dass es sich um einen gewissen Kaiser handelte. Einem Mann wie ihm würde ich mich hingeben; nicht irgendjemandem, der beim Namen Jechow erzittert ...

Allein die Erwähnung dieses Details genügt, damit du mein Vorgehen verstehst, Genosse.

Einen Moment lang dachte ich, er spräche. Seine fiebrigen Hände umklammerten meine. Ich dachte, er würde gestehen, dass er keine Angst vor Jehov hatte, dass er der Kaiser war, von dem ich geträumt hatte ... Es war nur ein Augenblick ... Aber die Angst muss ihn innehalten lassen haben.

Ich kann seine Vertraute, Beraterin und Mitarbeiterin werden. Ich kann... ja, ich werde von der Begehrten zur Besitzenden. Der Schlüssel: Liebe. Er würde mir glauben. Ich wäre eins mit ihm, seine vollkommene Intimität. Er würde sich vorstellen, dass sein Ehrgeiz auch mein Ehrgeiz ist, sein Traum von Macht meine Sehnsucht und mein Traum. In dieser Verschmelzung der Gefühle ist es leicht, einen Mann davon zu überzeugen. Und das ganz mühelos. Das ist wesentlich für die Liebe: Wer liebt, sieht im Geliebten seinesgleichen.

Zusammenfassung: Um mich ihm zu ergeben, muss ich mich selbst ergeben.

Das ist das Problem, das du lösen musst, Gabriel.

Wir sind schon lange zusammen und kennen einander sehr gut; aber wir wissen nichts über uns selbst. Deshalb muss ich das sagen, was ich jetzt sagen werde.

Ich glaube nicht, dass dich das überraschen wird. Ich habe dich schon oft vor rätselhaften oder unerwarteten Fällen gesehen, und du warst nie überrascht. Ich glaube, nichts kann dich wirklich verblüffen.

Aber vielleicht fragst du dich, wenn du weißt, was ich dir gleich sagen werde: Warum ausgerechnet ich...? Und ich werde dir antworten: Wer denn sonst?

Ich kenne weder mein Alter noch meinen Geburtsort, noch weiß ich etwas über meine Eltern. Ich sehe nur Nebel, aus dem ich selbst emporsteige. Kein Gesicht, kein Ort. Nichts Persönliches. Meine erste Erinnerung ist ein warmer, lichtdurchfluteter Heiligenschein, wie eine riesige Kristalllampe, die verblasst und verschwindet, sobald ich versuche, sie zu deuten. Dann Kälte, Feuchtigkeit, etwas Zähflüssiges. Schließlich sehe ich mich selbst und auch andere. Es ist in einem Vorort von Leningrad; ich lebe mit zwei alten Menschen zusammen, die mich in ihren Armen tragen.

Hunger, Kälte, Schnee. Die Alten lieben mich. Ich muss sechs oder sieben Jahre alt sein. Eines Tages kommen ein paar Männer; die alte Frau stöhnt und klammert sich an den alten Mann; ich entkomme durch die Nachbarn, die sich vor der Tür versammeln. Als ich zurückkomme, ist nur noch sie da; sie haben ihn mitgenommen.

Wir beteten gemeinsam vor einer Ikone, die ich versteckt hatte. Die Zeit verging; eines Morgens rührte sich meine Mutter, bei der ich schlief, nicht. Ihre Haut war kalt. Meine Schreie lockten die Nachbarn herbei.

Sie war tot. Sie brachten sie noch am selben Nachmittag weg. Am Morgen ging ich in die Hütte und hörte von meiner Familie. Die vier Söhne schlugen mich, aber der Hunger schweißte uns zusammen.

Wir verbrachten den Tag und einen Teil der Nacht damit, durch Leningrad zu streifen. Eines Tages verirrte ich mich im Hafenviertel und fand den Weg nicht mehr zurück. Ich näherte mich einem Lagerfeuer, umringt von ein paar Jungen und Mädchen, einer Bande von Bezprizornii. Ich schloss mich ihnen an. Wir stahlen alles, was wir sahen, manchmal scheiterten wir, manchmal wurden wir verprügelt, rannten weg ... Der einzige Erfolg war Essen. Nichts als Essen. Die Bande wuchs; einige ältere Kinder kamen hinzu. Diese stahlen nicht; sie führten uns an, befahlen uns zu stehlen, und stahlen von uns. Ich muss zehn oder zwölf Jahre alt gewesen sein, ich weiß es nicht genau, und ich war nur noch ein Häufchen Elend in Lumpen. Es war furchtbar kalt. Eines Nachts sagte mir Nikita, einer der Älteren, ich solle ihm folgen, und ich gehorchte. Er führte mich weit weg, in die Dunkelheit. Er blieb am Eingang einer Höhle stehen, ging hinein und erleuchtete sie mit tiefen Zügen an seiner Zigarre. Ich las, dass ich ihm furchtlos gefolgt war. Im Schein der Zigarre bemerkte ich

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Sein Gesicht hatte etwas Seltsames an sich; seine Augen glänzten unter seinem struppigen schwarzen Haar. Ich sah sein Lächeln, als er den letzten Schluck nahm. Er setzte sich auf einen Strohhaufen, packte mich am Arm und sagte: „Leg dich hier hin.“ Ich rührte mich nicht. Er zog an mir, aber ich wich zurück; er packte mich an der Taille, wir rangen miteinander, er warf mich zu Boden. Ich biss ihm in die Hände, er schlug mir ins Gesicht. Ich verlor die Kraft, war völlig erschöpft, aber ich wehrte mich. Mit einer Hand riss er an meinen Fetzen, mit der anderen drückte er mir die Kehle zu. Ich bekam keine Luft mehr. Ich spürte meine nackten Oberschenkel und schlug die Beine übereinander; er riss die letzten Fetzen über meinen Bauch. Er lockerte seinen Griff um meine Kehle, und ich versuchte zu atmen ... aber sein Gewicht erdrückte mich. Ich wusste, was er mit mir vorhatte. In der Promiskuität der Bande war Sex kein Geheimnis... und ich erinnerte mich: die Genitalien meiner Gefährten eiternten, ihre waren verfault und nässten ebenfalls... Wie schrecklich!

Ich wurde wahnsinnig vor Ekel, ich biss, ich kratzte, doch selbst in meinem Wahnsinn war ich klar: Ich verharrte einen Moment, und er glaubte, ich hätte mich ergeben ... Ich spürte seinen Atem auf meinem Mund, meine Hände suchten seine Stirn, ich senkte meine Daumen ... und meine Nägel rissen an seinen Pupillen ... Er brüllte, ich riss mich los und floh halbnackt durch den Schnee. Eines Tages sah ich ihn von Weitem, die Arme ausgestreckt, tastend in die Leere. Er ging an mir vorbei, ohne mich zu bemerken. Seine Augen waren zwei Wunden. Ich hatte sie ihm ausgestochen und ihn erblinden lassen.

Ich schloss mich der Bande nie wieder an. Ich floh auf die andere Seite Leningrads und bestieg wenige Tage später mit zwei Jungen einen Zug nach Moskau. Zwei weitere Jahre verbrachte ich bei den Bezprizornii und bereiste fast den gesamten Süden. Mit der Zeit wurden die Angriffe von Männern und Jungen immer häufiger. Doch auch meine Kraft und mein Geschick nahmen zu. Ich besaß eine in ein Taschentuch gewickelte Rasierklinge und benutzte sie mehr als einmal. Meine Wildheit flößte mir Respekt ein. Ein etwas älterer Junge kam mir zu Hilfe und verteidigte mich mit katzenhafter Geschicklichkeit und Grausamkeit, ohne jemals etwas von mir zu verlangen. Ich glaubte an seine selbstlose Freundschaft. Doch nein; er war ein Päderast.

Eines Tages wurde die ganze Bande verhaftet. Wir wurden zusammen mit unzähligen anderen Jungen ins Gefängnis geworfen. Es war eine Zeit der Auslöschung. Zusammengepfercht starben meine Kameraden wie Insekten. Viele Bandenführer wurden hingerichtet. Die wenigen Überlebenden sollten deportiert werden. (Unter den Deportierten war auch ich...) Eine Frau, die das Gefängnis oft besuchte, bemerkte mich, erwarbte meine Freiheit und nahm mich mit zu sich nach Hause.

Zwei von ihnen lebten zusammen; du kanntest sie, es waren die Schwestern Praiger, zwei tschechisch-jüdische Kommunistinnen, die für die GPU arbeiteten. Sie befreiten mich nicht aus Mitleid. Sie wollten, dass ich sie anstellte. Unter ihrer strengen Führung lernte ich zuzuhören und zu folgen, zu spionieren und zu lügen. Niemand verdächtigte mich, so abgemagert und völlig zerzaust, wenn ich mich näherte, und so sah und hörte ich. Sie sprachen zu Hause Deutsch, und ich lernte es. Nachts brachten sie mir Lesen und Schreiben bei. Sie gaben mir kaum zu essen, und da sie mich nicht stehlen ließen, litt ich furchtbar unter Hunger. Ich schlief zwischen einem Stapel Papier in einer Nische, die einst ein Kohlenkeller gewesen war. Fast drei Jahre verbrachte ich so, bis du eines Tages auftauchtest und mit ihnen sprachst. Tage später kamst du auf mich zu und gabst mir ein paar Rubel. Du fragtest mich auch nach der Beziehung zwischen den beiden jüdischen Tschekistinnen. Ich erzählte dir alles, was ich wusste.

In jener Nacht wurden beide verhaftet. Sie waren Trotzlisten. Das erfuhr ich eine Stunde später von dir, als du in den frühen Morgenstunden eintrafst. Wie beschämt war ich, mich so schmutzig und in Lumpen gehüllt vor dir zu sehen, so jung und elegant! „Sie“, versichertest du mir, „werden nie wiederkommen.“ Du legtest noch ein paar Rubel auf den Tisch und gingst. Ich schlief die ganze Nacht nicht. Deine Zigaretten hatten einen seltsamen Duft im Zimmer hinterlassen, der mich sehr erfreute. Ich durchwühlte den Kleiderschrank der beiden jüdischen Frauen. Es war nicht viel, aber für mich war er ein Schatz. Ich wusch mich mit kaltem Wasser und Seife und probierte alle Kleider nacheinander an. Zwei Frauen wie ich hätten in jedes einzelne gepasst, so dünn war ich. Was für eine Zwickmühle! Ich konnte nicht nähern. Am nächsten Tag gab ich deine Rubel für die Änderung der Kleider aus. Meine Haare wurden mir zum ersten Mal gemacht: von einer Nachbarin. Angezogen erlitt ich das tragische Gefühl, mich selbst nicht sehen zu können. Ich ging mit einem kleinen Spiegel umher, aber ich konnte mich nicht erkennen. Ich rannte zum Ufer der Moskwa und sah mein Spiegelbild im Wasser, fast vollständig. Ich sprang auf und lachte wie das kleine Mädchen, das ich einmal war ... Und an diesem Tag wurde ich eine Frau.

Den Rest kennst du. Wie du mich in die Schule gebracht hast. Mein schlechtes Deutsch diente dir als Ausrede. Selbst unter dieser eisernen Disziplin und dem strengen Gehorsam lernte ich, was es heißt, ein Mensch zu sein. Und ich lernte sogar, was Freiheit ist. Niemand belästigte mich mehr, man machte mir nur noch Avancen, und meine Weigerung bedeutete kein Duell mehr, um meine Jungfräulichkeit zu retten. Ich führte nicht länger den erbitterten Kampf, der mein Leben seit meiner Kindheit bestimmt hatte. Ohne Religion und ohne jeglichen Respekt vor heuchlerischer bürgerlicher Tugend haben mir Leben und Wissenschaft die Physiologie der Geschlechter aus erster Hand gezeigt ... Und – pass gut auf – ich vermute, ich bin nicht normal. Ich weiß nicht, ob ich ein Opfer einer Abweichung oder eines psychischen Atavismus bin. Ich habe heimlich große russische und europäische Ärzte konsultiert, ich habe Freud und seine Schule eifrig studiert. Ich habe bei keinem von ihnen eine Antwort auf meinen Fall gefunden ...

Mein innerster Widerstand gegen diese Phase der Liebe ist grenzenlos. Meine erzwungene Unterwerfung, mein Vergewaltigung würde für mich den Tod bedeuten.

Versuch es zu verstehen, Gabriel, und vor allem, ich flehe dich an, lächle nicht...

Und in Anbetracht all dessen frage ich Sie: Soll ich mich T. im Dienste der Partei ergeben?...

Genosse, ich erwarte Ihre Antwort. – L.

Lydias Brief hatte mich fassungslos gemacht. Es liegt in der Natur des Menschen, wenn er die Tragödien anderer miterlebt, sie zuerst auf sich selbst zu beziehen. So empfand ich beim Lesen von Lydias Brief beinahe Erleichterung. Meine Töchter, die in meinen Augen so unglücklich waren, erschienen mir nun privilegiert; sie, stets bei ihren Eltern, hatten nicht jene schreckliche Tortur durchmachen müssen, ihre entrissene Jungfräulichkeit mit allen Mitteln verteidigen zu müssen. Es war ein flüchtiger Trost; schließlich war das Vergangene; aber was wusste ich schon über ihre Gegenwart?

Das überwältigende Bedürfnis, den Brief zu kopieren – ja, ich hatte ein absolutes Bedürfnis dazu. Das Kopieren, Schließen und Abgeben holte mich in die Realität zurück.

Ich erledigte alles nervös und in Eile. Als ich fertig war, rief ich Gabriel an. Er ging sofort ran, und ich sagte ihm, ich hätte einen Brief mit der Anweisung, ihn ihm direkt zu geben. Er sagte, er würde noch am selben Abend vorbeikommen.

Ich wartete auf ihn und dachte über Lidjas Fall nach. Obwohl ich kein guter Psychologe war, hatte ich mit meiner Diagnose ihrer einzigartigen Persönlichkeit recht gehabt. Trotz der enormen spirituellen Distanz zwischen uns beeindruckte mich ihr Fall zutiefst; er beunruhigte mich sogar und weckte in mir eine seltsame väterliche Zärtlichkeit. Ich hatte sie immer als wortkarg, bestimmt und mit einer gewissen Wildheit wahrgenommen; doch nun, da ich ihre Seele in ihrem Brief sah – denn sie hatte eine Seele, ohne es selbst zu wissen –, sah ich sie als schwach, zitternd und gequält, wie ein zerbrechliches Kind ... genau wie eine meiner eigenen Töchter.

Ich stellte mir vor, wie ich sie mit einem kühnen, imaginären Sprung rettete. Aber was konnte ich tun?... Ich war eine Sklavin ohne Stimme und Freiheit. Gabriel hatte sie; er hielt die Entscheidung in seinen Händen... Und was wusste ich schon?... Würde Gabriel frei entscheiden können? Gab es im UR überhaupt jemanden, der frei war? H.H. ?

Ich war in tiefe Gedanken versunken, als ich ein Auto vorfahren hörte. Kurz darauf kam Gabriel herein. Ich muss ihn wohl dumm mit den Augen durchbohrt haben, als wollte ich ihn zu einer Entscheidung bewegen. Ich hatte ganz vergessen, dass ich den Inhalt des Briefes immer noch nicht kannte. Ich war so in Gedanken versunken, dass er mich wohl danach gefragt haben muss. Ich gab ihm, ohne es zu wagen, ihn anzusehen. Er ging mit dem Brief in der Hand in sein Büro, und die Tür schloss sich hinter ihm.

Es war Abendessenszeit. Zwei Gedecke standen auf dem Tisch. Ich wartete auf Gabriel, um mich setzen zu können, doch die Zeit verging, ohne dass er kam. Ich wartete eine weitere Stunde; was sollte ich nur tun?... Ich hielt es noch länger aus. Schließlich beschloss ich zu essen, doch ich rührte mein Essen kaum an. Mein Mund weigerte sich zu kauen. Ich stand auf und begann nervös auf und ab zu gehen, während ich eine Zigarette nach der anderen rauchte.

.....

Gabriel verließ sein Büro in den frühen Morgenstunden. Ich saß völlig erschöpft auf einem Stuhl im Esszimmer, denn ich war, ohne es zu merken, viele Meter gelaufen. Er sprach mich nicht an und schien auch nicht überrascht, mich noch dort zu sehen. Er warf nicht sagte nur: einmal einen Blick auf den Tisch, auf dem sein Gedeck noch stand. Er trug einen Brief bei sich, reichte ihn mir und „Geben Sie ihn ihm so schnell wie möglich.“

Der Fahrer und ein weiterer Begleiter dösten in den *Sesseln im Flur*. Gabriel rüttelte sie wach und öffnete die Tür. Er verharnte einen Moment im Türrahmen und blickte in die Ferne zum Himmel, wo die Venus bereits funkelte.

Er stieg in den Wagen, der daraufhin ruckartig anfuhr und dessen Bremsen ein scharfes Quietschen von sich gaben. Gabriel hatte sich nicht von mir verabschiedet.

Der Bürgermeister schloss die Tür und ächzte, als das dreifache Schloss einrastete.

Ich ging in mein Zimmer. Ich fühlte und fühlte den Brief; ich wollte unbedingt wissen, was Gabriel darin geschrieben hatte. Ich bemerkte eine Ecke, wo der Kleber noch feucht war; ich steckte einen Bleistift hindurch und konnte mit einer leichten Drehbewegung den Umschlag mühelos und unbeschädigt öffnen. Ich war verblüfft, als es mir gelungen war. Ich versteckte den Brief unter meinem Kissen und zog mich aus, fast zitternd. Das leiseste Geräusch schien Gabriels Rückkehr zu sein. Ich legte mich hin, schaltete das Licht aus und zog mir fast den ganzen Kopf zu. Es verging eine lange Zeit, bis ich mich beruhigt hatte; dann...

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Ich konnte vernünftig argumentieren. „Ja“, dachte ich, „ich würde es lesen, aber vorsichtig; da, in meiner Reichweite, lag eine ältere Ausgabe der *Prawda*. Ich würde sie nehmen, nachdem ich das Licht eingeschaltet hatte; ich würde den Brief herausziehen, der unter meinem Kopf knarzte, und ihn, versteckt unter der Zeitung, gefahrlos lesen.“ Ich tat es und las eifrig:

„Genossin, ich

danke dir für deinen Brief. Natürlich hat er mich nicht zum Lachen gebracht. Mein Leben ist nicht gerade von Zuneigung oder morbider Sensibilität geprägt; aber was du mir so offen und vertrauensvoll wie eine wahre Genossin anvertraut, hat mich dir sehr nahe gebracht. Es überrascht nicht, dass alles in deinem Brief nur von einer Frau zu ihrer Mutter gesagt wird. Und ich bin stolz darauf, mich für einen Moment in die Rolle dieser Mutter hineinversetzen zu dürfen, die du nie kennengelernt hast.“

Bist du sicher, dass ich nicht lachen werde?

Nun aber zur Realität. Sie halten Ihre bedingungslose Kapitulation für den einzig möglichen Ausweg? Ich kann es nicht fassen. Denken Sie mal nach! Ich bin überzeugt, Sie können auch ohne dieses Opfer, das Ihnen so große Angst macht, erfolgreich sein. Außerdem ist es alles andere als vorbildlich. Wenn bekannt würde, dass einem Verräter eine so bezaubernde Frau wie Sie zur Seite gestellt wurde, könnte selbst die sofortige Hinrichtung die Treuen nicht davon abhalten, die Sache ebenfalls zu verraten.

Und im Ernst. Schauen Sie sich das an, stellen Sie sich vor, versuchen Sie, diesen Mann auf irgendjemanden anderen zu reduzieren. Das Medium. Welches davon Sie zum Erfolg führen wird, kann ich nicht wissen.

Deine Worte spiegeln einen seltsamen Gemütszustand wider. Ich finde in dem Tonfall deiner

Der Brief ist etwas so Akutes und Lebenswichtiges, fast ein unterdrückter Ausbruch, dass ich fürchte, er sei wahnsinnig.

Du fragst dich, ob du nicht normal bist. Nur du selbst kannst dieses Rätsel deines vermeintlichen sexuellen oder psychischen Komplexes lösen. Stößt deine Sexualität oder dein Denken das andere Geschlecht ab? Ja?... Und ist diese Abneigung absolut?... Beantworte dir diese Frage, wenn du kannst, und du wirst die Antwort finden.

Mein oberflächliches Verständnis des „Ewig-Weiblichen“ lässt mich Ihnen in aller Aufrichtigkeit sagen, dass ich Sie für normal halte. Solange ich mir Ihrer Unfähigkeit, einen Mann zu lieben, nicht sicher bin, kann weder Sie noch irgendjemand sonst Ihre Abneigung als absolut und unüberwindbar betrachten. Liebe vermag alles zu überwinden; sowohl das Normale als auch das Unnormale. Eine Frau kann aus Liebe Jungfrau bleiben, und sie kann aus Liebe auch ihre Jungfräulichkeit verlieren.

Ich verwende den Ausdruck „Liebe“, ohne dessen intimen Charakter zu berücksichtigen. Es ist nach wie vor das Wort mit der ausdrucksstärksten Bedeutung, und deshalb verwende ich es, jedoch ohne jegliche mögliche antimarxistische Konnotationen.

Ich spreche zu dir in Liebe – mit der uralten Sprache vergangener Jahrhunderte –, um dich von deinem Irrtum zu überzeugen. Sich selbst als normal zu erkennen und zu lieben, ist der Anfang aller Normalität: Ich möchte dich überzeugen und glaube, dass ich es kann.

Dein ganzes Wesen erzittert, selbst dein Innerstes sträubt sich gegen den Gedanken an Besessenheit; dein Leben selbst ist daran gebunden und entschieden, als läge der höchste Sinn des Lebens im Sex ... Wäre eine solche Vorstellung so fremd und absurd, wären alle Zivilisationen, die uns jahrhundertlang vorausgingen, genauso abnormal wie du ... denn seit Urzeiten haben sie alle ihren höchsten Lebens- und Sterbegrund im Sex verankert. Was ist der Kern der Menschheitsgeschichte? Die Weltliteratur gibt uns unisono die Antwort. In Prosa, Versen, Bildern und Musik drückt sie jenes eine, ewige Thema aus: die Liebe. Für sie leben, sterben, töten und werden Mann und Frau geboren. Und worauf gründet sich das Ganze? Auf einer völligen Absurdität gegenüber Vernunft, Ökonomie und Physiologie: der Absurdität der Jungfräulichkeit. Wenn die stolze Wissenschaft, besiegt, die Aufgabe, das ewige Rätsel der Jungfräulichkeit zu entschlüsseln, dem Wahnsinn des Dichters überließ, dann ist die Weltdichtung genauso verrückt wie du.

Und da ist noch mehr, viel mehr. Selbst die verrückte Poesie fühlte sich machtlos und besiegt.

Daher wird das Geheimnis der Jungfräulichkeit zu einem der Geheimnisse der Religionen. Ich werde Ihnen nicht erklären, wie die Besessenheit der Völker der Welt alle Mythologien mit dem Problem der Geschlechter durchdrungen hat. Weder in diesem Brief noch in tausend Büchern könnte ich es Ihnen erklären.

Du wurdest fast ohne Religion geboren. Ich wurde in einer katholischen Kirche geboren und lebte dort. Wie du weißt, habe ich ihr abgeschworen, und heute, als überzeugter Kommunist, bin ich ihr Feind. Nichts Neues für dich. Doch in meinem unbedingten Bestreben, deinen gefährlichen Verdacht auf pathologische Abnormalität zu zerstreuen und dir zu helfen, die Kontrolle über deinen Willen zurückzuerlangen, werde ich dir meinen eigenen „Komplex“ und meine eigene „Abnormalität“ offenbaren.

Ich weiß nicht, ob Ihnen bewusst ist, dass die katholische Religion, mystisch und metaphysisch wie keine andere, das Dogma der Jungfräulichkeit kennt. An die Jungfräulichkeit Marias, der Mutter Jesu, zu glauben, ist für jeden Katholiken Pflicht, andernfalls droht der Ausschluss aus der Kirche. Stellen Sie sich das vor: eine Mutter für eine Jungfrau zu halten. Eine so klare und absolute Absurdität hat es noch nie gegeben. Nun gut: Wie Sie es mir getan haben, öffne ich Ihnen mein Herz, denn ich finde dieses Geheimnis der christlichen Jungfrauenmutter so menschlich, dass mein Herz meiner Vernunft widerstrebt, und ich akzeptiere diese absolute Absurdität... Bedenken Sie das, ich habe

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Mutter, du kennst sie; weder ich noch irgendein normales Kind kann sich seine Mutter in der Inkarnation vorstellen; in mir und in jedem von uns rebelliert unser wahres Selbst und erhebt sich über das Zoologische... es ist ein Sprung, ein Flug, der mich, wenn er mich in den Himmel brächte und ich als Gott die Natur beherrschte, auch von einer jungfräulichen Mutter geboren worden wäre. Und du hältst mich deswegen für abnormal? Der Abnorme ist dieser kleine Jude Freud, der sich in seinem Ödipuskomplex suhlt. Nicht wahr?

Ich finde keine besseren Argumente, um Sie von Ihrer Normalität zu überzeugen. Wenn in Ihrem Komplex etwas nicht stimmt, dann stimmt es auch in meinem. Es ist Ihre universelle Anomalie. In irgendeiner Form betrifft sie jeden Menschen; vielleicht, wenn es sich tatsächlich um einen Komplex handelt, ich weiß es nicht, werden die Menschen sich davon befreien können, aber die Evolution der Arten muss in dieser Hinsicht so langsam verlaufen, dass wir den Fortschritt nicht wahrnehmen können.

Wie Sie sehen, habe ich bewusst eine Antwort vermieden, die von bürgerlicher Romantik oder religiösen Mythen inspiriert ist. Es wäre einfach gewesen, ja sogar literarisch schön: „Verweigere dich; gib nicht auf“, sagen sie, und verweisen in ihrer Selbstüberschätzung auf Poesie und Religion. Vor allem aber wäre es für mich unglaublich einfach gewesen. In mir schlummert noch immer ein gewisser rassischer Atavismus, und in meiner Muttersprache werden Wille und Liebe – aus unerfindlichen Gründen – mit einem einzigen Wort ausgedrückt: *querer* (wollen). Für Spanier sind *querer* und *amar* (lieben) ein und dasselbe. Und so würde ich Ihnen sagen: Wenn Sie nicht lieben, geben Sie nicht auf. Nur indem Sie ein Tier sind, indem Sie unfrei sind und nicht lieben können – denn ohne Freiheit gibt es keine Liebe –, können Sie aufgeben. Und Sie sind nicht in die Bestialität zurückgefallen.

Schön und einfach, nicht wahr?

Ich appellierte nicht an das Einfache; ich appellierte an dich, nur an dein Innerstes. In deinem Innersten liegt das Entscheidende, denn darin liegt ihr Wille und eure Freiheit.

Kein Gesetz der Götter oder Staaten im Götzendienst und Statuenkult der Vergangenheit hätte verlangt, dass man seine Jungfräulichkeit auf ihren Altären opfert. Vielleicht verlangte eine Göttin, dass man eine Vestalin war.

Der proletarische Staat, ja. Er diktiert dir keine Befehle; aber er hat dir seinen dialektischen Materialismus gegeben. Du bist einer von ihnen, ein bolschewistischer Kommunist. Wenn der Feind des Universalproletariats in diesem Moment stärker ist als der Sowjetstaat, der ihm seine Männer und Waffen zur Verteidigung gegeben hat, was ist dann zu tun? Nichts?

Wir wissen weder, wer sie sind, noch wie viele es sind. Wir wissen nicht, wo sie sich befinden. Ihre ausländischen Komplizen sind unbekannt. Wir wissen nur, dass große Streitkräfte der Roten Armee und alle Truppen der mächtigsten europäischen Armee zum Angriff eingesetzt werden. Und wir kennen weder den Tag noch die Stunde.

Dieses Wissen wird das Schicksal des gesamten Proletariats für die kommenden Jahrhunderte bestimmen. Wüssten wir, dass ein schneller Schlag heute den Kopf der Verschwörung abtrennen könnte, ohne einen Militärputsch zu provozieren, dessen Stärke und Zeitpunkt wir noch nicht kennen, hätten wir die bekannten Verräter längst blitzschnell angegriffen. Doch was auf dem Spiel steht, ist zu wichtig, als dass wir eine Niederlage riskieren könnten, ohne zuvor alles Mögliche versucht zu haben.

Nur du kannst wissen, wer sie sind und an welchem Tag. Nur er kann es dir sagen. Und, wie du sagst, er wird es dir sagen ... wenn du dich ihm hingibst. Vergleiche: Auf der einen Seite das Leben der UdSSR und des Weltproletariats. Auf der anderen Seite du, der du, wie ich gesehen habe, so oft dein Leben für die Partei riskiert hast. Und er verlangt nicht dein Leben; er verlangt ...

Hören Sie sich diese Verse aus einem spanischen Klassiker an:

Dem König muss man sein
Vermögen und sein Leben geben;
aber Ehre ist das Erbe der
Seele, und die Seele gehört nur Gott.

Wir Bolschewiki haben weder König noch Gott. Die Ehre jenes alten Spaniers lag auch in der Jungfräulichkeit einer Frau.

Wenn der tyrannische König es verdiente, Leben und Eigentum zu erhalten..., verdient der Staat dann nicht mehr? Proletarischer Befreier? Verdient der Kommunismus nicht mehr als diesen Mythos von Gott?

Wie Sie gesehen haben, findet sich in dem ganzen Brief nicht die geringste Spur jener Ironie, die Sie so sehr fürchten. Die politische und persönliche Lage ist viel zu tragisch für Ironie. Das könnte man sogar als elegant bezeichnen, wenn es nur um mein eigenes Leben ginge; aber heute, glauben Sie mir, steht viel mehr auf dem Spiel...

Und das Schlimmste für mich ist, dass ich nichts tun oder entscheiden kann...
Sie allein müssen die Lösung diktieren.
Sei begrüßt, Genosse. – Gabriel.

Ich war verwirrt. Ich ließ die Zeitung, in der der Brief versteckt war, auf der Kleidung liegen, und

In Gedanken versunken, verloren sich meine Gedanken in einem Gewirr widersprüchlicher Ideen und Gefühle, die wie ein verwirrender Brunnen hervorquollen.

Ich rauchte, um mich zu beruhigen und den Kopf frei zu bekommen. Ich las Gabriels Brief erneut und Ich versuchte, ihre Ideen denen von Lydia gegenüberzustellen, deren Brief ich sehr gut in Erinnerung hatte.

Mir schien es, als stünde vor mir eine chaotische, faulige Masse, die ich mit der aseptischen Pinzette meines Urteilsvermögens untersuchen musste ... wie ein Perlentaucher. Denn Perlen glänzten wie Tränen in diesem pestilenzartigen Durcheinander des Marxismus. Vor allem aber faszinierte mich an Lidya ihre Qual der Jungfräulichkeit. Ihr Aufbegehren gegen die Schmach schien unbesiegtbar ... Doch woher kam sie? ... Liebe, eine Liebe, die sie nicht eingestand, vielleicht nicht einmal sich selbst.

Doch Liebe ist unmöglich ohne einen Geliebten. Wer konnte er sein? Gabriel, Gabriel, unfähig zu lieben; ich hatte ihn nur hassen sehen. War der Gegensatz von Liebe und Hass die Wurzel dieser Tragödie? Aber war Gabriel unfähig zu lieben? Keineswegs. In seinem Brief brannte seine Liebe zu seiner Mutter wie eine weiße Flamme in der schwarzen Nacht seiner Verbrechen. Eine Liebe, die ans Übermenschliche grenzte; bei ihrer Beschwörung lästerte der Mörder, der Materialist, gegen seine marxistischen Götter und erhob sich zu den Höhen der Mystik. Und in ihm, einem erklärten Feind Christi, fand ich den menschlichen Grund für das Mysterium, das die Menschheit am heftigsten bekämpft; einen Grund, der, kraft seines reinen Menschseins, durch sein reines Selbstsein, zum absoluten Grund für den Gottmenschen wurde. Was konnte all dies sein, so komplex und erstaunlich?... Die Logik – wenn es denn Logik gäbe – führte mich, ohne es zu glauben, direkt zu der Erkenntnis, dass Gabriel in Lidya verliebt war. Doch hier reißt der Faden der Logik. Der Widerspruch in Gabriels Brief ist total; seine letzte Alternative ist verheerend. Wenn er auch nur einen Augenblick lang um göttlichen Beistand betet, stürzt er in einen finsternen Abgrund. Es gibt tatsächlich einen Dualismus, in dem der Marxismus verachtet und besiegt wird; besiegt für mich, aufgrund meiner Kultur und Erziehung... Aber was ist mit... Lidja? Für Lidja, die jeglicher rationalen Gottesvorstellung völlig beraubt ist und diese nur durch ihr weibliches und jungfräuliches Selbst errahnen kann, präsentiert Gabriel die Partei als die einzige Verkörperung des Göttlichen, absoluter und furchterregender als alles, was die barbarischsten Mythologien hervorgebracht haben... Wird sie diese bittere Ironie erkennen?... Und liegt nicht gerade in dieser aufgeblasenen Rhetorik von Gabriels marxistischer „Metaphysik“, die so untypisch für ihn ist, eine meisterhafte Ironie, die einzige Möglichkeit, Lidja zu antworten?... Denn ist er frei, eine Meinung zu haben? Weder er noch irgendjemand sonst ist vor Terror gefeit; die furchtbare Bedrohung schwebt auch über seinem Leben...

Und wie sehr müssen Henker wie er zittern!... Ihre Erfahrung mit den grauenhaften Qualen ihrer Opfer ist unermesslich. Das Fleisch der Henker – denn sie sind Menschenfleisch – muss erzittern wie kein anderes, wenn sie selbst Gefahr laufen, Opfer zu werden.

Auf diesem Schaukeln widersprüchlicher Hypothesen ließ ich meiner Fantasie freien Lauf, bis ich durch die Ritzen im Fenster das Morgenlicht erblickte. Ich schlief nicht; ich stand auf. Gabriels Brief brannte in meinen Händen, und ich wollte ihn abliefern.

Lydia rief mich erst um drei Uhr nachmittags an. Ich verabredete mich wie üblich mit ihr um fünf Uhr, und zu diesem Zeitpunkt steckte ich ihr, etwas ungeschickt, den Brief in die Tasche ihres Regenmantels. Ich stieg an der ersten Station aus, mitgerissen von der dichten Menschenmenge. Ich erhaschte einen kurzen Blick auf sie, als der Zug losfuhr; ihr Gesichtsausdruck war ausdruckslos, aber ich konnte mir gut vorstellen, wie ihre Hand das Papier umklammern würde.

XXIX

DIESE SELTSAME FRAU

Lydia zeigte keinerlei Lebenszeichen, nachdem ich ihr den Brief zugestellt hatte. Sie meldete sich erst am 6. Mai. Um 20 Uhr rief sie an und wies mich an, Gabriel dringend zu benachrichtigen, damit sie ihn im Labor aufsuchen könne, und ein Auto zum Puschkinplatz zu schicken.

Ich informierte den Bürgermeister über das Auto, und er versprach, es zu schicken. Daraufhin machte ich mich auf die Suche nach Gabriel, konnte ihn aber leider nicht finden. Da ich weder meinen Namen nennen noch Nachrichten hinterlassen durfte, blieb mir nichts anderes übrig, als ihn immer wieder anzurufen.

Es war kurz nach zehn, als Lidja ankam. Ich erzählte ihr, dass ich Gabriel nicht finden konnte. Sie schien überhaupt nicht beunruhigt. Sie bat den Hausmeister um den Büroschlüssel und ging hinein. Bald hörte ich die Schreibmaschine klicken. Ich telefonierte weiter, aber es blieb erfolglos. Ich erzählte es Lidja und fragte sie, ob sie mit mir zu Abend essen wolle. Sie blickte kurz von der Schreibmaschine auf, lehnte ab und bedankte sich.

Ich aß schnell zu Abend und rief erneut an. Diesmal hatte ich mehr Glück; Gabriel ging ran, und ich teilte ihm mit, dass Lidya auf ihn wartete. Er versprach, so schnell wie möglich zu kommen, aber es sollten noch über zwei Stunden vergehen, bis er eintraf.

Ich wartete auf ihn und ging dabei im *Flur auf und ab*. Als er hereinkam, begrüßte er mich nur kurz. Ich frage mich: „Wo ist er?“

Ich zeigte auf sein Büro und er machte sich bereit einzutreten.
—Wirst du mich brauchen?—, fragte ich ihn.
—Nein, ich glaube nicht; Sie können ins Bett gehen, Doktor.

Sie schloss die Tür hinter sich, und ich ging in mein Zimmer. An Schlaf war überhaupt nicht zu denken. Zu wissen, dass Lydia und Gabriel in diesem Moment zusammen waren, zu wissen, in welcher misslichen Lage sie sich befanden, machte mich etwas nervös und – warum nicht? – auch ungemein neugierig.

Während ich mich langsam entkleidete, malte ich mir ihre Gesichter und Gesichtsausdrücke aus, genau wie ich sie in jener Nacht gesehen hatte. Lidjas Gesichtsausdruck war unverändert; wenn überhaupt, glänzten ihre fremden Augen noch stärker; so hatte sie mir auch vorgekommen, als ich sie zum Abendessen eingeladen hatte; aber vielleicht war das nur eine Illusion oder ein Kontrast, da sie nun ganz in Weiß gekleidet war und ihren dunklen Regenmantel abgelegt hatte. Gabriel hingegen hatte sich sichtlich verändert; er wirkte abgekämpfter, als trüge er die Spuren von Schlaflosigkeit; das überraschte mich nicht, denn er musste in jenen Tagen ungeheure Arbeit zu erledigen gehabt haben.

Ich hatte meinen Schlafanzug angezogen und wollte gerade die Bettdecke hochziehen, als ich ein lautes Geräusch hörte. Ich zuckte kurz zusammen, hörte dann aber einen Moment lang nichts mehr. Gerade als ich mich beruhigte, drangen Stimmen und Schritte an mein Ohr. Ich ging zur Tür, und bevor ich sie erreichte, öffnete sie sich, und der Hausmeister erschien.

„Los, los, Doktor, beeilen Sie sich!“, sagte er eindringlich.

Ich trat einen Schritt zurück und überlegte, ob ich mir etwas anziehen sollte.
—Nein, so, Doktor! Es ist sehr dringend!

Ich zögerte keine Sekunde und eilte dem Mann nach draußen hinterher. Kaum hatte ich den *Flur betreten*, erschien Gabriel kurz im Türrahmen des Büros und rief mir zu: „Kommen Sie her, Doktor!“

Fast überspringend vorwärts und eintreten.
Lydia war gegen das Sofa gelehnt, fast ganz auf dem Boden. Und ich sah einen roten Fleck auf ihrer Brust.

Gabriel kniete nieder und versuchte, ihr zu helfen.
„Ein Schuss ist gefallen!... Los, Doktor, tun Sie alles, was Sie können!“

Ich beugte mich schnell hinunter. Meine Hände zitterten, doch mit einer einzigen schnellen Bewegung riss ich die Zeugin auf. Die Wunde wurde sichtbar: Die Kugel war zwischen ihre Brüste eingedrungen, ganz unten an der linken. In ihren weit geöffneten Augen war kein Licht; ich versuchte mit der rechten Hand ihren Puls zu fühlen, während ich mit der linken Hand mit einem Stück ihres Kleides die Blutung zu stillen suchte; doch ich spürte keinen Puls. Ich versuchte es immer wieder, vergeblich. Mir war vollkommen klar, dass Lidja tot war. Ich sagte nichts zu Gabriel, dessen Blick ich auf mir spürte. Um etwas zu tun, nahm ich Lidja am Rücken und bat ihn, mir zu helfen, sie auf das Diwan zu legen. Wir taten dies mit größter Vorsicht. Ich beugte mich mit dem Ohr zu ihrem.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Ich hatte meinen nackten Oberkörper und, wie erwartet, spürte ich nicht einmal den geringsten Herzschlag.

Ich richtete mich auf; mein Blick traf Gabriels. Entmutigt rief ich aus:

—Da kann nichts mehr gemacht werden.

"Tot!", murmelte er mit seltsamer Stimme.

—Tot—Ich habe es bestätigt.

Er sah sie einen Moment lang an, dann wieder mich, und ich erkannte ihn nicht. Das war nicht der Gabriel, den ich bis dahin gekannt hatte. Seine Augen waren jetzt so menschlich und spiegelten einen solchen Schimmer von Schmerz wider, dass ich sie mir bei dem Mann, den ich hatte töten, foltern und mit diabolischer Schadenfreude in den Tod schicken sehen, niemals hätte vorstellen können.

Es war nur ein Augenblick, denn er drehte sich um und wandte mir den Rücken zu.

Er ging ans andere Ende des Büros und blieb dort stehen, regungslos, die Arme angespannt, die Fäuste geballt. Ich kehrte zu Lidjas leblosem Körper zurück. Wieder untersuchte ich sie, fast mechanisch, doch es war kein Leben mehr da. Ich bedeckte ihre nackten Brüste so gut ich konnte und senkte ihre Augenlider. Ihr Gesicht verzog sich nicht, es zeigte keine Spur von Schmerz; der Tod musste augenblicklich eingetreten sein.

Als es mir dann gelang, Gabriel kurzzeitig herauszuholen und die Instrumente dorthin zu bringen, Ich beschloss, die Wunde zu untersuchen; die Flugbahn musste Lydyas Herz berühren.

Ich war tief betroffen. Als ich dieses Gesicht mit zwei Lagen Gaze bedeckte, sank mir das Herz.

Ich ging hinaus in den *Flur*, und da stand Gabriel, regungslos, die Augen weit aufgerissen, aber ich glaube nicht, dass er etwas gesehen hatte. Der Hausmeister und sein Assistent starrten ihn stumm und verblüfft vom Fuß der Treppe an. Ohne zu wissen, warum, ging ich ins Esszimmer und kam wieder heraus; ich muss unglaublich dumm ausgesehen haben. Da ich es seit Monaten gewohnt war, jegliche Initiative zu vermissen, besonders in Gabriels Gegenwart, kam mir kein einziger Gedanke zu der Tragödie. Schließlich, als ich wieder zu mir kam, wagte ich es, etwas zu versuchen; ich wusste nicht was, aber irgendetwas musste geschehen.

Ich habe damit begonnen, Gabriel näherzukommen.

—Genosse, Genosse Gabriel...—sagte ich mit unsicherer Stimme.

Er blickte mich mit leerem Blick an, ohne die Lippen zu öffnen.

—Komm schon, komm mit mir...—fügte ich hinzu.

Verwirrt sah ich, wie er ein paar Schritte ging, als wollte er mir folgen. Ich wusste weder, wohin ich ihn führen sollte, noch warum. Doch irgendwie landeten wir beide im Esszimmer, und ich schloss die Tür.

—Gabriel— sagte ich mit aufrichtiger Rührung—, was soll ich tun?... Wie kann ich dir helfen?

Wir schwiegen noch einige Augenblicke, und dann antwortete er mit großer Mühe: „Mach, was du willst...“

—Können Sie mir einen Rat geben? Ist es Selbstmord? Nein?

Auf meine Frage hin zitterte Gabriel einen Moment lang.

—Ja!... Er hat sich vor meinen Augen umgebracht! Aber was denkst du denn!...

„Nein!“, protestierte ich. „Ich habe nicht ... Aber du warst allein, nicht wahr?“

—Ja, allein... na und? Lassen Sie mich jetzt allein, Doktor. Gehen Sie dorthin; ich glaube, da ist ein Brief von Ihnen; gehen Sie, gehen Sie... — und er sank in einen Stuhl.

Ich ging hinaus ins Büro. Ich hatte mich nun besser im Griff. Ich betrat das Büro und nahm die Szene in mich auf. Als Erstes fiel mir die Waffe ins Auge: eine kleine, schwarze Pistole, die neben dem rechten Sofabein lag. Ich verspürte den Impuls, sie aufzuheben, unterdrückte ihn aber. Die polizeilichen Ermittlungen ließen mich nicht mehr los; ich dachte, die Waffe könnte Fingerabdrücke aufweisen, die den Schützen beweisen würden. Doch während ich so nachdachte, erinnerte ich mich an Gabriels Bemerkung über einen Brief. Ich ging zum Schreibtisch, und als Erstes sah ich acht getippte Seiten in Gabriels Mappe. Ich verschlang den Inhalt und überflog Sätze, Zeilen und sogar ganze Absätze. Mir wurde klar, dass es ein langer Bericht war. Tuchatschewski hatte gestanden. Die Absage seiner Reise nach England, die er als Gefahr für sich selbst interpretiert hatte, hatte seine Pläne geändert. Nun wollten die Verschwörer den Staatsstreich durchführen, ohne den Kriegsausbruch abzuwarten. Der 15. Mai war als Termin vorgesehen. Lidja sollte als Attaché im Gefolge des neuen sowjetischen Vertreters bei der Krönung des Königs nach London reisen. Sie sollte mehrere Mikrofilme – an ihrem Körper befestigt – bei sich tragen, die sie einem Deutschen übergeben sollte, der sich mit einem Passwort vorstellen würde. Sollte der Putsch gelingen, würde Lidja in die UdSSR zurückkehren; sollte er jedoch scheitern, würde Tuchatschewski, sofern er überlebte, zu ihr nach London reisen.

Das war der Kern des Berichts, obwohl er noch viele weitere Details und eine große Anzahl von Namen enthielt. Ich konnte aber nicht mehr aufnehmen, da ich zum Lesen nur zwei oder drei Minuten gebraucht hätte. Er war mit Lydia unterschrieben und an Gabriel adressiert.

Ich sah genauer hin und suchte nach dem Brief. Ich fand ihn nicht, da außer dem Bericht keine anderen Papiere auf dem Tisch lagen. Erst als ich mich abwandte, weil ich ihn schon nicht mehr finden wollte, bemerkte ich ein zerknittertes Stück Papier auf dem Boden. Als ich es aufhob, sah ich, dass es handgeschrieben war. Es war mit „Lidya“ unterschrieben und enthielt Folgendes:

„Genosse Gabriel Gabrilovich: Hier ist der

Bericht über den Verrat von Tuchatschewski und seinen Komplizen. Ich denke, Sie müssen zufrieden sein. Der Marschall hätte niemandem mehr gesagt.“

Nachdem ich Ihren Auftrag und meine Pflicht gegenüber der Partei erfüllt habe, sehe ich keinen Grund mehr zu leben und habe beschlossen, mir das Leben zu nehmen, sobald ich Ihnen den gewünschten Bericht überbracht habe. Möge dies Ihnen als Absolution für meine freiwillige Tat dienen.

Leb wohl für immer, Genosse.—Lidya.

Natürlich waren das nicht die genauen Worte des Briefes, aber sie unterschieden sich nicht wesentlich. Ich bin außerdem zuversichtlich, dass ich die Kernaussagen des Berichts, den ich so flüchtig überflogen habe, wenn auch nur zusammengefasst, korrekt wiedergegeben habe.

Bevor ich das Büro verließ, konnte ich dem Drang nicht widerstehen, Lidyas Gesicht zu betrachten. Ich hob den Verband an und verharrte einen Moment gedankenverloren. Die Totenstarre hatte die perfekten Züge ihres Gesichts kein bisschen beeinträchtigt; im Gegenteil, sie wirkten nun noch zarter und feiner, unterstrichen durch ihr makellostes Weiß. Ihr Mund war leicht geöffnet, als atmete sie noch immer; ihre strahlend weißen Zähne blitzten zwischen ihren violetten Lippen hervor, und auf einem von ihnen funkelte ein elektrischer Blitz.

Ich hielt den Verband hoch. Und was sollte ein Mensch dort anderes tun, als zu beten?... Ich betete, ja; ich betete von ganzem Herzen, und ich weiß nicht, warum ich in diesem Gesicht die Züge meiner Töchter sah, ebenfalls weiß, unwirklich... Ein Kloß bildete sich in meinem Hals, und ich bekam keine Luft mehr... Ich ließ den Verband fallen und floh.

Ich wartete einen Moment, um mich zu beruhigen, und ging hinein, um nach Gabriel zu sehen. Er befand sich in derselben Position wie zuvor.

Ich habe seine Aufmerksamkeit erregt, indem ich ihm den Brief zeigte. Er las ihn nicht einmal und schaute weg. "Soll ich jetzt etwas unternehmen?", fragte ich ihn.

—Nichts, Doktor; jetzt nichts... Wir müssen bis morgen warten.

Mit unsicheren Schritten stand er auf, drehte mir den Rücken zu und ging zu Lydja. Er schloss die Bürotür hinter sich.

Ich war allein und wusste nicht, was ich denken oder tun sollte. Mir fiel auf, dass ich noch im Schlafanzug war; ich fühlte mich wie gelähmt und ging in mein Zimmer, um mich anzuziehen. Ich tat dies sehr schnell und kehrte in den *Flur zurück*, wo ich, auf und ab gehend und Zigarette um Zigarette rauchend, die Stunden bis zum Morgengrauen verstrich. Sie schienen endlos lang.

Die beiden Männer des Hauses waren auch noch nicht im Bett; sie gingen mehrmals an mir vorbei, wagten es aber nicht, mich anzusprechen. Als das Tageslicht durch die vergitterten Fenster strömte, bestellte ich Kaffee, und als er kam, beschloss ich, selbst mit einer Tasse für Gabriel hineinzugehen.

Ich fand ihn sitzend vor, wie er Lydyas Gesicht betrachtete, das er aus der Gaze befreit hatte. Er hat mich nicht hereinkommen hören; ich musste ihm die Hand auf die Schulter legen, um seine Aufmerksamkeit zu erregen. Er sah mich an und schüttelte beim Anblick des Bechers den Kopf. Ich drängte ihn weiter, doch er stand auf und ging. Ich folgte ihm in die *Halle* und bat ihn erneut inständig zu trinken; ich glaubte nicht, Erfolg zu haben, aber die Ankunft des Verwalters muss ihn umgestimmt haben; er nahm den Becher und leerte ihn in einem Zug. Gleichzeitig muss ihm aufgrund des Tageslichts die Uhrzeit bewusst geworden sein, und er befahl dem Verwalter, eine Kutsche zu rufen.

Das Auto würde etwa eine Stunde oder etwas länger brauchen, um anzukommen. Gabriel machte sich zum Aufbruch bereit. „Wartet hier auf mich“, sagte er von der Tür aus und ging. „Auf ihn warten?“, dachte ich.

Und was kann ich sonst tun, da ich mich hier als Gefangener wiederfinde?... Zweifellos, so schlussfolgerte ich, hatte dieses tragische Ereignis Gabriel unsere jeweilige Situation vergessen lassen, und ich war für ihn zu einem Menschen geworden, den er als gleichwertig behandelte.

Gabriel kehrte erst sehr spät am Vormittag zurück, es muss gegen elf Uhr gewesen sein; er hatte sich wieder gefasst, aber ein finsterer Schatten lag über seinen Gesichtszügen und verlieh ihnen eine außergewöhnliche Härte.

Er sagte mir, am Nachmittag würde ein Krankenwagen kommen, und dann verstummte er völlig. Er aß nichts und verbrachte fast die ganze Zeit eingeschlossen im Büro neben Lidyas Leiche. Bei einem meiner Besuche, bei denen ich versuchte, ihn zu etwas zu bewegen, bemerkte ich, dass der Bericht nicht auf dem Tisch lag; Gabriel musste ihn mitgenommen haben.

Moskau.

Es war bereits dunkel, als der Krankenwagen eintraf. Als sie den Leichnam auf die Trage legten, schien es mir, als müsse er bedeckt werden. Ich ging hinaus, um ein Laken zu holen, und der Leiter gab es mir. Ich deckte den Leichnam selbst damit zu, und als ich aufstand, glaubte ich, einen Anflug von Dankbarkeit in Gabriels Augen zu sehen, die für einen Moment ihre Härte verloren hatten.

Zwei Männer hoben die Trage hoch und gingen zur Tür. Gabriel, die beiden Männer aus dem Haus und ich folgten ihnen, als hätten wir uns alle abgesprochen. Es war wie ein kleiner Trauerzug.

Der Krankenwagen fuhr weg, und wir standen schweigend und regungslos vor der Tür, bis er außer Sichtweite war. Dann gingen wir einer nach dem anderen zurück ins Haus; Gabriel war der Letzte. Drinnen nahm er mich mit in sein Arbeitszimmer und sagte mit zitternder Stimme: „Sie bringen sie in die Lubjanka; es müssen gewisse bürokratische Formalitäten eingehalten werden; unter anderem eine Autopsie ... Ich dachte, du könntest mir einen großen Gefallen tun ...“

„Natürlich“, nickte ich hastig.

—Der offizielle Teil ist in Ordnung; vielleicht.

—Sag mir...

—Ich möchte, dass Sie einer der verantwortlichen Ärzte sind; ich habe bereits mit dem anderen gesprochen und er stimmt zu... Ich möchte, dass Sie, wenn möglich, den Leichnam nicht mit Ihren Instrumenten berühren, ihn nicht zerstückeln..., sondern sich darauf beschränken, die Todesursache zu bescheinigen.

—Ich meinerseits — antwortete ich — stimme zu; ich würde es von hier aus bestätigen.

—Wir müssen uns an die Vorschriften halten. Ich bringe Sie in wenigen Augenblicken dorthin; das Auto sollte in Kürze da sein, um uns abzuholen.

Es dauerte nicht lange, bis wir beide nach Moskau fuhren. Wir hielten vor einem anderen Gebäude als dem NKWD-Hauptsitz, der laut meiner Wegbeschreibung in der Nähe liegen sollte. Wir gingen gemeinsam hinein; Gabriel ließ mich lange allein in einem Raum zurück, in den uns ein uniformierter Mann nach seiner Vorstellung führte. Später kehrte er in Begleitung eines anderen Mannes zurück, eines Arztes des NKWD, wie er mir bei seiner Vorstellung mitgeteilt hatte. Wir sprachen wenig; der Arzt schien es eilig zu haben, denn er forderte mich sofort auf, ihm zu folgen. Gabriel blieb zurück und wartete.

Wir gingen durch mehrere Gänge, jeder mit einer beschrifteten Tür; wir stiegen ein paar Treppen hinunter, und nachdem wir weitere Gänge durchquert hatten, öffnete der Arzt, dessen Namen ich vergessen habe, eine Tür und bat mich herein. Es war nur eine uniformierte Krankenschwester im Raum. Der Arzt bat sie um zwei Kittel, gab mir einen, *und* wir zogen sie gleichzeitig an. Wir gingen hinaus, und er führte mich weiter durch dieses Labyrinth, bis wir zu einer Tür kamen, die von einem bewaffneten NKWD-Offizier bewacht wurde. Der Arzt musste nichts tun, um einzutreten, und ich folgte ihm hinein.

Es war ein kleiner Raum. Ich konnte nicht viele Details erkennen, aber insgesamt wirkte es wie der Operationssaal eines Privatarztes. In der Mitte stand ein Operationstisch; darauf lag der Leichnam, bedeckt mit einem weißen Laken.

Mein Begleiter zog flink und beiläufig das Laken zurück und enthüllte Lidjas nackten Leichnam. Ich trat näher und sah, dass kein Blutfleck zu sehen war; zweifellos war er zuvor abgewaschen worden. Nur zwischen ihren Brüsten, am Ansatz der linken, war das Einschussloch sichtbar, ein schwarzer Punkt, umgeben von einem purpurnen Fleck; die Wunde wirkte wie eine Lilie, die zwischen ihren jungen Brüsten erblühte. Ich konnte mich nicht beherrschen; ich war völlig wie gelähmt. Mein Beruf hatte mich eher unempfindlich gemacht, und in meiner Studienzeit hatte ich in den Seziersälen die üblichen Respektlosigkeiten gegenüber menschlichen Überresten begangen; später hatte mich der Krieg gegenüber jeder Emotion im Angesicht von Leichen immun gemacht. Doch in diesem Moment, in meiner besonderen Lage, im Wissen um den tragischen Hintergrund des Dramas und in der Vorstellung, diesen perfekten, unvergleichlichen Körper in absoluter Rebellion preiszugeben, erschütterte mich das *zutiefst* ... Wäre ich gezwungen gewesen, die Leiche zu sezieren, bezweifelte ich ernsthaft, dass meine Kraft ausgereicht hätte.

Alle diese Gedanken schossen mir blitzschnell durch den Kopf, genau in dem Moment, als mein Partner das Tuch in einer Ecke liegen ließ.

„Ich stehe Ihnen zur Verfügung, Genosse“, sagte er, als er wieder an meine Seite trat.

„Die Vereinbarung lautet...“, antwortete ich ausweichend, ohne mich vollständig zu fassen.

„Ja, ja, natürlich“, antwortete er freundlich, „nicht um es zu beschädigen ... aber wir müssen zumindest die Kugel entfernen. Das ist doch ganz einfach. Wir müssen sie dem Bericht beifügen, und da keine Austrittswunde vorhanden ist ...“

—Ja, ja, natürlich...—Ich habe zugestimmt...; wir werden es tun...

Er drehte sich um, um das zu holen, was er von einem nahegelegenen kleinen Tisch brauchte, wo

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Instrumental. Zweifellos hatte er vor, das Einschussloch zu vergrößern, um es zu untersuchen; doch als er sich mit einem Skalpell in der Hand zu mir umdrehte, schlug ich vor: „Vielleicht, Genosse, genügt eine lange Pinzette ... Da er die Waffe gegen seine Brust gerichtet hat, kann man wohl davon ausgehen, dass die Kugel nicht sehr tief eingedrungen ist. Es ist zwar etwas mehr Arbeit, aber ich denke, es ist praktischer. Stimmen Sie mir zu, Genosse?“

—Völlig einverstanden, Genosse; ja, es erscheint mir angemessen; verstehen Sie, ich möchte Ihnen nur einen Gefallen tun; außerdem die Befehle von oben...

Er drehte sich um *und* suchte zwischen den Instrumenten, fand aber nur eine sehr kurze und ziemlich breite Pinzette, die er mir mit einem Anflug von Zweifel zeigte.

„Wird es funktionieren?“, fragte er mich verwirrt.

„Ich glaube nicht; so flach die Kugel auch sein mag, wir werden sie nicht erreichen können... Aber wenn Sie möchten, können wir es versuchen...“

—Moment, Moment. Vielleicht hat mein Kollege levlev... Möchten Sie hier warten?... Ich bin gleich wieder da.

Er ging weg, und ich hörte seine Schritte immer leiser werden. Allein gelassen zu werden, behagte mir nicht.

Hätte ich mich nicht an den Wachmann erinnert, wäre ich im Flur spazieren gegangen.

Ich versuchte, mechanisch zu rauchen, und gerade als ich die Zigarette anzündete, warf ich sie wütend auf mich selbst zu Boden, als hätte ich im Begriff gewesen, eine Schändung zu begehen. Seit meine Kollegin Lidjas leblosen Körper entdeckt hatte, machte mich ein seltsames Gefühl sehr schmerzhaft, ihn anzusehen, und mein Blick huschte unwillkürlich weg. Doch jetzt, unerwartet und allein, überflutete mich ein Strom von Gedanken. Bilder meiner Vergangenheit, in der sie gelebt hatte, blitzten in rascher Folge auf; Das Bild des Flugzeugs blieb länger in meiner Vorstellungskraft haften, als man mich, verwundet, nach Spanien brachte und sie, für mich unsichtbar, ihre Hand unter die Plane der Trage schob und sie auf meine fiebrige Stirn legte, als wäre es die Hand einer Fee... Doch plötzlich brach all die Tragödie hervor, die sie in ihrem Brief angedeutet hatte, gipfelnd in ihrer erzwungenen Kapitulation vor dem Marschall, ihrem Opfer ihrer Jungfräulichkeit für die barbarische Sache... Ich knüpfte, dachte, folgerte und leitete, fiebrig, ängstlich.

„Geheimnisvoll, ja, aber unentzifferbar?“, fragte ich mich. Ich war nicht mehr ich selbst; ich war jetzt jemand anderes. Misstrauisch blickte ich mich um; ich presste die Zähne zusammen, absolute Stille. Heimlich, aber furchtlos, gelassen, mit einer seltsamen Entschlossenheit näherte ich mich der Leiche ... *Ich untersuchte sie.*

Ich zog mich zurück, tausend Gedanken wirbelten in meinem Kopf. Wenn mich immer ein seltsames Gefühl der Bewunderung überkam, wenn ich Lydya lebend sah, und ich glaubte, in ihrer einzigartigen Persönlichkeit ein Rätsel gefunden zu haben, erklärte ich es tief in mir mit der kraftvollen Ausstrahlung ihrer unvergleichlichen, vollkommenen Schönheit; doch jetzt, im Wissen um das, was ich in diesem Moment wusste, war ich fassungslos. Wenn dieser kalte Körper die höchste Verkörperung einer Schönheit war, von der niemand je geträumt hatte, dann sah ich die Seele, die in diesem Fleisch gefangen und gequält worden war, nun beinahe engelsgleich an... Ich trat zurück, bis mein Rücken die Wand berührte, senkte ehrfürchtig den Blick, und ein inneres Gebet stieg aus meinem Herzen zu meinem Gott auf. Wortlos sprach ich zu Ihm in dieser Höhle der GPU: „Du allein, der Unendliche, kannst dieses Geschöpf verstehen und richten und ihm auch vergeben.“

Nur dieses innere Gebet brachte mich einem menschlichen Verständnis der Persönlichkeit dieser unerhörten Frau näher.

XXX

DAS ENDE EINES MARSCHALS

Ich möchte nur sagen, dass die Kugel entfernt wurde; dass ich unterschrieben habe, ohne ein einziges Dokument zu lesen; und dass ich, begleitet vom NKWD-Arzt, zurückging, um Gabriel zu treffen. Wir gingen schweigend und kamen schweigend im Labor an. Als wir uns im Licht des *Flurs sahen*, glaubte ich, ein Fragezeichen in seinen Augen zu erkennen, und fühlte mich verpflichtet, ihm zu sagen: „Alles ist so geschehen, wie Sie es gewünscht haben. Es ist unversehrt geblieben ...“ Und ich wollte gerade hinzufügen: „Wir haben sie nicht leiden lassen“; wenn ich es nicht gesagt habe, weiß ich bis heute nicht,

Wir trennten uns, und er ging wieder. Ich legte mich hin, konnte aber nicht schlafen. Ich meditierte und dachte lange nach. Was in den vergangenen Stunden geschehen war, hatte mich mit höchster spiritueller Anspannung erfüllt. Es war einzigartig; das Geschehene hatte meine persönliche Situation nicht im Geringsten beeinflusst, nicht einmal mein Leben oder meine Freiheit berührt; und doch hatte es mich zutiefst erschüttert, bis ins Innerste, genauso sehr, vielleicht sogar noch mehr, als damals, als ich dem Tod ins Auge blickte, aller Hoffnung beraubt, meine Lieben nie wiedersehen würde, Zeuge von Folter an Menschen werden und selbst furchtbaren Qualen ausgesetzt sein würde. Mein Verstand kann die psychologische Ursache nicht finden, und jegliche Logik versagt.

Wieder einmal habe ich den Beweis für die unumstößliche Herrschaft des reinen Gefühls über alles, was im Menschen wichtig ist: Vernunft, Instinkt, Zwang, Eigeninteresse und Wille – jene zyklischen Bausteine, mit denen sie das gigantische Gebäude von Gesellschaft und Staat errichteten, in einem sinnlosen, babylonischen Streben nach den Sternen – werden wie Rauch hinweggefegt, wenn sie von der Flamme menschlicher Leidenschaft und menschlichen Gefühls erfasst werden. Denn Vernunft, Instinkt, Zwang, Eigeninteresse, Begierde und Wille sind bloß menschliche Fähigkeiten, und das Wesentliche ist allein der Mensch *selbst* und wer der Mensch ist – das einzige Geheimnis der gesamten Schöpfung –, das weder Wissenschaft noch Vernunft je begreifen werden. Nichts und niemand versteht sich selbst, so wie niemand über seinen eigenen Schatten springt. Für mich gibt es im Menschen eine unbekannte „Vernunft der Vernunft“, jene sogenannte „Vernunft der Unvernunft“, jenes übernatürliche *Etwas*, das uns erlaubt, Tod und Leben zu transzendieren ... und in diesem *Etwas* offenbart sich unsere Unsterblichkeit.

Dies war die direkte Schlussfolgerung, zu der mich meine gelebte Realität geführt hatte. Lidja und Gabriel waren die einzigen beiden Menschen, deren Gesellschaft mir in der sowjetischen Welt, in der ich gefangen war, aufgezwungen worden war. Trotz des psychologischen Abgrunds, der sich zwischen uns aufgetan hatte, hielt ich sie für perfekte Archetypen des „sowjetischen Wesens“, frei von Leidenschaft und Gefühl, ganz Vernunft und Instinkt. Sie waren für mich jener neue zoologische Typus des „schönen, vernunftbegabten Tieres“, in dem die Liebe auf bloße Physiologie reduziert worden war. Und dann, plötzlich, wie ein blendender Blitz, der die kalte, düstere Wolke durchbricht, vernichtet die Liebe, zu Nichts reduziert, die Frau und besiegt den Mann ... Und mich, der ich geglaubt hatte, die Frau sei Eis und der Mann Stahl! ... Und wie das Eis brannte und der Stahl sich verbog! Nun erschienen sie mir in ihrer reinen Wirklichkeit: einfach eine *Frau* und ein *Mann* mit ihrer ewigen, unveränderlichen Natur...

Zweifellos fühle ich mich, weil ich sie als Menschen sehe, als ebenso menschlich wie ich selbst, in ihrer Tragödie und ihrem Schmerz mit ihnen verbunden. Nur so kann *ich* meine emotionale Anteilnahme an ihrer Tragödie erklären.

Ich sah Gabriel viele Tage lang nicht, und auch sonst kam niemand ins Labor. Der Sommer nahte, ab und zu unterbrochen von leichtem Regen. Ich verbrachte diese langen Tage sehr traurig, antriebslos und ohne die Kraft, mich irgendetwas zu widmen. Ich schrieb nicht einmal; ich versuchte es mehrmals, aber mein Stift gehorchte nicht, und als ich die erste Seite, die ich geschrieben hatte, erneut las, wirkte sie verwirrt, kalt, verschwommen, ohne auch nur die geringste Widerspiegelung der Realität, die ich erlebt hatte. Ich schrieb all dies viel später nieder, als mir die Zeit erlaubte, alles mit größerer Gelassenheit und Weitsicht zu betrachten.

Eines Abends, als ich gerade ins Bett gehen wollte, hörte ich von draußen das Quietschen von Autobremsen.

Bald darauf kam Gabriel herein, begrüßte mich und bedeutete mir, ihm in sein Büro zu folgen. Er wies mir meinen Platz zu, während er stehen blieb. Während er sprach, musterte ich seine Gesichtszüge und versuchte, seinen Zustand einzuschätzen. Ich fand keine Spur der Verzweiflung, die sich in seinem Gesicht gespiegelt hatte, als Lidya starb. Im Gegenteil, obwohl seine frühere Lebensfreude aus seinen Augen gewichen war, verlieh ihm seine jetzige Regungslosigkeit einen harten, strengen Ausdruck; er schien mir die Verkörperung des Hasses zu sein, eines unendlichen, grausamen Hasses, erfüllt von ...

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Traurigkeit und Enttäuschung.

Er sprach mit mir in scharfer, aber tiefer Stimme, ohne Nuancen oder Betonungen.

„Dr. Landowsky, ich brauche Sie heute Abend. Ich hätte Ihnen gern eine Tortur erspart, die Sie sicherlich aufwühlen wird, aber es ist mir nicht gelungen. Ich habe in der gesamten Lubjanka keinen einzigen Arzt gefunden, der kein Russisch spricht, und ich brauche einen, der mich nicht versteht, wenn ich mit jemand anderem spreche ...“

—Aber ich spreche Russisch, Genosse—, erwiderte ich, da ich einen Moment lang glaubte, Gabriel rede wirres Zeug.

„Ich bin mir dessen bewusst, Doktor; ich bin bei klarem Verstand. Ja, Sie sprechen Russisch; außerdem werden Sie mich verstehen, nicht nur die Sprache, sondern alles, was ich sage; Sie werden es verstehen wie kein anderer. Aber ich kenne Sie ja, es ist mir egal, was Sie sehen, hören und verstehen, da Sie ja bereits alles wissen. Nichts kann Sie mehr überraschen; Sie werden nicht in Versuchung geraten zu murmeln, und selbst wenn, würden Sie schweigen ...“

Ich erhielt seine letzte Drohung und antwortete, ohne Reue zu zeigen.

—Auch wenn ich Ihre innersten Beweggründe nicht nachvollziehen kann, brauche ich Ihre Erklärungen nicht, obwohl ich sie schätze; Sie wissen, Sie können mir schreiben: „Worum geht es?...“, wenn ich fragen darf.

„Von einer Hinrichtung“, antwortete er ruhig.

—Polizist?...— fragte ich, völlig dumm.

—Offiziell?... Was meinen Sie?... Welche Hinrichtung ist denn nicht offiziell?...

Ich habe meinen dummen Fehler erkannt und mich entschuldigt:

—Ich habe mich nicht klar ausgedrückt; es tut mir leid. Ich wollte sagen, dass die Umstände der Hinrichtung offiziell waren, nicht dass sie nicht rechtmäßig angeordnet werden könnte; genau das wollte ich mit meiner Frage zum Ausdruck bringen.

—Gut, gut... Die Hinrichtung findet in der Lubjanka selbst statt. —Und ich?...

—Sie müssen den Tod nach Beiwohnen der Hinrichtung bescheinigen.

„Wen werden sie töten?“, fragte ich, unfähig, mich zurückzuhalten.

—Was spielt es für eine Rolle, wer er ist... Er ist ein Mann... Sollen wir jetzt gehen?

Er drehte mir den Rücken zu, und ich folgte ihm wie ein Automat.

Der Wagen sprang an. Es war eine wunderschöne Nacht; die Sterne leuchteten hell, fern und friedlich.

Ich, zerschlagen, kraftlos und unfähig, auch nur einen Gedanken zu fassen, ließ mich auf der geraden, gelben Straße treiben...

Wir kamen in der Nähe der Lubjanka an. Ich sah zahlreiche NKWD-Soldaten, bewaffnet mit Gewehren und Handgranaten am Gürtel. Innerhalb kürzester Zeit wurden wir dreimal angehalten. Gabriel musste jedes Mal Ausweise vorzeigen, die von Offizieren eingehend geprüft wurden. Bei der letzten Kontrolle glaubte ich, links am Eingang einer Straße einen Panzer zu sehen, und mir wurde bewusst, dass ich keine einzige Person in Zivilkleidung gesehen hatte. Die Sicherheitsvorkehrungen müssen außerordentlich gewesen sein.

Schließlich gelangten wir vor ein Tor, das von zwei Soldaten bewacht wurde. Im Türrahmen standen noch viele weitere, und ein Offizier stand auf derselben Stufe; er übergab es ihm.

Gabriel nahm die beiden Karten, betrachtete sie, sah uns an, und wir durften weitergehen. Eine weitere Tür, ein weiterer Kontrollpunkt. Wir folgten einem langen Korridor, der in kurzen Abständen von bewaffneten und regungslosen Wachen bewacht wurde, und betraten einen Raum. Dieser war durch eine Holzwand mit mehreren Fenstern unterteilt, von denen nur eines geöffnet war. Gabriel schob die Karten durch die Öffnung, und ich erhaschte nur einen kurzen Blick auf eine Brille darüber. Einen Augenblick später öffnete ein Offizier die Tür zur Wandwand und kam zu uns. Er begrüßte Gabriel, gab uns die Karten zurück und führte uns zurück in den Korridor.

Bevor wir eine Treppe hinuntergingen, mussten wir noch einige Kontrollpunkte passieren.

Wir mussten in die Keller hinabgestiegen sein; ich erkannte es am Geruch und fast schon am Geschmack der Höhlen. Wir erreichten eine Art Wachhäuschen, wo sich weitere Soldaten befanden. Gabriel ging mit dem Offizier in die Wache, und ich wartete draußen. Sie waren einige Minuten fort, und als sie zurückkamen, trug Gabriel ein Stück Papier. Hinter ihnen sah ich einen Mann mit einer Pistole am Gürtel, an dem mehrere Schlüssel an einem Riemen hingen. Der Offizier verabschiedete sich, und wir folgten dem Mann, der wohl ein *Starosta* war. Wir passierten weitere Wachen, und der Mann öffnete eine schwere Tür. Zu beiden Seiten der Tür standen weitere Wachen.

Als wir hindurchgingen, schloss der Wärter die Tür wieder. Mir wurde klar, dass wir uns im eigentlichen Gefängnis befanden. Vor uns erstreckte sich ein recht gut beleuchteter Gang, dessen gesamte Länge von geschlossenen Türen gesäumt war, die auf beiden Seiten dicht an dicht standen. Auf einer Seite bereits

In einer anderen Zelle bewegten sich mehrere Männer umher und suchten unentwegt nach den *Judas* in den Zellen.

Wir hielten nicht an; wir folgten dem Wärter, der gleichgültig weitermarschierte, seine Schlüssel klimperten wie Glöckchen. Immer wieder wurde die parallele Kontinuität der Mauern durch den Beginn neuer Gänge unterbrochen, deren Enden ich kaum erkennen konnte. Tausend Gedanken wirbelten durch meinen Kopf; mich selbst dort zu sehen, in dieser furchterregenden Höhle des Wachens und Träumens für jeden Russen, beunruhigte mich mit all ihren mythologischen und geisterhaften Legenden. Was mochten diese stummen Mauern wohl erzählen? Welche Schrecken und Grausamkeiten hatten sie nicht miterlebt?

Die Bilder der Vergangenheit ließen mich innerlich erschauern; ich blickte unkontrolliert hin und her. Doch zweifellos war die Legende furchterregender als die Realität. Kein Laut, kein Schrei; alles war normal, still und geordnet. Es gab keinen Lärm außer unserem eigenen. Die Wachen bewegten sich, ohne dass man ihre Schritte hörte. Kein Lebenshauch drang in die verschlossenen Zellen; sie schienen leer oder voller Leichen zu sein.

Nur zwei- oder dreimal glaubte ich, Husten hinter den Türen zu hören. Ansonsten hörte ich nur meine eigenen Schritte und die von Gabriel sowie natürlich das Schlüsselklimper der Person vor uns.

Wir bogen rechts in eine Seitengalerie ein; dann stiegen wir weitere Treppen hinunter und durchquerten einen weiteren Zellengang. Wir erreichten eine Art Rotunde. Der Wärter bedeutete uns, dort zu warten. Gabriel ging auf ihn zu und sagte etwas zu ihm. Der Gefängniswärter ging weg, und Gabriel wandte sich wieder mir zu. Die Luft schien schwerer und stickiger, und ihr charakteristischer Geruch intensiver.

Gabriel bot mir wortlos eine Zigarette an, die ich jedoch ablehnte. Er rauchte schnell, als wolle er mit jedem Zug die Luft verbrennen.

Mir schien, der Wärter bräuchte noch eine Weile, also ging ich ein paar Schritte, doch etwas zerriss die Friedhofsstille. Ein Geräusch drang aus der Ferne; es klang wie das leise, ferne Traben von Pferden ... Ich dachte, es kribbelte in meinen Ohren oder war eine Einbildung; aber nein, mir war klar, dass es weder ein Phänomen noch eine Illusion war; das Geräusch wurde lauter, kam näher, ich würde fast sagen, es hatte einen Rhythmus ... Ich wich zurück und ging zu Gabriel. Ich hatte Angst; ich muss ihn mit entsetzten Augen angesehen haben; aber er bemerkte mich nicht einmal. Er war wachsam, sein Blick in die Ferne gerichtet, dort am Ende des Ganges; er sah aus wie ein Schakal, der seine Beute wittert, die Nüstern zuckten ... und das Geräusch wurde von Minute zu Minute lauter. Schließlich erschien dort, am Ende des Ganges, eine Gruppe. Dieses seltsame Trommeln wurde lauter; es war ein Geräusch wie Schienbeine, die auf Schädel schlugen; eindringlich, trocken, in einem bestimmten Akkord. Die anschwellende Symphonie war makaber, feierlich und, ich würde sogar sagen, heroisch. Aber was war die Ursache dafür?... Die Gruppe näherte sich, das war schon erkennbar: Es waren vier Männer, drei vorne und einer hinten; dieses unheilvolle Geräusch begleitete sie, und mit ihrer Nähe verstärkte es sich und trieb ihren Schritt voran; jede Zellentür war wie ein Trommelschlag.

Als die Gruppe einige Meter zurückgelegt hatte und stehen blieb, erreichte der Trommelwirbel seine volle Intensität; doch ich konnte ihn analysieren. Von den ersten drei Männern war der in der Mitte von durchschnittlicher Größe, etwas größer als ich und etwas kleiner als Gabriel. Er trug eine Art abgetragenes Pyjamaoberteil und Militärhosen, aber keine hohen Stiefel; sein Schuhwerk war grob; doch seine würdevolle, aufrechte Haltung und sein Blick verrieten Qualitäten. Das trockene Trommeln mit seinem Rhythmus und der sich wiederholenden Melodie verlieh ihm Kraft und Würde. Selbst ohne Uniform und in seiner etwas lächerlichen Kleidung war der Militärmann noch erkennbar. Als sich ihre Blicke trafen, hob er sein spitzes Kinn in einer sehr persönlichen Geste, und sein Ausdruck erinnerte mich an eine Bemerkung, die Lydja über Tuchatschewski gemacht hatte. Ich schloss daraus, dass er der Marschall sein musste. Er und Gabriel hielten den Blickkontakt. In Gabriels Profil las ich all seinen grimmigen Hass; seine Nasenflügel waren geweitet; Seine Lippen waren fest zusammengepresst, und sein geschwollener Kaumuskel zitterte. Es ging alles sehr schnell. Gabriel machte Platz, als der hinter ihm eingetroffene Wärter eine schwere Tür öffnete, und der Marschall schritt an uns vorbei, flankiert von zwei kleinen, kahlköpfigen Männern, die Chinesen oder Mongolen gewesen sein mussten. Als er vorbeiging, sah ich, wie Tuchatschewski die Brust herausstreckte und mit festem, entschlossenem Fuß die Stufe betrat; der Trommelwirbel ertönte weiter, wie immer. Gabriel folgte ihnen zwei Schritte, und ich folgte ihm.

Als ich die schwere Tür passiert hatte, schloss der Wärter sie hinter mir. Der Lärm, der mich überwältigt hatte, verstummte zu einem Flüstern; ich fühlte mich von diesem bedrückenden Rhythmus befreit. Ich bewegte mich ein wenig nach rechts zu Gabriel und konnte sehen, wo wir waren. Es war eine gewölbte Galerie ohne Seitentüren, die alle fünf oder sechs Meter mit Lampen in wechselnder Intensität beleuchtet wurde. Ich blickte sofort zu Tuchatschewski, den ich von hinten und leicht im Profil sah; die beiden Mongolen hielten nun jeweils einen seiner Arme fest und beugten sie hinter seinem Rücken. Ich spürte kalten Schweiß auf meiner Stirn; ich zitterte, als hätte mich plötzlich Fieber befallen, als ich sah, wie Gabriel sich aus seinem Griff befreite.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Unter seiner linken Achselhöhle befand sich eine große, schwarze Pistole...

Meine Sicht verschwamm, als ob sich die Galerie mit Nebel füllte ... Ich hörte eine dumpfe, trockene Stimme, und die Gruppe von vier Männern setzte sich in Bewegung; ich ging ebenfalls vorwärts. Und bei einer weiteren Stimme blieben sie stehen; ich wollte meinen Blick fixieren und sehen; aber ich glaubte, eine Stimme – ich weiß nicht, wem sie gehörte – scharf, dumpf und rau zu sagen: „Lidja.“

Eine Explosion hat mein Trommelfell zerrissen.

Ich dachte, es sei vorbei, und öffnete die Augen. Nein; die vier marschierten wieder. Ein eiskalter Schauer durchfuhr mich, und ich spürte eine große Angst. Ich sprang vor und wollte gerade fallen.

Neuer Halt. Und jetzt hörte ich deutlich, dass es Gabriel war, der diesen Namen aussprach: —Lidya.

Und ich sah, wie er, während er dies sagte, seine Pistole an den Nacken des Marshals ansetzte und abdrückte.

Ich war taub und mein Gehirn war träge, meine ganze geringe Lebenskraft konzentrierte sich im

Ich schaute hin, aber ich fragte mich: Warum ist der Marshal nicht gestorben?

Ich hatte bereits zwei Schüsse gehört und konnte immer noch marschieren...; in meinem benebelten Zustand schien ich unsterblich. Wir

blieben erneut stehen. Die Stimme wiederholte sich: —

Lidja.

Der Marschall blieb nicht so fest stehen wie beim vorherigen Mal, und ich glaubte, ein Knacken in dem Arm zu hören, den der Mongole festhielt.

Gabriel feuerte ein drittes Mal; jetzt sah ich es deutlich: Er stützte die Pistole schräg an seinen Nacken, und die Kugel hätte das Gewebe nur streifen dürfen; ich sah dort Blut.

Nur noch wenige Meter bis zur nächsten Haltestelle.

„Lidja“, wiederholte er und schoss.

Der Marschall gab nach wie ein Lappen; er fiel aber nicht. Mit einem Knacken in ihren Armen hielten ihn die Mongolen fest. Ich dachte, er sei tot.

Doch nein, Gabriel stieß einen weiteren gutturalen Schrei aus, und die Mongolen rückten vor und schleppten den Marschall, der beinahe zusammengebrochen war, über sich zusammen. Sein körperlicher und seelischer Widerstand war gebrochen, und ich bemerkte, dass er nicht einmal mehr seinen Stuhlgang kontrollieren konnte.

Entsetzt sah ich einen roten Fleck auf dem Boden, der sich über eine große Fläche erstreckte. Wir traten bereits darauf. Es fühlte sich an, als würden meine Füße auf etwas Zähflüssigem und Fettigem ausrutschen, und manchmal, als würden sich Nägel in meine Schuhsohlen bohren, die ich nicht entfernen konnte. Ein Schauer des Ekels und der Angst ergriff mich, als ich begriff, was es war; zweifellos trat ich auf Blut, Hirnmasse und Schädelknochenfragmente...

Auf dem Blut, das unter unseren Füßen glänzte, konnte der Marshal nicht mehr stehen.

—Lidya!

Und Gabriel feuerte einen letzten Schuss ab.

Der Marschall zuckte fast nach vorn und stürzte zu Boden. Die Mongolen hielten ihn fest, zogen ihn zurück, und er fiel leblos auf den Rücken. Blut strömte aus einer klaffenden Wunde an seiner Stirn und bedeckte ein Auge und einen Teil seines Gesichts.

Ich wich zurück und stützte mich mit der Hand an der Wand ab; ich spürte, wie der Boden unter mir nachgab. Füße und Wände wankten, als ob ein stilles Erdbeben stattgefunden hätte.

Gabriel, der die heiße Pistole noch immer in der rechten Hand hielt, machte zwei Schritte, um sich umzudrehen, und Er blickte auf den Marschall zu seinen Füßen und verharrte dort, still, starr, mit einem obsessiven Blick...

Die beiden Mongolen kamen zusammen; einer von ihnen ging in die Hocke und schob mit todernter Miene seinen Zeigefinger in den linken Mundwinkel des Marschalls, zog leicht daran, und der Haken seines Fingers dehnte und verdrehte den Mund des Leichnams, und ein gelber Schimmer von mehreren Goldzähnen drang zu mir herüber... Der Mongole wandte seinen Kopf seinem Begleiter zu, ohne aufzuhören, seine Zähne zu zeigen; ihre Blicke trafen sich mit stummer Einsicht, und ich glaubte sogar, in den Schlitzten ihrer winzigen Augen ein kleines Aufblitzen eines Lachens zu erkennen.

Ich sah Gabriel erneut an. Ich weiß nicht, was ihn geritten hatte, denn ich sah, wie sein Körper zitterte, als ob er einen Stromschlag bekäme. Vielleicht glaubte er in dem mentalen Sturm, der in seinem Kopf tobte, Tuchatschewski würde seinen Mund zu einer höhnischen Grimasse verziehen ...

Er hielt die Pistole mit beiden Händen und feuerte schnell und ununterbrochen alle Kugeln ab, die er auftreiben konnte. Er hatte noch einige Patronen im Magazin, die er gegen den leblosen Körper des Marschalls einsetzte.

Er drehte sich wie ein Automat um und marschierte auf den Ausgang der Galerie zu. Er ging sehr schnell; ich folgte ihm so gut ich konnte. Als wir die Tür erreichten, wagte ich es, den Kopf zu drehen, und da sah ich die beiden Mongolen, die sich über die Leiche beugten. Sie sahen für mich aus wie zwei widerliche Hyänen.

Der Gefängniswärter erwartete uns an der Tür und rauchte teilnahmslos seine Pfeife. Gabriel

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Er blieb nicht stehen, sondern ging zügig weiter, und ich holte ihn keuchend ein. Hinter ihm kam der Mann mit den Schlüsseln, dessen Geräusch mich nun zu verfolgen schien. Ich fühlte mich, als würden meine Sinne getrübt. Ich glaubte, wieder das ferne Trommeln der Trauertrommel zu hören, die die Gefangenen zu Ehren des Gefangenen Tuchatschewski spielten. Doch wie schon beim ersten Mal wurde es lauter und kam näher, gewann an Präzision und Intensität; es war wie ein Albtraum, der sich beim Erwachen wiederholte. Aber ich litt nicht unter einer Einbildung. Gerade als wir um die Ecke der Galerie bogen, wären wir beinahe mit einer Gruppe Männer zusammengestoßen, die uns entgegenkamen; sie gingen in dieselbe Richtung wie wir. Auch sie waren zu fünf; drei vorn und zwei hinter uns. Das Gesicht des Mannes in der Mitte war das eines Toten. Er hatte einen vagen, stumpfen, unvergesslichen Ausdruck.

Der makabre Marsch spiegelte sich in ihrem Gesicht wider, eindringlich, monoton, ewig.

Er zollte ihm Respekt und wollte ihm angesichts des Todes Mut einflößen.

Ich erinnere mich an all das, als wäre es meine eigene Fantasie, ein beschlagener Spiegel; alles ist verschwommen, ungenau, und wenn ich versuche, seinen Kern zu erfassen und zu bestimmen, bewegt es sich, als würde es eine Nebelwelle wahrnehmen.

Ich weiß nicht, wie ich mit Gabriel in diesem Büro gelandet bin, wo auch andere Männer waren. Jemand fragte mich nach meinem Namen und ein paar persönlichen Daten; dann reichte man mir einen Zettel, den ich nicht las. „Unterschreiben Sie“, sagte der Mann, der mir gegenüber am Tisch saß, und ich unterschrieb mit zitternder Hand.

Ich befand mich plötzlich auf der Straße. Wir gingen ein Stück und stiegen ins Auto; wieder wurden wir, wie schon bei unserer Ankunft, angehalten und kontrolliert; schließlich fuhren wir durch die menschenleeren Straßen Moskaus. Hin und wieder glaubte ich, Soldatenpatrouillen zu sehen.

Erst als ich mich mitten auf einem Feld wiederfand, kehrte meine normale Sinneswahrnehmung zurück. Schatten zu beiden Seiten und noch mehr hinter mir. Vor mir die gelbe Straße, von Scheinwerfern erleuchtet. Reine Luft streichelte mein Gesicht und erfrischte mich. Oben, am klaren Himmel, leuchteten die Sterne heller denn je. Das Leben existierte; das Leben ging weiter...

Gabriel neben mir, still, regungslos, unberührt von Erde und Himmel, musste gelitten haben wie eine verdammte Seele in der Hölle. Ich wagte es nicht einmal, ihn anzusehen; ich sah ihn nicht mehr als Menschen, seine Gestalt war mir nun dämonisch. Selbst im Augenblick der Rache und des Tötens sah ich in ihm eine solche Traurigkeit und Verzweiflung, dass sie mich, mehr als Entsetzen, mit unendlichem Mitleid erfüllte. Ich sah ihn als einen verzweiferten Dämon, der im Genuss des Bösen sein Gutes zu finden suchte.

Ohne dass ich es merkte – ich hatte jedes Zeit- und Raumgefühl verloren – kamen wir am Haus an. Wir gingen hinein; Gabriel sah mir direkt in die Augen, und mein Gesicht muss die Qualen der vergangenen Nacht deutlich verraten haben, denn er führte mich in sein Arbeitszimmer und reichte mir ein Glas bis zum Rand mit Cognac gefüllt. Er trank mit, sagte aber nichts, als ob ihm die Worte im Halse stecken blieben. Durch die Wirkung des Alkohols bemerkte ich, dass Gabriel versuchte, mit mir zu sprechen; er brachte kein Wort heraus und drehte mir den Rücken zu. Mechanisch startete er ins Leere, zündete sich eine Zigarette an und ging einige Minuten schweigend auf und ab. Schließlich, nachdem er einen Moment vor mir gestanden hatte, brachte er mit großer Mühe hervor: „Doktor, Sie können schlafen gehen ... und danke.“

Ich rappelte mich mühsam auf, meine Beine waren wie Fetzen, und als ich stand, trafen sich unsere Blicke, und ich sah wieder etwas Menschliches in seinen dunklen Augen ... Mitleid, ein unerwarteter Impuls, ich weiß nicht, trieb mich zu dieser unbesonnenen Handlung. Ich packte ihn an beiden Schultern und drückte ihn fest an mich; ich sah ihm in die Augen und sagte ihm von Angesicht zu Angesicht: „Wisse, Gabriel, dass Lydia als Jungfrau starb, so wie ihre Mutter sie geboren hatte. Merke dir das.“

Ich sah etwas Übermenschliches tief in ihren dunklen Pupillen. Es war wie ein Blitz hellen, freudigen Lichts ... Ihre Stirn runzelte sich, und ihre Hände umklammerten meine Arme fest, was mir Schmerzen bereitete ...

Er sagte nichts; er trat zurück, ohne den Blick von mir abzuwenden, und drehte sich dann um. Er riss die Tür auf und, mit geballten Fäusten innehaltend, beschwor er, ein Bolschewik, Gott an, ich glaube auf Spanisch. Aber ich bin sicher, er hat nicht gelästert.

Und er wandte mir sein Gesicht zu, umklammerte den Türrahmen und rief nun auf Russisch aus: „Sie hat nicht aufgegeben!...“

Ja, bei dem, wer sie war, unmöglich... Und ich, ein Ungeheuer, habe es geglaubt!... Nein, ich habe sie nicht verdient!...“

Er sagte nichts mehr zu mir, ging zur Haustür, man öffnete sie ihm, und ich sah ihn in der Schwärze der Nacht verschwinden. Seine Silhouette löste sich auf. Und wo sein Schatten mit dem Schatten verschmolz, leuchtete der Morgenstern und kündigte einen neuen Tag an.

XXXI

KONTROVERSE

Mein Leben war einzigartig; ich verbrachte die meiste Zeit wie ein Gefangener, ohne jeglichen Kontakt zur Außenwelt – ein Gefangener, der innerhalb der Mauern des Hauslabors Freiheit genoss und dort gastronomische Privilegien und Annehmlichkeiten in Anspruch nahm, die weit über denen der sowjetischen Arbeiterklasse lagen. Meinen Berichten zufolge entsprach mein Lebensstandard dem eines hochrangigen Beamten des Sowjet der Volkskommissare. Ich weiß nicht, wie das möglich war, da ich mir der bürokratischen Hürden und Hindernisse sehr wohl bewusst war, die selbst die höchsten Beamten überwinden mussten, um viele der Dinge zu erhalten, die ich uneingeschränkt und mühelos genoss. Zweifellos hatte der NKWD dem Labor schon lange eine Art extraterritoriale Privileg gewährt und es großzügig ausgestattet. Dies ließ mich erahnen, welche wichtige Rolle es bei den Polizeieinsätzen der UdSSR spielen würde. Die Einrichtung dieses Labors muss Jagodas Initiative gewesen sein. Ich hatte es schon geahnt, denn dieser ehemalige Kommissar hatte vor der Revolution in einem bescheidenen Drogenlager gearbeitet, und seine erste Tätigkeit muss ihn dazu inspiriert haben, Chemie und Pharmakologie, vielleicht sogar die Medizin, als Waffe der Polizei einzusetzen. Als Waffe der Polizei und, wie ich selbst erfahren habe, auch als Waffe der Folter und des Mordes. Ich werde meinen Vorgänger Levin, den ich hier kennengelernt habe, und seine sadistischen Foltertheorien nie vergessen. Was ist eigentlich aus diesem seltsamen Kerl geworden? Sein Verschwinden ließ mich nicht gerade optimistisch in die Zukunft blicken. Er muss ein enger Freund von Jagoda gewesen sein, *und* soweit ich das beurteilen konnte, schien der ehemalige und gefürchtete Chef des NKWD weder eine beneidenswerte Gegenwart noch eine rosige Zukunft vor sich zu haben.

Doch meine Fantasie ist mit mir durchgegangen, auf der Jagd nach den Gespenstern – sind es *jetzt* nur noch gespenstische Erscheinungen? – von Levin und Jagoda; ich wollte noch einmal sagen, dass mein Leben einzigartig war, denn als wahrer Gefangener öffneten sich plötzlich die Mauern, die mein Leben mit ihrem strengen Raster umgaben, wie der Vorhang einer gigantischen Bühne, und ich wurde von einer unsichtbaren Feder wie eine Marionette *auf* die Bühne geschleudert, wo sich das grausame Drama des Schreckens entfaltete. *Ich* vollführte meine tragische Pirouette, wie es meine Rolle verlangte, und ohne Übergang, als hätte mich eine mechanische Vorrichtung plötzlich zurückgezogen, kehrte ich in die Dunkelheit dieses Gefängnisses zurück. Doch das Drama musste weitergehen, auch wenn mich weder ein Echo noch ein Schmerzensschrei erreichte. Ich sagte, das Drama müsse weitergehen; und so war es auch. *Die Prawda* erreichte mich nur unregelmäßig, und in einer Ausgabe, drei Tage nachdem ich Tuchatschewskis Hinrichtung miterlebt hatte, las ich von der Verhaftung Tuchatschewskis, Primakows, Jakirs, Feldmanns, Uborewitschs, Putnas, Korks und Endemans. *Die Prawda* des folgenden Tages berichtete von der Hinrichtung von acht Generälen.

„Was würde wohl aus Gamarnik werden?“, dachte ich, als ich die Liste der Leichen las. „Er könnte selbst als Leiche noch stellvertretender Volkskommissar für Verteidigung sein, genau wie sein Kollege Marschall Tuchatschewski. Was für ein schönes Leben, selbst für die Mächtigen in der Sowjetunion!“

Was die „offizielle Wahrheit“ betrifft, so war sie, nach dem, was ich aus den Aussagen entnehmen konnte, reine Illusion. Erschießungskommando, Kriegsgericht, juristische Formalitäten ... Nach dem, was ich gesehen habe, und dem Datum muss das alles erfunden gewesen sein. Tuchatschewski, falls tatsächlich ein Tribunal gebildet wurde, muss, *sofern er überhaupt* einen besaß, in einem Sarg verurteilt worden sein.

Das war alles, was ich über die Ereignisse in Erfahrung bringen konnte, an denen ich einst so aktiv beteiligt gewesen war. Bis Mitte Juli wusste ich nichts Weiteres. Ich blieb allein, ohne jeglichen Kontakt zur Außenwelt.

So war es, zum Glück für meine Nerven. Hätte ich mit der gleichen Intensität und im gleichen Tempo wie in den letzten Tagen weitergearbeitet, hätte ich es nicht geschafft. Ich war allein, hatte absolut nichts zu tun und wusste nichts. Diese Zeit wirkte wunderbar beruhigend auf mein Nervensystem. Außerdem spürte ich die Sonne, die bereits prächtig *und* hell schien, und ihre wohlthuende Wirkung.

Es war der Abend eines sehr heißen Tages, als ich ein Auto bremsen hörte. Hastig versteckte ich mein Notizbuch, denn ich schrieb gerade darin. „Wer würde nach so vielen Tagen noch kommen?“, dachte ich.

Jemand eilte die Treppe hinauf. Seltsamerweise klopfte es an der Tür; Anklopfen vor dem Betreten war in der sowjetischen Erziehung keine weit verbreitete Etiketteregel; üblicherweise betrat der Besucher leise den Raum und musterte ihn, um den Angerufenen zu überraschen.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Ich öffnete die Tür und da stand Gabriel und wartete darauf, dass ich ihn frei passieren ließ.

—Guten Morgen, Doktor; störe ich Sie?...

—Nein, überhaupt nicht.

—Arbeiten Sie und langweilen sich dabei, Doktor?

—Ich arbeite nicht viel; bei der Hitze zieht es mich ans Meer oder in die Berge. Manchmal langweile ich mich schon ein bisschen...

—Haben Sie Lust auf etwas Bewegung?...

„Es kommt darauf an; ich wäre lieber im Kerker, als mich selbst zu sehen...“ – und ich schnitt mir eine Sommersprosse ab, erstaunt über meine eigene Dreistigkeit.

—Ja, er sieht lieber kein Blut. Stimmt das, Doktor?...

—In der Tat.

Ich sah Gabriel an, als er mir antwortete. Er war sonnengebräunt, zweifellos von der Sonne am Meer. Ich konnte nicht erkennen, ob er blass war. Sein Gesichtsausdruck war nun einfach nur ernst. Er lächelte kein einziges Mal; sein Blick, starr und durchdringend, schien unfähig zu Freude.

—Ich stimme Ihnen zu, wenn es das Blut eines geliebten Menschen ist...; aber wenn es das Blut eines Feindes ist...

—Es ekelt mich auch an...

—Aber haben Sie irgendwelche Feinde?...

—Ich?...—Ich zögerte.

—Nein, Doktor, Sie haben keine Feinde. Nicht, weil es keinen Grund gäbe, welche zu haben – Ihre persönliche und familiäre Situation allein genügt... Aber der Grund ist nicht das Entscheidende, wenn man von Natur aus kein fähiges Subjekt oder Objekt ist...

—Ich verstehe das nicht ganz.

—Ja, es ist verständlich, dass Sie es nicht verstehen. Ich wollte Ihnen sagen, dass es keinen Feind gibt, wenn man nicht die subjektive Fähigkeit besitzt, wie ein Feind gegen den Feind zu reagieren, so gefährlich und pervers dieser Feind auch sein mag; und umgekehrt: Wenn man nicht die Fähigkeit besitzt, die Existenz und das dauerhafte Wirken des Feindes hervorzurufen, gibt es ebenfalls keinen Feind. Der angeborene Feind, abgesehen vom subjektiven und objektiven Zustand, ist sehr selten; er tritt nur wenige Male auf.

—Jetzt verstehe ich. Es liegt daran, dass ich von Natur aus unfähig bin, gehasst zu werden und zu hassen.

—Genau.

—Im Grunde genommen läuft das Problem doch auf einen Mangel an einer Dimension der Persönlichkeit hinaus, nicht wahr?

—Und tatsächlich — stimmte er zu.

—Glaub mir, Gabriel; ich beklage mich nicht und fühle mich auch nicht gedemütigt deswegen, dass ich nur einen Arm habe...

—Ich verstehe das vollkommen, Doktor; angesichts Ihrer Ausbildung ist das alles logisch und selbstverständlich für Sie.

Sein verständnisvoller Tonfall ermutigte mich, und ich diskutierte mit ihm:

—Ihr alle spricht von Ausbildung. Vom Äußeren. Der einzige Zwang scheint außerhalb von uns zu liegen, uns mit seinen Scheren zu packen, als wären wir arme Käfer, um uns unseren Willen und unsere Gedanken, unsere Gefühle und Handlungen aufzuzwingen. Für mich gibt es etwas Vorheriges und Übergeordnetes, Entscheidenderes und Fundamentales.

„Was?“, fragte er ohne jede Spur von Neugier.

—Freiheit.

—Ah!... Freiheit. Ihre romantische Erziehung, Doktor. Ja, es war ein Gefühl, eine Phase der Revolution; notwendig, aber heute überholt...

—Nein, tut mir leid; wir sprechen zwei verschiedene Sprachen, obwohl wir uns in derselben Sprache ausdrücken. —Ein großes Paradoxon, Doktor.

—Kann ich Sie inoffiziell ansprechen?...

Selbstverständlich, Doktor.

—Selbst wenn ich gewisse Ketzereien begehe?... Marxistische Ketzereien natürlich...

Solange es sich nicht um persönliche Ketzereien handelt, dürfen Sie sprechen, Doktor. Es ist nicht leicht für einen NKWD-Mann wie mich, bürgerliche Dialektik innerhalb der UdSSR zu praktizieren, und glauben Sie mir, sie erweist sich als nützlich, wenn ich westlichen Boden betreten muss. Sprechen Sie mit voller Aufrichtigkeit, Doktor; ich bitte Sie inständig.

Ich hatte das Gefühl, dass Gabriel mit mir sprach, ohne krampfhaft eine Verbindung herstellen zu wollen, und das gab mir Selbstvertrauen.

„Wie ich schon sagte, Gabriel, sprechen wir zwei verschiedene Sprachen mit identischem Lautsystem. Lass mich das erklären. In der biblischen Geschichte vom Turmbau zu Babel konnten die Menschen einander nicht mehr verstehen, weil sie zur Strafe gezwungen wurden, ein und dasselbe mit verschiedenen Worten auszudrücken.“

Heute geschieht dasselbe mit den Männern, nur umgekehrt: Mit demselben Wort drücken sie unterschiedliche Ideen aus. Natürlich können sie sich auch nicht verstehen. Und so ist es auch bei uns.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

—Ich höre Ihnen mit Neugier zu.

—Wir sprachen beide dasselbe Wort aus, Freiheit, mit identischer Phonetik, aber jeder von uns drückte eine andere Idee aus; mehr noch, eine gegensätzliche.

—Erklären Sie mir Ihre Beweggründe, Doktor; ich möchte unbedingt wissen, wohin Sie gehen.

—Für Sie ist Freiheit etwas Historisches, Politisches; etwas, das der Mensch sich mit Mühe und Blut erarbeitet hat, nicht wahr?...

—In der Tat; es ist eine Periode, ein Zustand der Evolution der Massen in ihrem ständigen Fortschritt.

—Laut Darwin und Marx; stimmt das nicht?

—Sie waren es, die sich auf diese Weise ausdrückten, jeder in seinem eigenen Bereich.

Ist das nicht so?

—Gewähre mir, Gabriel, nur das Recht, mich auf die Dogmen deiner eigenen Dialektik zu stützen.

—Dogmen?... Glaubst du daran?...

—Dogmen, ja; obwohl, wie gesagt, dasselbe Wort unterschiedliche Bedeutungen hat. Dogmen, Gabriel ... und ich möchte dir sagen, dass ihre Reinheit von einer gewaltigen Inquisition verteidigt wurde ...; du weißt, welche ich meine.

—Wir haben vereinbart, dass Sie keine persönlichen Ketzereien äußern dürfen...

—Es stimmt, ich habe einen Fehler gemacht ... Ich werde es nicht wieder tun. Das Dogma der Evolution – genauer gesagt der Evolutions-Revolution – kann nicht leugnen, dass es ein Dogma ist; seine Immanenz, Realität, Wahrheit ... und Ewigkeit sind ein absoluter Glaube.

—Glaube?... Wenn es rational ist, ist es kein Glaube.

—Gewähre mir wenigstens Vertrauen in die Vernunft. Vertrauen in ihre Dialektik; genau genommen in ihre Dialektik, die den Materialismus, die Materie, zu einem bestimmenden und unbestimmten Gott macht...

—Metaphysik, Doktor; bloße Metaphysik.

—Nicht meine; ich definiere Ihnen lediglich eine Realität; die marxistische Realität...

—Welches genau?...

—Diejenige, die Sie akzeptieren und von der Sie auch andere überzeugen, ist, dass Evolution und Revolution ein rein dialektischer Prozess sind. Um dies dialektisch zu beweisen, müssten Sie die Unfehlbarkeit der Vernunft nachweisen, um der Evolution Unfehlbarkeit zuzuschreiben... Geben Sie es zu, sonst verfallen Sie in einen Widerspruch.

—Definiere es.

Es geht um das Verhältnis von Vernunft und Evolution. Bestimmt die Vernunft die Evolution oder bestimmt die Evolution die Vernunft? Wenn die Evolution die Vernunft bestimmt, dann ist die Vernunft nicht dialektisch; was bestimmt, kann nicht gleichzeitig bestimmt werden. Wenn die Vernunft die Evolution bestimmt, dann ist die Evolution nicht total und universell; die Vernunft bleibt unabhängig. Wenn es Evolution gibt, gibt es keine Vernunft, und wenn es Vernunft gibt, gibt es keine Evolution.

—Es gibt eine universelle Dialektik, die alle Phänomene bestimmt.

—Vorausgesetzt natürlich, dass dialektisches Denken kein Phänomen ist.

—Wenn Sie so wollen, Protophänomen.

—Metaphysik. Man tappt immer wieder in die Falle dieser verhassten Metaphysik, wenn man versucht, Gegensätze zu vereinen, egal wie sehr man sich auch bemüht. Man gelangt zum ersten bestimmenden Faktor, Vernunft oder Evolution, je nachdem, was man bevorzugt, aber eines von beiden muss absolut sein...

—Ich möchte dir lieber zuhören, als mit dir zu streiten. Deine Argumentation ist recht prägnant; denn deine Sophistik bleibt unbemerkt... Was hast du in deiner alten Logik gesagt?... Ah! Ja, „ein Zirkelschluss“. In deinen Argumenten steckt ein Zirkelschluss, keine Sophistik, selbst wenn es eine sophistische ist...

—Welche Bitte?...— fragte ich.

—Diejenige über das Absolute.

—Nein, ganz und gar nicht. Ich spiele nicht mit dem Gedanken; ich leite es einfach aus der Realität ab, aus der praktischen Unfehlbarkeit und Unveränderlichkeit – verkündet und auferlegt – des dialektischen Absolutismus... Diese Dialektik – Gott, allmächtig, gerecht, Anfang und Ende aller Dinge..., sehen Sie nicht, wie gut all die Attribute, die der Göttlichkeit von allen Religionen zugeschrieben werden, zu ihr passen?

—Alle, Doktor?...

—Ich denke schon, alle zusammen...

—Darf ich Sie korrigieren?... Meiner Erinnerung nach, als ich noch Christ war, hatte Gott noch eine weitere Eigenschaft, die Sie nicht erwähnt haben.

„Welcher denn, Gabriel?“ , fragte ich verwirrt.

—Ihre Haupteigenschaft: Liebe.

Das Wort ließ mich wie betäubt zurück, so unerwartet war es. Wohin wollte es denn führen?

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Zu meinem größten Erstaunen wiederholte

er: „Liebe, ist es nicht genau das?... Ist die Inkarnation Gottes, Christus, nicht die Liebe zu den Christen?“

—Ja, du sprichst die Wahrheit. Nur die Liebe erweist sich als wirksamer Grund dafür, dass ein Gott Mensch wird und für die Erlösung stirbt; ja, die Liebe...

„Liebe zum Menschen?“, fragte er und musterte mich wie ein Inquisitor.

—Den Männern — bestätigte ich.

Ich wünschte, ich wäre ein großer Maler; in diesem Augenblick sah ich etwas so Unaussprechliches in Gabriels Gesicht, dass nur die Farbe es genau wiedergeben konnte. Ich würde sagen, es war ein frustriertes Lachen, als ob seine Gesichtsmuskeln, nachdem sie den Befehl seiner Nerven erhalten hatten, nicht hätten gehorchen können und ein heftiger, augenblicklicher Schmerz sie durchbohrt hätte. Weder Schmerz noch Lachen konnten sein erstarrtes Gesicht bewegen, und nur aus seinen Augen strahlte etwas wie Lachen, Blasphemie und Fluch zugleich hervor... So sah ich ihn, wie den flüchtigen Funken eines harten, verwundeten Feuersteins... und ich fragte mich, ob Gabriel vielleicht ein Atheist war; ob er nur an Gott glaubte, um ihn hassen zu können.

„Liebe zur Menschheit?“, wiederholte er. „Warum hat Gott uns dann, obwohl er Liebe zur Menschheit empfindet, zu abscheulichen Bestien des Hasses und des Blutes gemacht? ... Was ist die Antwort darauf?“

Ich zuckte zusammen, nicht so sehr wegen der Überraschung, die es in mir auslöste, sondern wegen der Entschlossenheit und der zurückhaltenden Heftigkeit, mit der sie die Worte aussprach, und nicht wegen der Worte selbst.

„Ich sage es dir noch einmal, Gabriel“, erwiderte ich sanft, „wir sprechen zwei verschiedene Sprachen. Gott hat uns erschaffen, aber er hat uns nicht so geschaffen, wie wir sind; denn jeder Mensch ist nur so, wie er sein will...“

—Ist euer Gott nicht allmächtig?...

—Absolut, ja.

—Warum hat er die Dinge dann nicht so gemacht, wie er es wollte und hätte tun sollen?

—Er hat uns so erschaffen, wie er es wollte und wie er es hätte wollen sollen, im Tierreich, und er hat uns so erschaffen, wie er es wollte und wie er es hätte erschaffen sollen, im Transzendentalen, im spirituellen Bereich.

—Uns hat es endlos wehgetan, einander zu lieben... ihre Liebe ist schon eine seltsame Art!... nicht wahr?...

—Einfach ausgedrückt, Gabriel, er hat uns zu Wesen mit Freiheit erschaffen...

—Die Freiheit zu töten, einander zu hassen?...

—Nein; Freiheit nur für eines: die Freiheit zu lieben.

—Aber haben wir getötet?...

—Ja, wir nutzen die Freiheit zum Töten.

—Dann verdammt sei die göttliche Freiheit, die tötet.

—Gesegnet sei die Freiheit, die liebt.

—Wir müssen Ihre Schöpfung korrigieren, Doktor; wir müssen die Schöpfung korrigieren und eine Welt erschaffen, in der es keine Freiheit für das Böse gibt.

—Ja, tu es... Du versuchst es ja schon; aber du versuchst es, indem du hasst und tötest wie nie zuvor.

—Das Unternehmen hat es verdient... In Ihrer Sprache, Doktor, klingt unser Unternehmen nicht ein bisschen wie Gottes Firma?

—Von Gott?... Gabriel, lästere nicht. Es gibt ein anderes Wesen in der Schöpfung, dessen Unterfangen mir viel ähnlicher erscheint als deines...

—Welchen, Doktor?...

—Wird sie nicht wütend auf mich sein?...

—Nein, natürlich nicht; sprich.

—Der Teufel...

—Eine tolle Erfindung für Kinder und alte Damen!... Sprechen Sie mit etwas Ernsthaftigkeit...

—Wenn ich es ernst meine, glaubt mir. Die literarische Schöpfung ist grotesk; die gesamte literarische Dämonologie hat es nicht geschafft, eine so gewaltige und übermenschliche Gestalt zu schildern. Er wollte auch die Schöpfung korrigieren; seine Rebellion gegen Gott zielte darauf ab, dieselbe Vollkommenheit zu erreichen, die er an seinem Schöpfer sah und beneidete: die Unfähigkeit zum Bösen... Auch ihr setzt den verzweifelten Versuch fort und stürzt euch, wie Danton es wünschte, in den Angriff auf den Himmel.

—Die Rebellion der Engel und unsere – die eine Mythos, die andere Realität – sind gerecht und notwendig; sie besitzen höchste Bedeutung; in Ihrer Sprache, Doktor, würde ich sie heilig nennen... Nichts kann heiliger sein, als den Menschen für das Böse unfähig zu machen.

—Und wie?... Indem man sein Wesen verwandelt?... Das ist nur möglich, indem man den Menschen entweder zu einem Tier oder zu einem Gott macht.

—Man sollte zumindest anerkennen, dass sowohl die mythische satanische Rebellion als auch unsere eigene eine tragische Schönheit besitzen; selbst wenn man bei dem Versuch, das Unmögliche möglich zu machen, scheitert, ist der verzweifelte Kampf eine Heldentat.

—Ja, es ist tragisch, aber nicht schön; Schönheit ist mit dem Absurden unvereinbar. Um das zu verwandeln

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Das Wesen des Menschen besteht darin, sein eigenes Selbst zu töten; beachte, das Erste ist das Töten; nicht nur das physische Leben, sondern das unsterbliche Selbst. Jenes Selbst, das weder du noch ich noch irgendjemand aufgeben will, kann oder will. Es ist in seiner Wirklichkeit so unvorstellbar, dass nur diese falsche Sprache die Möglichkeit vortäuschen kann, es sich vorzustellen, indem sie den Trick der Objektivierung des Subjektiven anwendet und die Illusion des toten Selbst erschafft, als ließe sich das Nichts *darstellen*.

Niemand kann sich wünschen oder vorstellen, jemand anderes zu sein. Man mag sich wünschen, ein Stalin zu sein, oder es sich sogar vorstellen; aber tatsächlich einer zu sein. Sich zu wünschen oder es sich vorzustellen, jemand anderes zu sein, ist unnatürlich, unmöglich zu akzeptieren, denn es käme einem Aufhören des Seins gleich, um zu sein, *und* Sein und Nichtsein ist in der Tat ein unauflöslicher Widerspruch.

—Seien Sie nicht so subtil, Doktor; ich höre Ihren seltsamen metaphysischen Ausführungen mit großem Interesse zu, aber als Marxist lehne ich die Metaphysik entschieden ab. Dieses spirituelle Selbst, das, obwohl es so rein, ewig und frei ist, stets dem Materiellen unterworfen ist ... kurzum, das sich als von ökonomischen Bedingungen bestimmt erweist, ist völlig uninteressant. Wir werden eine andere Wirtschaft, andere Bedingungen schaffen und ein anderes soziales Selbst finden – wobei dasselbe persönliche Selbst fortbesteht?

—Natürlich, ohne ihn zu töten, ohne ihn zu verwandeln, wie du sagst.

—Sein ökonomischer Determinismus, der mathematisch sein will, erweist sich letztlich auch als metaphysisch.

Ohne Selbsttötung oder -transformation gibt es keinen anderen Menschen. Der Mensch ist Subjekt der Ökonomie, nicht bloß ihr Objekt. Nicht die Ökonomie bestimmt den Menschen, sondern der Mensch bestimmt die Ökonomie. Wäre der Mensch von der Ökonomie bestimmt, wären die Sattgemachten friedlich und die Hungrigen Krieger. Und nach eurer Auffassung ist der Sattgemachte der Raubtier und der Hungrige das Proletariat, das ihr zum Aufstand anstacheln müsst; ihr, eure Führer, zumeist aus der Bourgeoisie... Nein, Gabriel, nein; diese ökonomische Regel gilt für das Tier; im Allgemeinen tötet es nicht, wenn es sehr satt ist; aber der Mensch tötet fast nie aus ökonomischen Gründen. Ich würde sogar sagen, er tötet fast nie aus irgendeinem Grund. Er wird zum Töten getrieben von Gefühlen, verwandelt in Leidenschaft. Prüft euch selbst: Kämpft und tötet ihr aus ökonomischen Gründen?... Seid ehrlich, nein.

—Man sollte nicht mit Worten spielen. Vernunft und Gefühle können vereinbar sein.

—Ja; Kompatibilität, geboren aus Unterordnung. Im entscheidenden Moment, im Kampf und im Töten, herrscht die Leidenschaft, und wir gehorchen ihr...; dann kommen die Anwälte und Staatsanwälte, die das Tribunal der Vernunft bilden, um das Verbrechen zu sanktionieren, aber da Anwalt und Staatsanwalt Teil davon sind, stimmen sie stets darin überein, dass es ein rationales Motiv gibt, das unsere leidenschaftliche Handlung rechtfertigt, und erfinden ein hohes und zukünftiges Ziel.

—Ein ideales, erhabenes oder, wenn Sie so wollen, heiliges Ziel...

—Der Zweck heiligt nicht die Mittel.

—Ja, wenn der Zweck gerechtfertigt ist.

Und selbst wenn wir es akzeptieren, wer wird es rechtfertigen?... Es muss Vernunft oder Gefühl sein, wenn Sie so wollen, beides... Erlauben Sie mir nicht, ihnen Unfehlbarkeit zuzuschreiben. Das hieße, mit Ihnen eine Vergöttlichung zu begehen. Ich erschaffe keine *Ersatzgötter*.

—Wie sollen wir also Entscheidungen treffen, wenn wir keine Götter oder Gründe haben, an denen wir uns festhalten können?

Ganz einfach. Man prüft, ob die Mittel zum Zweck passen. Für einen guten Zweck braucht es gute Mittel. Und Töten ist offensichtlich für keinen guten Zweck geeignet. „Du sollst nicht töten“, hat Gott ohne Ausnahme gesagt.

—Sich umbringen lassen?... Das ist eine Kuhmentalität, Doktor.

Wer kann das schon mit Sicherheit sagen? ... Töten, um nicht getötet zu werden, ist keine Verneinung des Tötens. Töten ist eine Verneinung des Lebens; töten, um nicht zu sterben, ist eine Bejahung.

—Sinnig, Doktor... Märtyrer also?... Sind sie eine dialektische Absurdität, eine Abweichung?...

„Nennt sie nicht beim Namen; ihr könnt den Märtyrer nicht verstehen. In eurer Sprache werde ich euch sagen, dass der Märtyrer jene unmögliche Synthese aus Tod und Leben ist. Sie sterben, um zu leben, um ewig zu leben; dies in der mystischen Ordnung, die ihr weder versteht noch akzeptiert. Im menschlichen Bereich ist der Märtyrer der ewig Besiegte, der zum ewigen Sieger bestimmt ist. Diejenigen, die Tyrannen immer wieder besiegen, sind keine Verschwörer, Revolutionäre oder Krieger; sie werden von Märtyrern besiegt.“

Das Zeugnis, das der wahre Märtyrer dem Volk von seiner Wahrheit gibt, wird von keinem Sieger abgelegt; der Märtyrer besiegt moralisch den Tyrannen und ist der Einzige, der in der Lage ist, die unerlöste Menschheit zu erheben.

Und was geschieht, wenn diese besiegten und siegreichen Märtyrer hervortreten?... Sollen wir zulassen, dass Tyrannen und Bösewichte die Menschheit verraten und töten?...

—Er soll sich selbst verteidigen.

—Ja, das ist elementar; es geht darum, ihren Angriff unmöglich zu machen.

—Natürlich, indem man den Männern ihre Freiheit raubt.

—„Freiheit wozu?“, fragte Lenin bereits. Genau in dieser Frage finden wir die

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Der höchste Zweck unseres Staates. Sagt mir, Freiheit wozu?

„Einfach gesagt, Gabriel, die Freiheit zu lieben; ohne Freiheit kann es keine Liebe geben“, sagte ich und senkte den Blick, während ich eine Zeile aus seinem Brief an Lydia zitierte. Ich spürte seinen durchdringenden Blick. Dann sah ich, wie er zum Fenster hinüberblickte, und als spräche er nur zu sich selbst, sagte er mit tiefer, konzentrierter Stimme: „Nein, die Liebe ist gescheitert; eure Religion, das Christentum, ist ein absolutes Fiasko; seht euch um, seht die christliche Welt, die mit der Droge ihrer feigen Verderbtheit Selbstmord begeht. Ja, ja, ein reines Versagen ...“

Er sagte es wie eine unumstößliche Tatsache, als wolle er gar keine Antwort abwarten. Aber ich wagte es.

—Ein Selbstmordopfer würde auch sprechen, während sein Körper die vertikale Flugbahn seines Falls nachzeichnete: Er würde über das Versagen der universellen Schwerkraft nachdenken, die ihn tötete, obwohl derjenige, der versagte, nur er selbst war..., das Selbstmordopfer.

—Einfallsreich, Doktor; aber wer menschliches Feingefühl und den Mut besitzt, sich dieser kriminellen und korrupten Welt entgegenzustellen, kann das Böse nur verhindern, indem er den Menschen die Mittel entzieht, es zu vollbringen.

—Ja, er hat es bereits gesagt: Er beraubt sie ihrer Freiheit und sperrt Männer hinter Gitter...

—Warum nicht, wenn sie zu wilden Tieren geworden sind?...

Und wer wird die Wärter ins Gefängnis bringen?... Oder sind sie nicht wilde Tiere?... Haben sie verschiedene Mütter?...

—Ja, ich gebe es zu; es ist eine der Unbekannten dieses großen Problems. Und was schlagen Sie als Lösung vor, Doktor?

—Ich glaube nicht, dass ich mich verständlich machen kann. Als wir anfangen zu sprechen, habe ich bereits auf diese wahre Tragödie der Menschheit angespielt, auf die Unfähigkeit der Menschen, in diesem babylonischen Zeitalter die hermetischen Sprachen des anderen zu verstehen...

—Aber sag mir, sag mir...

Der dem Menschen aufgrund seines Wesens innewohnende Abscheu vor dem Bösen führte ihn zu einer völligen Verirrung: Er personifizierte das Böse und machte es als Handlung zum Subjekt. So wurde das Böse zu einer metaphysischen Entität, die in sich selbst existierte. Der pantheistische Dualismus vieler primitiver Religionen verehrte das Böse und personifizierte es in ihren Gottheiten. Es war eine übermenschliche Anstrengung für die Menschen, sich nicht für das von ihnen begangene Böse verantwortlich zu fühlen; ihr Abscheu davor war so groß, dass sie nicht einmal in Betracht zogen, dass sie ihre Menschlichkeit aufgaben, um zu unfreien Tieren zu werden. So war das Heidentum, und so ist das Heidentum von heute; die Hegelschen Gegensätze und die Klassen des Marxismus, seiner aktuellen Ausprägung, sind nur die jüngste Inkarnation des Dualismus, ein neuer Versuch, zu leugnen, dass der Mensch das „Subjekt des Bösen“ ist. „Der Mensch bestimmt nicht das Böse; das Böse bestimmt ihn ...“, so heißt es.

—Nun ja, wir sind Deterministen... Na und?... Was schließen Sie daraus?

—Erstens greifen Sie auf eine Mythologie zurück, die zweifellos sehr alt ist. Ihre Hauptwirkung besteht darin, Menschen zum Bösen zu verhelfen, ihnen ihre Subjektivität abzuspüren und sie zu bloßen Objekten zu degradieren. Es ist der wirksamste Weg, ihr Gewissen zu töten ... dem Bösen den Status einer „Notwendigkeit“ zu verleihen und es sogar als synthetisches Element zu betrachten, das sich in „Gutes“ verwandeln lässt.

—Für dich, Böses...

Wir enden am Anfang, wo wir hätten beginnen sollen. Das Böse ist das Werk des Menschen; das wahre und transzendente Böse, das der Mensch dem Menschen antut. Doch dem Bösen gehört nicht die unendliche Kategorie, die ihm durch den epileptischen Schrecken der Menschen, getarnt als Stolz, zugeschrieben wird. Das Böse ist seinem Wesen nach dual, ein Widerspruch; es ist vollkommene Objektivität. Es trägt die Negation, das Nichts in sich. Wenn wir das Böse also zu seiner letzten Konsequenz erheben, zerstört es sich selbst; das Böse vernichtet sich selbst. Das Böse ist auch für dich böse. Daher kann das Böse nicht absolut oder ewig sein; es muss zeitlich, menschlich sein, denn das Böse stirbt ohne Objekt; ohne Objekt ist es „nichts“; es existiert nicht. Es kann nicht göttlichen Ursprungs sein, denn Nichts kann nicht erschaffen werden, und das böse Nichts ist Gott entgegengesetzt, denn er ist ewig und unendlich positiv. Das Wort. Somit ist Gott, für unser höchstes Verständnis, Liebe.

„Ich werde nicht mehr streiten, Doktor. Es muss wunderschön für Sie und alle, die Ihren Glauben teilen, daran zu glauben; ich, so verwerflich Sie mich auch finden mögen, will Ihnen nichts zerstören, was Ihnen so teuer ist; etwas, das, wie ich verstehe, wunderbar sein muss, wenn man im Sterben liegt... Aber stimmen Sie wenigstens zu, dass es nur eine Opferphilosophie ist... Sie sind alle verloren!“

—Wie Sie wünschen... aber erweisen Sie mir nicht die Ehre, mich zu erwähnen. Wenn ich verloren gehe, dann verdiene ich es; denn ich bin nur einer von so vielen, ein armer Mann, der, obwohl er Glauben hat und weiß,

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Ich trage die ungeheure Verantwortung, ihr untreu gewesen zu sein ... einfach aus Angst. Aber prophezeie nicht den Untergang aller. Diejenigen, die überleben werden, sind nicht die Hasser, sondern die Liebenden. Nur Liebe schafft. Wer nur hasst und tötet, wird sich selbst zerstören, und nichts von ihm wird überleben ... Siehst du das nicht selbst?

—Ich sehe nichts und habe auch nichts gehört, Doktor... Stellen Sie sich vor, ich wäre jetzt eine Schallplatte und Jechow würde sich diese Platte anhören!

Ich muss außer mir vor Wut gewesen sein. Aber Gabriel stand auf und legte seine Hand auf meine Mit einer Schulter an seiner Schulter fügte er hinzu: „Vielen Dank, Doktor; es war eine gute akademische Übung, die an sowjetischen Akademien unmöglich gewesen wäre... Ich brauchte sie gerade jetzt; ich reise nach Westeuropa und muss mich in meiner Arbeit möglicherweise als frommer Christ präsentieren... und glauben Sie mir, ich hatte diese Rolle vergessen, da ich sie seit vielen Jahren nicht mehr gespielt habe; vielen Dank für Ihre großartige Lektion. Als Belohnung habe ich Ihnen einige Geschenke mitgebracht: Bücher und Zeitschriften, damit Sie beschäftigt sind. Es gibt westliche Bücher, die Ihrem bürgerlichen Geschmack entsprechen werden. Auch Sie brauchen eine Dosis westlicher Kultur; vielleicht reisen Sie ja eines Tages wieder ab. Ich verlasse die UdSSR jetzt; es kann Monate dauern, bis ich zurückkomme. Lenken Sie sich ab, vergessen Sie Ihre Sorgen. Ich habe meine Anweisung wiederholt, dass man sich um Sie kümmern soll, wie Sie es wünschen oder benötigen. Sie sind völlig frei, soweit ich es Ihnen gewähren kann; das heißt, bis zur Tür. Und wenn Sie nichts mehr von mir wollen, gehe ich.“

Ich war angenehm überrascht von Gabriels feinen Gesichtszügen und Ich wagte es, ihn anzuflehen:
„Du weißt, was mein größter Wunsch ist: meine Familie zu sehen; ihnen wenigstens schreiben zu können; etwas über sie zu erfahren...“
„Ich kann nichts für Ihre Familie tun. Ich kann Ihnen nur sagen: Haben Sie Vertrauen, alles wird gut werden; und seien Sie in der Zwischenzeit versichert, dass es allen gut geht, besser als Ihnen...“

Er sagte mir dies, während er meinen Arm hielt und seine Hand dabei mal fester drückte, mal lockerte, und zwar mit ernster Miene.

Im letzten Moment blickte Gabriel aus dem großen Fenster. Die Sonne zu unserer Linken hatte in ihrer Dämmerung den Himmel in ein helles Licht getaucht; unten auf dem Boden zogen die Schatten zweier Bäume wie zwei Liebende, die sich im Sonnenuntergang küssten, näher.

Gabriel wollte gerade gehen, als ich ihm folgte. Als wir an seinem Büro vorbeikamen, verdunkelte sich der finstere Schatten, der seine Gesichtszüge verhüllte, noch mehr, und er blinzelte, als wolle er eine Vision vertreiben. Er reichte mir im Türrahmen die Hand.

„Gesundheit, Doktor“, sagte er zu mir und stieg in den Wagen, der auf ihn wartete. Als er losfuhr, winkte er mir noch immer zu.

XXXII

DER FLUG NACH PARIS

Ich blieb fast zwei Monate allein. Meine Nerven hatten sich erholt. Eines Morgens Die Sonne schien hell, und der Bürgermeister sagte mir, ich würde einen Anruf bekommen.

Es war Gabriel, der anrief. Er sagte, er würde am Nachmittag vorbeikommen. Ich wartete im *Flur auf ihn*. Bei meiner Ankunft begrüßte er mich herzlich, aber mit demselben Ernst wie bei seiner Abreise.

Gabriel hielt einen Moment inne, als ob er zögern würde, und lud mich ein, ins Labor zu kommen. Als wir eintraten, schloss er die Tür, und ich ging, um das Licht anzuschalten, da der Raum fast in Dunkelheit gehüllt war.

„Schalten Sie es *nicht* ein, das ist nicht nötig“, sagte er zu mir, als er das Fenster öffnete.

Er setzte sich und ich setzte mich ihm gegenüber.

—Ich bin vor ein paar Stunden zurückgekehrt und habe den Befehl erhalten, wieder zu gehen; oder besser gesagt, dass wir beide gehen sollen.

—Wohin, wenn ich fragen darf?

—Ja, nach Frankreich. Schon wieder die Miller-Affäre; nur damit Sie es wissen, um Ihre Neugier zu befriedigen.

—Wann?...

„Das Datum steht noch nicht fest, aber es wird sehr bald soweit sein. Seien Sie jederzeit bereit. Und Ihre Drogen?... Überprüfen Sie sie, seien Sie absolut sicher. Ein zweiter Fehler könnte tödlich sein.“

—Ich dachte, die Sache sei erledigt—, sagte ich zu ihm, um mehr herauszufinden, denn ich hatte den Eindruck, er wolle sie abschließen.

—Nein, weniger denn je. General Millers Anwesenheit in Moskau ist jetzt notwendiger denn je. Aus einem *Grund*, der Ihnen teilweise bekannt ist.

—Ja?... Ich kann es nicht erraten.

—Dies ist im Zusammenhang mit der Liquidierung der Generäle erforderlich.

„Werden sie noch weitere verräterische Generäle liquidieren?“, fragte ich mit echtem Erstaunen.

„Das ist möglich“, stellte er nüchtern fest. „Aber selbst wenn es nicht so ist, ist Miller für die Liquidierung der bereits Hingerichteten unerlässlich.“

—Aber die, die angeschossen wurden, leben noch!...— rief ich erstaunt aus, jedoch nicht ohne den heimlichen Verdacht, dass die Angeschossenen noch am Leben sein würden, außer natürlich Tuchatschewski.

Bei einer anderen Gelegenheit hätte Gabriel sich vielleicht ein wenig über mich lustig gemacht, aber seine Ironie war völlig abgestorben.

—Nein, Doktor, glauben Sie nicht an Wunder. Die verräterischen Generäle sind bereits tot; sie sind wirklich tot und begraben. Wir müssen sie nicht noch einmal physisch töten, wir müssen sie nur moralisch vernichten.

—Und wie?...

Sie wissen bereits, wie wenig Zeit zum Handeln zur Verfügung stand. Die Aufdeckung und Bestätigung des Komplotts sowie dessen Zerschlagung erfolgten nahezu zeitgleich. Die Gefahr zwang dazu. Kein General konnte öffentlich vor Gericht gestellt werden, und es konnte auch keine ordnungsgemäße Zusammenfassung zur Veröffentlichung erstellt werden, damit sich Volk und Armee eine Meinung bilden konnten. Daher könnte die erzwungene Unwissenheit der Massen Zweifel an den Motiven und Gründen für die Hinrichtungen nähren – Zweifel, die, wenn sie von der Opposition ausgenutzt würden, das Proletariat und, noch gefährlicher, die Rote Armee demoralisieren könnten.

—Ja, ich verstehe diese Gefahr; aber ich sehe keine Notwendigkeit, Miller nach Moskau zu bringen...

—Ganz einfach, Doktor; wenn der weiße General seine Komplizenschaft mit den verräterischen Generälen der UdSSR gestehen würde und seine Geständnisse von anderen Verrätern bestätigt würden, deren Vorbereitung auf einen neuen Prozess bereits läuft, dann werden Sie verstehen, dass vor den sowjetischen Massen, vor der Roten Armee und vor dem Weltproletariat die liquidierten Generäle in ihrer physischen und moralischen Existenz vollständig liquidiert würden.

—Ja—ich stimme zu—in der Tat, die Liquidation hat ein solches Ausmaß erreicht, dass ich es mir nicht hätte vorstellen können.

„Okay, Doktor... Werden Sie Ihre Sachen sorgfältig vorbereiten?“, sagte er und stand auf.

—Ich nickte, und er schüttelte mir zum Abschied die Hand.

—Bleiben Sie hier, Doktor. Ich reise sofort nach Moskau.

Ich hörte seine Schritte die Treppe hinunter verklingen und dann das Geräusch des wegfahrens Automotors.

Ich schaltete das Licht nicht an. Die unerwartete Nachricht meiner neuen Reise lud mich zum Nachdenken ein. Ich verbrachte zwei Stunden oder länger damit, nachzudenken. Die Verlockung meiner Flucht nach Frankreich...

Es griff mit unerwarteter Wucht an. Ich geriet in einen heftigen Selbstgespräch. Wie immer tauchte das größte Hindernis auf und blockierte jede Lösung. Meine Familie und ihr Leben waren die unsichtbare Kette, die mich an die Grafikkarte fesselte.

Wie schon zuvor, zurück in Paris, kam mir der Gedanke, bei einem „Unfall“ zu sterben; doch Selbstmord, denn es war Selbstmord, widerstrebte meinem Gewissen zutiefst; gleichzeitig weckte der Gedanke an den „physischen Tod“ durch Selbstmord in mir die Vorstellung eines „bürgerlichen Todes“. „Was wäre, wenn ich mich stelle? ... Die französischen Behörden würden mich verhaften; ich würde dafür sorgen, dass sie Beweise für meine Beteiligung an der Entführung von General Miller fänden, sodass mein Geständnis überflüssig wäre; außerdem könnte ich so den General retten.“ Der große Laborraum war bereits dunkel; versunken in seine Dunkelheit, bildete ich mir ein, meine geheimen Gedanken seien dort besser geschützt. Fast entschlossen ging ich hinunter zum Abendessen. Das Licht im *Flur* blendete meine Augen, die an die Dunkelheit der vergangenen Stunden gewöhnt waren, und das künstliche Licht erweckte in mir den Eindruck, die kurz zuvor gefassten Gedanken zu vertreiben. Als ich die Treppe hinunterging, deren Stufen immer heller erleuchtet wurden, hatte ich das Gefühl, als würde ich beim Eintritt ins volle Licht von den Armen meiner Töchter empfangen werden und auch meinen Sohn beim Lernen und meine Frau beim Zubereiten des Abendessens sehen.

Diese fantasievolle und unmögliche Vision erschütterte jäh meinen Entschluss. Auf ein Wiedersehen mit ihnen zu verzichten, selbst wenn es bedeutete, sie vor Vergeltungsmaßnahmen zu schützen, war ein Opfer, das mir nichts bringen konnte.

Wir verließen Moskau am 1. September. Die Zugfahrt nach Minsk erfolgte über uns. Ich verließ das Abteil nur für den Toilettengang. Drei Männer reisten mit mir; ich weiß nicht, ob sie alle vom NKWD waren oder nur einer von ihnen. Sie trugen Zivilkleidung und sahen aus wie hochrangige Beamte. Ich sah Gabriel von Weitem, aber er reiste in einem anderen Waggon. Er warnte mich, dass wir uns erst in Paris wiedersehen würden. In Minsk würde jemand mein Gepäck abholen und mich begleiten. Ich hatte einen tschechoslowakischen Pass auf den Namen Jan Zich, eines Arztes, erhalten, und nach diesem Namen würde mein Begleiter fragen.

Die Reise nach Minsk war angenehm; ich schlief die ganze Nacht über gut und saß viele Stunden wach. Am frühen Morgen kam ich an, und wie versprochen erschien ein unscheinbarer Mann und rief meinen Namen von der Wohnungstür aus, nachdem meine Reisebegleiter bereits gegangen waren. Er nahm meine beiden Koffer entgegen, und ich folgte ihm mit nur meiner kleinen Aktentasche. Draußen wartete ein ziemlich heruntergekommenes Auto, und wir stiegen ein. Ohne uns eine Wegbeschreibung zu geben, fuhr uns der Wagen dorthin. Ich glaube, die Fahrt zum Flugplatz dauerte etwa eine Stunde. Der Zustand des Wagens und der Straße ließ keine hohen Geschwindigkeiten zu.

Wir kamen auf dem Flugfeld an. Es musste sich um ein provisorisches oder im Bau befindliches Gelände handeln. Es bestand lediglich aus einer ebenen Fläche, zwei großen Holzhangars und einer kleineren Baracke. Wir blieben vor der Tür stehen. Mein Begleiter und der Fahrer trugen mein Gepäck hinaus, und ich folgte ihnen. Sie führten mich in eine Art Bar, wo man mir ungefragt Frühstück servierte: Brot mit Butter, eine Scheibe Aufschnitt und Tee. Für meine Verhältnisse war es nicht viel, aber in den hungrigen Augen meines Begleiters muss es wie ein Festmahl für Götter gewirkt haben. Ich bot ihm etwas an, doch er lehnte ab, und als ich ihm dankte, bemerkte ich, dass sein Mund voller Speichel war. Nachdem er fertig war, nahm er eine Zigarette, die er mit großer Ehrfurcht rauchte; die Ehrfurcht in seinem Blick verstärkte nur noch den Respekt, den er mir entgegenbrachte.

Ich musste glauben, ich sei eine wichtige Person, die inkognito reiste.

Kurz darauf glaubte ich, Gabriel in der Ferne inmitten einer Gruppe von sechs oder sieben Männern zu erkennen. Dort drüben, am anderen Ende des Feldes, standen die sechs dreimotorigen Flugzeuge, um die sich einige Männer bewegten. Kaum waren die Männer eingetroffen, die Gabriel in der Gruppe gesehen zu haben glaubten, als fast alle gleichzeitig ihre Motoren starteten. Sofort kamen drei Soldaten, um mein Gepäck abzuholen. Mein Begleiter und ich folgten ihnen. Ein Offizier, der eigentlich warten sollte, sprach mit meinem Führer und lud mich mit einer sehr höflichen Begrüßung ein, in eines der Flugzeuge einzusteigen. Es sollte nur die Besatzung befördern; ich sah nur zwei Männer, und mir schien, als wären noch zwei weitere im Cockpit. Der Innenraum des Flugzeugs war spartanisch eingerichtet, wie der, der mich von Madrid nach Paris gebracht hatte. Ein einfacher Holzstuhl, grob zusammengezimmert und mit Seilen an das Metallgestell gebunden, war das einzige Anzeichen von *Komfort*. Ich nahm an, er sei für mich bestimmt, und nahm Platz.

Es sollte noch eine halbe Stunde dauern, bis wir fliegen konnten; eines der Flugzeuge in der Nähe war kurz zuvor gestartet. Meins folgte, und dann sah ich, dass es insgesamt fünf waren; wir sollten in militärischer Formation, in V-Form, fliegen; obwohl die Besatzung keine Flugzeuge an Bord hatte.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Uniform, es mussten Militärflugzeuge sein.

Die Formation hielt, soweit ich es beurteilen konnte, über zwei Stunden an, während wir nach Süden flogen. Als wir dann nach Westen abbogen, löste sich die V-Formation auf, die Flugzeuge verstreuten sich und der Abstand zwischen ihnen vergrößerte sich, bis ich die anderen aus den Augen verlor.

Als wir landeten, zeigte meine Uhr 15:00 Uhr. Ich glaubte zu sehen, dass eines der Flugzeuge unserer Formation vor uns gelandet war, und kurz darauf trafen zwei weitere nacheinander ein. Der Flugplatz war, soweit ich sehen konnte, recht groß. In der Ferne waren einige niedrige, weiße Gebäude mit moderner, eleganter Silhouette zu erkennen. Das Flugzeug, das ich für eines unserer hielt, wurde gerade betankt, und dann näherte sich uns derselbe große Tankwagen – ein riesiger, auf Rädern montierter Zylinder –, um uns ebenfalls zu betanken. Währenddessen startete das betankte Flugzeug, und unseres folgte kurz darauf. Der Zwischenstopp sollte keine Stunde dauern.

Ich verspürte Hunger und ging zu meiner Tasche, in der ich einen ordentlichen Vorrat an Proviant eingepackt hatte. Ich aß mit großem Appetit, doch das Flugzeug begann zu ruckeln und zu hüpfen, als wolle es meine Verdauung ruinieren. Es war ein wunderschöner Tag mit nur wenigen kleinen Wolken am Himmel. Wir flogen nun über Berge, die sich rechts von uns recht hoch erhoben. Die unangenehmen Bewegungen dauerten nicht viel länger als eine Stunde, und danach fühlte ich mich überhaupt nicht mehr unwohl. Ich hatte ein ungeheures Verlangen nach einer Zigarette, musste mich aber damit abfinden, da ich ja wusste, dass es verboten war.

Schließlich, gegen acht Uhr, erblickte ich Paris mit seinem unverwechselbaren Eiffelturm.

Ich hatte während der langen Reise kaum nachgedacht. Ein Flugzeug ist wahrlich kein Ort zum Meditieren; zwischen der allgegenwärtigen Angst, dem Himmel und der umliegenden Landschaft ist unsere Aufmerksamkeit zu sehr abgelenkt, um wirkliche Konzentration zuzulassen. Doch als ich Paris sah, konnte ich ein gewisses Unbehagen nicht unterdrücken. Die Mission, die mich hierher geführt hatte, war nicht die so vieler Touristen, die in die „Stadt des Lichts“, die „Stadt des Vergnügens“ und so weiter strömen, um sich einen lang gehegten Jugendtraum zu erfüllen. Meine Reise war keine Vergnügensreise, von der auch ich manchmal träume; es war eine kriminelle Reise, und als mir dies bewusst wurde, Paris fast zu Füßen, empfand ich Angst und sogar Scham. Ich wandte mein Gesicht nach innen, als wollte ich nicht, dass Paris meine Scham bemerkte.

Wir landeten; die Sonne war bereits untergegangen. Kaum war unser Flugzeug zum Stehen gekommen, trafen schon einige Leute ein. Ich wartete drinnen auf Neuigkeiten, und bald darauf kam ein Mann mit einem Gepäckträger, der mich an meinem neuen Namen erkannte. Er wies den Gepäckträger an, mein gesamtes Gepäck einzusammeln, woraufhin ich ihm zeigte, und bat mich dann auszusteigen. Wie bereits erwähnt, waren mehrere Männer angekommen und standen um das Flugzeug herum. Als ich mich durch sie hindurchdrängte, hörte ich sie Russisch und Französisch sprechen, und ich glaube auch Spanisch und eine weitere, mir unbekannte Sprache. Wir fuhren ohne Halt und verließen das Flugfeld recht zügig. Niemand fragte nach meinem Pass oder belästigte mich mit Formalitäten; mein Reiseleiter ging nur kurz ins Zollamt und kam sofort wieder heraus. Sie hatten unmöglich Zeit gehabt, die Koffer zu öffnen, und außerdem fragten sie mich nicht nach den Schlüsseln.

Ein Taxi wartete schon vor der Tür, und der Franzose und ich stiegen ein und fuhren los. Ich habe keine Ahnung, wohin sie mich brachten. Wir sind jedenfalls nicht tief ins Pariser Stadtzentrum vorgedrungen. Wir müssen wohl einen großen Bogen um die Stadt gefahren sein, denn wir liefen nur ein paar Straßen entlang, und keine davon war besonders wichtig. Die Landschaft entlang unserer Route bestand fast ausschließlich aus Häusern und Villen unterschiedlichster Art. Die Straßenlaternen brannten bereits, und obwohl wir nicht durch das Stadtzentrum fuhren, herrschte reges Treiben, vor allem auf den Fahrrädern. Obwohl ich die Stadt kannte, war ich dennoch beeindruckt von diesem alltäglichen Luxus, der Lebensfreude der Menschen, dem allgegenwärtigen Rauchen, der Fülle an Lichtern und der Musik, die mich so oft erreichte, den Terrassen der Bars und Tavernen, die mit trinkenden Menschen gefüllt waren, und den überfüllten Innenräumen. Immer mehr Details forderten meine Aufmerksamkeit, für einen Stadtbewohner allesamt unbedeutend, aber für mich faszinierend, der ich die Augen weit aufgerissen hatte, um nichts von diesem unendlichen und strahlenden Schauspiel zu verpassen, das unaufhörlich hinter dem Autofenster vorbeizog.

Ich sprach weder mit meinem Begleiter, noch versuchte er, ein Gespräch anzufangen. Diese Zurückhaltung war das Einzige, was ich in dieser Szene wahrnahm, die an eine sowjetische Atmosphäre erinnerte.

Nach und nach ließen Verkehr und Lärm nach. Wir waren rechts abgebogen und in eine Straße eingefahren; eine bessere Straße, gesäumt von weit verstreuten Häusern, die mit Stacheldraht umzäunt waren, und hier und da einem Tor zu eher unscheinbaren *Chalets*; hin und wieder gab es unbebaute Abschnitte, die wohl Gärten oder Obstgärten waren. Die Straßenbeleuchtung war deutlich besser.

Noch seltsamer: Es gab keine geöffneten oder beleuchteten Geschäfte oder Lokale.

Wir hielten vor einem Tor, und mein Begleiter stieg aus, um zu klopfen. Wir hörten einen Hund bellen, und kurz darauf öffnete sich das Tor. Das *Taxi fuhr langsam hinein*, ich hörte, wie das Tor wieder geschlossen wurde, und sah meinen Begleiter neben mir gehen.

Es dauerte nur einen Augenblick; wir blieben erneut vor einer beleuchteten Haustür stehen. Der Mann, der mich begleitet hatte, verabschiedete sich und stieg ins Auto, sobald die Koffer abgestellt waren; zuvor stellte er mich jedoch dem Mann vor, der wohl der Hausbesitzer war.

„Sie wissen schon“, sagte er zur Erklärung. Der Mann nahm meine Koffer und bat mich, ihm zu folgen. Wir gingen in den zweiten Stock des zweistöckigen Hauses; er zeigte mir ein recht gut eingerichtetes und sauberes Zimmer und deutete auf ein Bett in einem angrenzenden Zimmer; alles sehr schön, luxuriös für einen Sowjetbürger, aber alles sehr kalt, ohne die geringste Privatsphäre.

Vom Eingang meines Zimmers aus deutete er auf die Badezimmertür, die gleich nebenan lag. „Sie können zu Abend essen, wann immer Sie möchten“, sagte er und *ging* die Treppe hinunter. Mein Wirt, der vielleicht auch Hausmeister war, war ein junger Mann; er sah keinen Tag älter als dreißig aus, und seine Gesichtszüge waren unauffällig und keineswegs unangenehm. Natürlich war er Kommunist; wie die meisten aber besaß er nicht jene finstere Aura, die gewöhnliche Menschen Revolutionären zuschreiben.

Ich wusch mich und ging zum Abendessen nach unten. Derselbe Gastgeber bediente mich zuvorkommend und unkompliziert. Ich aß mit Genuss; mein Gaumen freute sich über die aufregenden und angenehmen Aromen der französischen Küche, eine willkommene Abwechslung zur Eintönigkeit der russischen Gerichte. Der Wein, sehr gut, passte hervorragend dazu. Ich aß schnell zu Abend und ging, da ich ziemlich müde war, sofort ins Bett.

Ich habe weder geträumt noch bin ich aufgewacht.

XXXIII

EIN VERRÄTER IN GEFAHR

Über meinen zweiten „offiziellen“ Besuch in Paris kann ich nur sehr wenig berichten. Bei meinem ersten Besuch genoss ich viele Stunden der Freiheit; ich konnte sogar allein durch die wunderschöne Stadt schlendern und mich bewegen. Sicherlich hätte mich diese Freiheit teuer zu stehen kommen können, sogar mit dem Leben; doch das tröstet mich nicht darüber, dass ich fast die gesamte Zeit in Paris verbracht habe, ohne das Haus zu verlassen.

Mein *Debüt* deutete gewiss nicht auf Zurückgezogenheit hin. Gabriel tauchte am nächsten Tag in einem prächtigen Auto vor dem Haus auf und lud mich zu einem Ausflug ins Pariser Zentrum bei Sonnenuntergang ein.

Auf unserer vorherigen Reise hatten wir zur selben Tageszeit ebenfalls mehrere *Boulevards* befahren, allerdings in *einem Taxi*. Dessen Bescheidenheit ließ uns neben den großen, luxuriösen Autos, die sich um uns herum drängten, winzig erscheinen. Ihre glänzenden Karosserien und das blendende Leuchten ihrer Scheinwerfer wirkten wie stolze Blicke, als wollten sie uns aus diesem Strom von Luxus und Pracht verbannen. Diesmal nicht; unser Wagen war derjenige, der sich bescheiden gab, sanft, langsam und mit würdevoller Stille zwischen den anderen dahingleitete; er wagte es sogar, mit den elegantesten Schritt zu halten, besonders wenn eine schöne Frau in seinem erleuchteten Innenraum saß.

Gabriel sprach nicht; er fuhr mühelos, als wäre er ein Teil des Wagens, und ich glaube nicht einmal, dass er irgendetwas mitbekam. Auch ich hatte kein Bedürfnis zu sprechen, so gebannt war ich vom Beobachten und Bewundern; doch schließlich verfiel ich in philosophische Gedanken. Da waren wir nun, dachte ich, wir beide, gleichberechtigt in dieser elitären Gesellschaft. Wir wurden eingelassen und genossen alle Privilegien, allein mit dem Pass unseres vorgetäuschten Reichtums.

Ohne Umschweife hätten wir, wenn wir es nur versucht hätten, sogar enge Kontakte zu einem breiten Teil dieser Gesellschaft knüpfen und uns unter sie mischen können. Niemand hätte hinterfragt, ob unser Reichtum echt oder nur vorgetäuscht war, geschweige denn, ob er auf ehrliche Weise erworben worden war. Sein oder vortäuschen, stehlen, verdienen oder erben – es spielte keine Rolle. Ein paar einfache Regeln genügten einem Apache oder einer Prostituierten, um gesellschaftlich hoch aufzusteigen. Und das war noch nicht das Schlimmste: Da standen wir nun, wir beide; in ihren beschränkten Augen waren wir nichts weiter als zwei *Gangster*, die eine Entführung planten; doch unsere vornehme Kleidung und vor allem unser Auto, ein unübersehbares Zeichen unseres Reichtums, machten uns zu ihren Gleichgestellten ... „Waren sie etwa auch größtenteils *Gangster* ?“, fragte ich mich. „Hatten sie ein anderes Spezialgebiet als wir?“ ... Irgendetwas Verdorbenes musste unter der Seide und den funkelnden Juwelen lauern, wenn niemand auf die Idee kam, Mauern oder Hindernisse für das Gesindel zu errichten. Es wäre noch einigermaßen verzeihlich, wenn die Existenz von *Gangstern* an sich nicht den Bau von Mauern rechtfertigen würde; doch es gab nicht nur *Gangster* mit geringer Gefahr. Unser geplantes Verbrechen, wäre es lediglich die Beseitigung eines Mannes gewesen, ohne größere Konsequenzen als die Erlangung eines Lösegelds oder die Befriedigung einer persönlichen Rache, hätte nicht die Bedeutung gehabt, strenge Maßnahmen zu erzwingen; doch unser Verbrechen war weder begrenzt noch persönlich; es war Teil eines universellen Verbrechens, das gegen alles und jeden verübt wurde und dem niemand, weder Nation noch Einzelperson, früher oder später entkommen konnte...

Und würde das nicht irgendwann zu einer universellen und persönlichen Verteidigung führen?... Nein, antwortete ich mir und blickte mich um; wenn das alles war, was befahl und entschied, nein; das war jenseits aller Abhilfe... aber verdiente es das?

—Haben Sie Spaß, Doktor?...

—Ich interessiere mich für all diese außergewöhnlichen Dinge; aber Spaß haben, genau genommen, nein...

—Sehen Sie genau hin, Doktor, diese verschwenderische Zurschaustellung von Reichtum... Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, dass eine solch gigantische marxistische Propagandakampagne nicht von der Komintern finanziert wird...

Ich schwieg; die Beweislage war so erdrückend, dass Gabriels Ironie wirkungslos blieb. Wir wendeten den Wagen und fuhren in eine andere Straße, wo weniger Verkehr herrschte.

—Sollen wir zu Abend essen, Doktor?—, versuchte er mich zu verführen.

Ich nickte freudig und stellte mir ein schönes Abendessen vor. Nicht weit entfernt hielten wir vor einem luxuriösen Restaurant.

Gabriel erkundigte sich nach meinem Appetit, und als er erfuhr, dass ich gut war, empfahl er mir mit ernster Miene das *Menü*. Ich erinnere mich noch gut an den Kardinalhummer und die zwei Weinsorten, die mit der Feierlichkeit eines heidnischen Rituals serviert wurden. Wir verweilten nach dem Essen noch eine Weile; das Restaurant wurde durch die Ankunft sehr schöner und eleganter Damen zu einem wahren Schauplatz. Unser Tisch befand sich in einer unauffälligen Ecke, aber von dort aus konnte man gut beobachten, und da Gabriel kaum sprach und nur wenig aß, amüsierte ich mich prächtig.

Ich betrachtete alles. Das Abendessen und die Weine, gekrönt von exzellentem Kaffee und Cognac, erfüllten mich mit großem Optimismus; besonders, als ich mit einer Havanna-Zigarre noch eine bläuliche Rauchwolke hinzufügte. Durch diese Wolke hindurch wirkte alles interessant und schön.

Gabriel nippte an seinen Cognacgläsern und rauchte Zigaretten mit zerstreuter Miene, aber er muss mich beobachtet haben, denn er rügte mich: „Oh, Doktor!...“

Sehen Sie mich nicht so an, mit dieser provinziellen Miene; geben Sie sich wenigstens natürlich und etwas gleichgültig. Es gehört sich nicht, Damen so direkt und von Angesicht zu Angesicht zu bewundern; das *ist* ‚von gestern‘. Nun, Doktor, sie ziehen es vor, besonders diese Damen, selbst zu wählen, anstatt gewählt zu werden... und natürlich wählen sie die schwierige.“

Ich wäre beinahe rot geworden, eher wegen des Ernstes, mit dem sie sprach, als wegen der Worte selbst. Gabriel; sie meinten es ironisch, aber sein verschollenes Lächeln unterstrich es nicht. Ich habe mich sogar entschuldigt.

"Es steckt keine Bosheit dahinter, Gabriel; es ist lediglich Neugierde; versteh, meine Gefangenschaft... natürlich bedeutet das nicht, dass ich Schönheit nicht bewundere... Ist das nicht bewundernswert?"

Während ich die Leute auf diese Weise befragte, ging eine Frau mit der Majestät einer Kaiserin an uns vorbei.

—Meinen Sie das, Doktor?

—Es ist absolut wunderschön.

„Ich bin mir da nicht so sicher. Aus dieser Entfernung kann man das nicht mit Sicherheit sagen, nicht einmal aus der Nähe. Es ist möglich, dass sie fast so alt ist wie Sie, Doktor, und dass die Schönheit, die Sie so fasziniert, lediglich kosmetischer Chirurgie, einer Schneiderin, eines Juweliers, eines Friseurs ist; Magie und Dekoration, das Werk von hundert Männern und Frauen, die ihre Kunst, Wissenschaft und Arbeit eingebracht haben, um aus einer alten Henne einen Pfau zu machen... Um ihre Schönheit mit solcher Gewissheit bestätigen zu können, müssten Sie sie zuerst baden, und vielleicht wäre das nicht genug, und Sie müssten sie abschaben und in Säuren tauchen, um sie so zu sehen, wie sie wirklich ist.“

—Du übertreibst!

—Glauben Sie es nicht, Doktor; wenn Sie nur wüssten, welche Überraschungen solch arrogante und großartige Frauen wie jene manchmal für uns bereithalten... Wollen Sie eine Regel?...

—Welche?...

—Bevor Sie ein endgültiges Urteil fällen, schauen Sie sie sich nicht an.

—Ja?...

—Schau sie dir an. Wenn sie von einem jungen Mann begleitet wird, selbst wenn er ungefähr so alt aussieht wie sie, dann solltest du zumindest Zweifel haben; wenn sie aber von einem Mann mit großem, kahlköpfigen Kopf begleitet wird, kannst du dir absolut sicher sein, dass ihre Schönheit echt ist.

—Ist das nicht übertrieben?...

—Meine Regel hat nur sehr wenige Ausnahmen; ich habe sie peinlich genau geprüft; glauben Sie mir.

Und er drückte es so aus, als wäre es ein Aphorismus, der tausendfach von der Wissenschaft bestätigt worden sei. Er rief den Kellner und bezahlte; das Trinkgeld muss einem Großherzog angemessen gewesen sein, denn der Kellner kroch praktisch auf dem Boden.

Mir fiel auf, dass er in französischen Francs bezahlte, ohne dabei irgendwelche seltsamen Manöver anzuwenden. Taschenspielertrick; ich schloss daraus, dass die sowjetischen Finanzen florierten.

Auf der Rückfahrt schlug er vor, am nächsten Morgen den Louvre zu besuchen. Ich nahm den Vorschlag gern an; ich war seit meiner Jugend nicht mehr dort gewesen und freute mich darauf, ihn wiederzusehen. Wir waren definitiv auf Sightseeing-Tour. Ich wagte es nicht, Gabriel nach unserer Mission – ich nenne es einfach mal Mission – in Paris oder nach dem Zeitpunkt ihres Besuchs zu fragen.

Er brachte mich direkt zu meiner Unterkunft und verabschiedete sich mit den Worten: „Guten Schlaf!“ ohne Alpträume von Jung und Alt.

Ich war noch im Badezimmer, als Gabriel ankommen sollte.

Wir erreichten Paris gegen zehn Uhr. Viele Menschen und viel Verkehr; ich dachte bereits an das Glück, in völliger Anonymität in dieser Menge untertauchen zu können; weder bekannt noch bekannt zu sein, ziellos umherzuwandern, ohne Richtung oder Ziel, nur ein weiteres Atom in dieser brodelnden Masse zu sein. Die gewaltigen Gebäude fesselten mich nicht länger, und mein abwesender Blick schien sie in die Ferne huschen zu sehen. Die Vendôme-Säule tauchte vor mir auf und riss mich aus meinen Gedanken. Ich sehnte mich nach einem neuen Napoleon, der Moskau eroberte und mich befreite. Ich wünschte es mir, ohne an das traurige Ende jenes Mannes auf seiner Säule zu denken, noch an das tragische Ende des russischen Generals, der ihm in einem neuen Brumaire nacheifern wollte. All das war flüchtig, denn als wir uns näherten, machte Gabriel einen

Reflexion, laut ausgesprochen.

Nein; eine Säule, so hoch sie auch sein mag, kann den Preis des Ruhms nicht aufwiegen. Da stehst du nun, Napoleon, so stolz und selbstsicher, und vergisst dabei völlig, wie unsicher deine Thronbesteigung ist.

„Wer wird euch denn noch einmal stürzen?“ ... Er hielt den Wagen am Eingang des Platzes an und fuhr fort: „Wird es Hitler sein, dieser trunksüchtige Bismarck mit seinem lächerlichen Schnurrbart? ... Ich glaube nicht; es muss unsere Revolution sein. Ja, sie wird ihn stürzen ... Ich schlage vor, wir nehmen die Säule mit seiner Statue und stellen sie vor den Kreml, vor seinen letzten Eroberungstraum ...“

„Bist du verrückt?“, unterbrach ich ihn.

—Nein, Doktor; ich werde Stalin raten, es in einer Grube zu errichten, die genauso tief ist wie hoch und deren Sockel darüber liegt. Auch eine Grube hat Erhabenheit, eine Erhabenheit, die einem Tyrannen sehr angemessen ist; eine Grube ist eine umgedrehte Säule.

Er startete den Wagen wieder. Ich sah, dass wir in die Rue de Rivoli einbogen, in Richtung Saint-Paul, weg von den Tuileries, und fragte ihn dann, ob wir nicht zum Louvre fahren würden.

Er antwortete, er müsse kurz zur Botschaft und würde mich in einer beliebigen Bar in Saint-Germain auf ihn warten lassen. Wir gingen am Place du Châtelet vorbei und überquerten die Pont Saint-Michel nach Saint-Germain.

Es war aber nicht vorherbestimmt, dass ich an diesem Tag klassische Malerei genießen würde.

In dem vornehmen Viertel angekommen, beschloss Gabriel, sich eine Zeitung zu kaufen. Er hielt an, kaufte sie, blickte sich um, als suche er etwas, und blieb dann stehen, um zu lesen. Offenbar gefiel ihm der Artikel nicht, denn er ließ die Zeitung wütend zwischen sich liegen.

„Dummkopf!“, rief er gedämpft aus, ohne dass ich erkennen konnte, an wen sich diese Beleidigung richtete.

Er startete den Wagen erneut. Er wirkte sichtlich verärgert. Wenig später stieg er vor einem Zeitungskiosk wieder aus. Ich sah, wie er mehrere Zeitungen kaufte und in jeder etwas las. Neugierig hob ich die Zeitung auf, die er neben mir liegen gelassen hatte. Da Gabriel sie auf die Seite gefaltet hatte, auf der er gelesen hatte, wollte ich herausfinden, was ihn so aufgeregt hatte. Nichts weckte meinen Verdacht; ich las nur alltägliche Nachrichten und Ereignisse, deren Zusammenhang ich nicht erkennen konnte. Nur ein Telegramm aus Lausanne machte mich misstrauisch; es berichtete, dass ein Tschechoslowake namens Hans Eberhnrt auf einer Autobahn kurz vor der Stadt mit einem Maschinengewehr erschossen worden war. Sein Name war mir unbekannt; ich bemerkte seine Nationalität, weil sie dieselbe war wie meine. Ich fragte mich, ob dieses Verbrechen der Grund für Gabriels Aufregung war, aber ich konnte nicht länger darüber nachdenken. Er kam zum Auto, stieg ein und warf eine Handvoll Zeitungen auf den Sitz. Ich rückte zur Seite, um Platz für die Zeitungen und für ihn zu schaffen; Doch ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, mehr herauszufinden, und warf einen verstohlenen Blick auf den durcheinandergewürfelten Zeitungsstapel; mindestens eine war schweizerisch, aus Lausanne. Ich nahm mir vor, später nachzusehen, ob auf der Titelseite über den Mord an dem Tschechen berichtet wurde. Aber zuerst versuchte ich, es auf anderem Wege herauszufinden.

—Schlechte Nachrichten?...— fragte ich.

—Weder gut noch schlecht; mich persönlich betrifft es nicht. Bedauerlich ist lediglich der Mangel an Urteilsvermögen und Gelassenheit bei manchen Menschen, gerade in ihrem Berufsleben.

—Vielleicht mangelnde Erfahrung, junge Berufsanfänger...—Ich wurde milder, als ob ich über etwas Normales spräche.

—Oh nein!... Das sind Profis mit langjähriger, nachweislicher Erfahrung.

Ich hegte immer mehr den Verdacht, dass es sich um dieses Verbrechen handelte, und versuchte, ihn zum Reden zu bringen.

—Jeder kann in seinem Beruf einen einzelnen Fehler machen... Handelt es sich um einen Behandlungsfehler?... Ist ein Freund krank?...

„Sie werden nichts mehr erfahren, Doktor; versuchen Sie gar nicht erst, mich zum Reden zu bringen.“ Er schwieg einige Augenblicke und rief dann plötzlich aus. Er bremste den Wagen ab und setzte sich, während er mit einer Hand fuhr, mit der anderen eine Sonnenbrille auf.

—Schau dir den Mann an, der da vorbeigeht, den mit der Zeitung.

Ich schaute hin und sah einen Fremden, der ebenfalls eine Sonnenbrille trug und aus der entgegengesetzten Richtung mit einer Zeitung in der Hand kam, diese aber nicht las.

—Wir steigen aus, Doktor; folgen Sie ihm, ich gehe jetzt.

Er stieg aus, ließ mich passieren und blieb zurück, wobei er die Autotür verriegelte.

Ich gehorchte und ging vorwärts, bis ich etwa sechs oder acht Meter von dem Mann entfernt war. Gabriel gesellte sich sofort zu mir.

„Geh schon“, sagte er zu mir; „ich folge dir, verstecke mich; er kennt mich auch.“

Er tat es so, und ich konnte seine Schritte im Takt mit meinen hinter mir hören.

Der Mann, der etwa vierzig Jahre alt schien, war ordentlich gekleidet und ging mit einer gewissen Unsicherheit umher, wobei er verstohlene Blicke um sich warf. Er musste mich gesehen haben, aber mein Aussehen beunruhigte ihn nicht. Als er den Kopf weiter wandte ...

Gabriel kam näher und befahl mir mit leiser Stimme, aber immer noch hinter mir versteckt, die Straße zu überqueren. Ich tat es; Gabriel folgte mir und tat so, als würde er sich mit seinem Taschentuch die Nase putzen.

Wir gingen also eine Straße entlang, überquerten zwei weitere und kamen über eine weitere zu einem Platz; es muss der Saint-Germain-Platz gewesen sein, ich bin mir nicht sicher, denn ich war fast der Einzige, der unseren Verfolger ansah.

Der Mann ging auf einen nahegelegenen *U-Bahn*-Eingang zu und verschwand die Treppe hinunter. „Lauf!“, rief Gabriel fast und zerrte an meinem Arm. Ich wäre beinahe gerannt und erreichte den U-Bahn-Eingang. „Schnell runter!“, drängte er erneut. „Kauf zwei der teuersten Fahrkarten und folge ihm, wohin er auch geht.“ Ich eilte hinunter, stolperte über Leute und riskierte *einen Sturz*. Der Mann hatte sich gerade seine Fahrkarte gekauft und ging; ich kaufte zwei, und Gabriel, der gerade ankam, nahm mir eine ab. Wir gingen beide hinein, glaubten, den Mann in der Ferne erkennen zu können, und beeilten uns. Als wir den Bahnsteig betraten, sah ich ihn zunächst nicht.

—Da ist es—, sagte Gabriel und zeigte auf mich. —Lasst uns hingehen, aber getrennt, wir nehmen verschiedene Autos.

Gabriel hatte seine Brille abgenommen und tat so, als läse er Zeitung, um sein Gesicht zu verbergen. Der Zug fuhr ein; es warteten etliche Leute, und wir stiegen in den Waggon neben dem, in den der Mann eingestiegen war. Gabriel sprach Russisch mit mir; er sagte, wir würden am nächsten Bahnhof zu dem Waggon unseres Mannes gehen. Er sagte, sobald wir im Waggon wären, solle ich mich von ihm trennen, ihn aber nicht aus den Augen verlieren, da ich am ersten Bahnhof aussteigen sollte, sobald ich sähe, dass er sein Taschentuch herausholte; aber wenn er ebenfalls ausstieg, sollten wir uns ihm nicht anschließen, falls er es nicht tat. Er sagte, falls wir uns nicht treffen könnten, solle ich am Waggon auf ihn warten, aber falls er länger als zwei Stunden bräuchte, solle ich die Botschaft anrufen, nach Genosse Spiegelglass fragen, meinen Aufenthaltsort angeben und ihm nur erzählen, was passiert war, und hinzufügen, dass ich ihm auch sagen solle, dass wir Walter folgten.

Kaum hatte er mir seine Anweisungen hastig beendet, hielt der Zug. Wir stiegen aus und betraten den nächsten Zug durch getrennte Türen, wir beide stehend.

Ich konnte nicht klar denken, so sehr war ich aufs Beobachten konzentriert. Der Mann hatte sich mit dem Rücken zu der Tür hingesezt, durch die Gabriel eingestiegen war – die letzte im Waggon; ich war durch die erste gegangen. Nichts geschah; Gabriel las weiter. Als ob ihm seine Umgebung völlig egal wäre, lag die Zeitung zwischen seinem Gesicht und dem des Mannes. Ich hatte die Situation noch gar nicht richtig erfasst, da setzte sich der Zug schon wieder in Bewegung. Als er langsamer wurde und sich einem weiteren Bahnhof näherte, zog Gabriel sein Taschentuch heraus, und ich, nun alarmiert, stieg im selben Moment aus, als der Zug hielt.

Wir alle haben eine allgemeine Vorstellung von Zeit, von chronometrischer Zeit, aber von der anderen Art, der Zeit, die ein Ereignis andauert, dessen Intensität unsere Seele und unseren Körper durchdringt, wissen wir nichts; diese Zeit ist nicht Zeit, sie ist Ewigkeit.

Ich fertige diese Abstraktion viele Monate später an, aber immer noch voller Emotionen, um eine Vorstellung davon zu vermitteln, was in wenigen Dutzend Sekunden auf der Uhr geschah, in Wahrheit aber in einer Ewigkeit.

Als ich aus dem Zug stieg, mischte ich mich unter die einsteigenden Fahrgäste. Ich ging den Bahnsteig entlang zurück zum hinteren Teil des Zuges. Ich kam an der letzten Waggontür vorbei, wo Gabriel saß. Ich warf ihm einen Blick zu; ich sah, wie er mit seiner Zeitung fast das Ohr des Mannes berührte. Ich machte noch zwei Schritte, doch ein leises Gefühl, als ob etwas erst spät in mein Bewusstsein drang, ließ mich zurückweichen. Gabriel hatte es begriffen. Ich ging seitwärts an ihm vorbei und sah ihn noch einmal an; er las nicht mehr, sondern starrte gedankenverloren an die Decke des Waggons. Doch unter Er hielt die Zeitung in der linken Hand, deren Rand beinahe den Kopf des Verfolgten berührte, und den unteren Teil der Zeitung hielt er scheinbar in der rechten. Aus seiner Faust ragte die Klinge eines sehr feinen Messers, wie ein Skalpell, und er stützte die Rückseite an seinen ausgestreckten Zeigefinger. Die Glocke läutete und signalisierte die Abfahrt des Zuges; alle automatischen Türen schlossen sich, bis auf die neben Gabriel, die er mit dem Fuß offen hielt. Ich sah Gabriels Hand – nur ich konnte sie sehen, da sie von der Zeitung verdeckt war – sie hatte sich bewegt, und die Klinge war nun nur noch zwei Zentimeter vom Hals des Mannes entfernt. Der Zug ruckte beim Anfahren. Ich sah nichts mehr; ich muss die Augen geschlossen haben. Ein schwarzer Schatten verbarg Gabriels Hand vor mir. Ich hatte nicht einmal die Kraft zu fallen; das Läuten der Glocke und das Rauschen des Zuges umgaben mich und müssen mich gehalten haben. Als ich die Augen öffnete, hatte Gabriel meinen Arm gepackt, und ein Wachmann stand ein paar Schritte entfernt mit dem Rücken zu mir.

All dies geschah in den wenigen Sekunden, die eine Fahrt mit der Pariser *Metro* benötigt. Anhalten und wieder von vorn. Ich versichere Ihnen, dass an jenem Tag die Zeit verschwand und ich die Ewigkeit lebte.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Ich wusste nicht, ob Gabriel dem Mann die Halsschlagader durchtrennt und im letzten Moment auf den Zug gesprungen war.

Ein fast epileptischer Zittern ergriff meine Beine; ich schleifte meine Füße hinter mir her, als ich dachte, ich würde aufspringen; ich versuchte zu schreien, aber ich konnte nicht.

Gabriel muss meinen seltsamen Gesichtsausdruck bemerkt haben; er packte mich fest am Arm und zog mich aus dem Bahnhof. Draußen angekommen, schrie er mich fast an: „Was ist los mit dir?... Was ist los, Doktor!“

Ich wollte antworten, aber meine Zunge gehorchte mir nicht; ich brachte nur das hervor, Mein Kinn zitterte und ich hörte sogar, wie meine Zähne aneinanderklickten.

Gabriel schlug mir mit der Handfläche auf den Rücken.

—Na los, na los!..., benimm dich nicht wie ein Kind, Doktor.

Er führte mich langsam und wortlos, hielt mich fest am Arm. Ich weiß nicht mehr, welchen Weg wir nahmen; ich glaube, wir fuhren mit dem *Taxi*, denn ich erinnere mich nur noch daran, wie ich mich in unserem Auto durch Paris rasen sah. Fernab der Stadt, umgeben von Wäldern, *Chalets und* Palästen, zitterten meine Knie noch immer.

Ich glaubte zu erkennen, dass wir uns irgendwo in Versailles befanden. Kurze Zeit später hielt Gabriel den Wagen vor einem Gartenrestaurant an. Er half mir aus dem Wagen, und wir gingen hinein. Unter einem riesigen Kamin glühten große Glutstücke, in denen mehrere goldbraune Hühner am Spieß brutzelten; ihr Duft war himmlisch. Ein Kellner führte uns zu einem Tisch, der von einer Hecke verdeckt war, und wir setzten uns. Sofort wurde der Tisch mit einer Tischdecke bedeckt, und zwei zylindrische Gläser, deren Inhalt eine komplexe Mischung aus Flüssigkeit und Feststoff war, erschienen vor mir.

„Trinken Sie, Doktor, trinken Sie!“, drängte mich Gabriel und zwang mich gleichzeitig, eine Zigarette anzunehmen.

Ich kippte einen großen Schluck hinunter, ohne zu atmen; meine Augen waren rot unterlaufen und meine Brust brannte. Ich musste tief und wiederholt atmen; es war sehr heftig.

—Wie geht es Ihnen, Doktor?... Reagieren Sie jetzt?...

Ich nickte, immer noch unfähig zu sprechen.

„Was ist passiert, was ist passiert, Doktor?“, fragte mich Gabriel.

Ich trank erneut, ohne zu antworten, und als er seine Frage wiederholte, ließ mich der Mut, den mir das Gebräu verlieh, ausrufen: „Aber du bist der Teufel,

Gabriel!“

Ich sah, wie das Lachen ihm fast über die Lippen kam, aber es blieb ihm im Halse stecken; er unterdrückte es mit diesem flüssigen Feuer in seinem Glas. Und er antwortete mir: „Oh nein!... Doktor, ausgerechnet ein Dämon?... Nein, nur ein einfacher Mann.“

Aber was soll denn jetzt dieser ganze Wirbel? Melden Sie sich, Doktor; haben Sie Satans Schwanz gesehen?

Ich trank noch mehr und fand im Alkohol all den Mut, der mir gefehlt hatte.

—Ja, Gabriel, ich habe Satan gesehen... *Ich habe alles gesehen.*

—Ach, Doktor! Ihre verdammte Neugier!... Eine kindische Neugier, die Sie teuer zu stehen kommen könnte... Sein Herz ist nicht sehr stark, es lässt ihn im Stich...

—Er enttäuscht mich genauso wie seine Vorgesetzten; in gewisser Weise muss ich den großen Revolutionären ähneln.

—Ja, aber aus einem anderen Grund; Ihrer ist rein moralischer Natur. Sie müssten sich lediglich auf Ihr berufliches Gewissen verlassen, um sich vor solchen Kleinigkeiten zu schützen.

Wie immer griff Gabriel zu Paradoxien, um meine Aufmerksamkeit von dem abzulenken, was Schmerzhaft und unangenehm. Ich hätte ihn unterstützen sollen.

—Was hat mein berufliches Gewissen damit zu tun ?...

—Ganz bestimmt, Doktor. Seine Hand würde auch nicht zittern, und sie wäre genauso sicher und fest wie meine, wenn er eine infizierte, nekrotische Drüse entfernen müsste...

—Tatsächlich würde ich nicht zittern; aber es ist eine andere Sache, es geht um ein Leben...

Nein; was Sie Leben nennen, ist nichts weiter als eine verfaulte Zelle, die wir entfernen müssen, damit sie nicht andere ansteckt und das wahre Leben, das sozialistische Leben, zerstört. Sehen Sie es aus dieser professionellen Perspektive, denn ich bin Arzt und für den Schutz dieses Lebens verantwortlich, und Sie werden verstehen, dass es völlig natürlich ist, dass meine Hand nicht zittert.

Als ginge es um Belanglosigkeiten, rief er den Kellner mit einer Geste herbei und bat um den Brief.

Er fragte mich nach den Gerichten, und ich stimmte so vielen zu, wie er auswählte; zweifellos wollte er mir als Entschädigung ein Festmahl bereiten.

Es wurden Vorspeisen und Wein serviert; alles war köstlich, und wir begannen mit dem Mittagessen; aber ich war nicht bereit, unser Gespräch zu dem von Gabriel gewählten Zeitpunkt zu beenden, den er als Triumph betrachten würde.

—Du sagtest, Gabriel... Oh ja!... Du hast ein Argument für berufliche Gleichstellung angeführt, und dem stimme ich nicht zu.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

—Natürlich nicht; ich weiß, ich weiß; seine Moralvorstellungen, sein Ego usw.

„Ich werde immer sagen, dass niemand das Recht hat, über ein Leben so zu urteilen. Was hatte dieser Mann Ihnen angetan, dass er es verdiente, getötet zu werden?“

—Aber glaubst du das wirklich?...

—Hat er ihn nicht getötet?...

—Nein, leider nein.

—Was für eine Ruhe!...— konnte ich nicht anders, als auszurufen und einen tiefen Seufzer der Zufriedenheit auszustoßen.

—Ah!... Du hast es also geglaubt? Nein; es dauerte nur eine Zehntelsekunde, aber dann passierte nichts...

Dieser blöde Wachmann!...

—Es war ein Engel!... Der Schutzengel dieses Mannes.

—Nicht so viele hatten einen Engel, wie er getötet hat.

—Ist er derjenige, der das in Lausanne getan hat?...

Gabriel blickte mich überrascht an und hielt die beladene Gabel in die Luft... und da wurde mir klar, dass ich entdeckt worden war.

—Woher wissen Sie das über Lausanne?... Ich habe Ihnen doch gar nichts erzählt.

Ich muss so rot geworden sein wie ein Junge, der mit den Fingern im Honig erwischt wurde.

Ich musste es gestehen.

"Eine Schlussfolgerung, Gabriel; nur eine Schlussfolgerung... Weißt du: Heute Morgen las ich das in der Zeitung, die du gekauft hast, während du am Kiosk andere durchgesehen hast, und da unter den gekauften auch eine Schweizer Zeitung aus Lausanne war, deshalb..."

Sie hat mich unterbrochen.

„Du wirst gefährlich“, sagte er mir in warnendem Ton, aber ohne Wut; „du hast einen Polizeiinstinkt entwickelt, der...“

—Nicht durch meine Schuld, Gabriel; mir geht es jetzt besser. Du zwingst mich, in dieser Umgebung zu leben, die du Polizeistation nennst, ohne Kontakt zu anderen Menschen und ohne dass ich das will...

—Ja, Doktor, ich verstehe; aber ich rate Ihnen, Ihre Richtung zu ändern. Richten Sie Ihren Blick nach außen, nicht nach innen. Das ist besser.

Ich wollte gerade zu meinen Entschuldigungen zurückkehren, als Gabriel fortfuhr:

„Nun muss ich Sie aufklären, damit Sie nicht versehentlich einen Fehler begehen. Es gibt niemanden, der gefährlicher ist als ein Mann, der nur teilweise informiert ist. Wissen Sie, Doktor, dass der Mann, den Sie heute Morgen in Gefahr sahen, ein General war ...“

—Noch einer!—, rief ich, ohne nachzudenken.

—Ja, noch einer. Zumindest hat er diesen Rang; er ist der Chef des militärischen Geheimdienstes für diesen Teil Europas.

—Ist es immer noch so?...

Offiziell ist er es noch; in Wirklichkeit ist er nur noch ein lebender Leichnam. Ein Verräter, ein gefährlicher Verräter, der aufgrund seiner Position zu viel weiß.

—Und er hat diesen Hans getötet?...

—Nein; dieser Hans, oder besser gesagt Reiss, war sein Freund und Komplize. Ein erstklassiger Trotzkist, Jude...

—Also, du hast ihn getötet?...

„Schlimm, katastrophal schlecht; aber ja, wir haben ihn erledigt. Ich weiß nicht, ob diese Affäre uns schaden wird ... Daher meine große Empörung. Es wird sicherlich Alarm geben, Polizeieinsatz; dieser Krivitzky wird sie führen, er weiß, woher der Putsch kam und wird herausfinden, wer ihn ausgeführt haben könnte; natürlich kennt er die verantwortlichen Idioten, die Rue de Grenelle wird ans Licht kommen ... Und das alles wegen dieser Groschenroman-Mentalität, die so viele Leute haben! ... Ihre Kultur besteht aus *Filmen* und Boulevardzeitungen ... Autos, Gift, Maschinengewehre ... *Filme*, reine *Filme*. Und so, selbst nach der Warnung! ... Verstehen Sie meine Empörung und verstehen Sie auch, dass ich, nachdem mir erst vor wenigen Stunden der Mann in die Hände gefallen war, der diesem Fehler ernsthafte Konsequenzen verpassen kann, ihn eliminieren und gleichzeitig dem Organisator der Reiss-Affäre eine Lektion erteilen wollte ...“

—Eine Lektion?... Worin?...

—Ganz einfach: indem ich praktisch demonstrierte, wie es geht. Keine komplizierten oder spektakulären Methoden; es muss spurlos und ohne jegliche Analysemöglichkeit geschehen... Alles ganz natürlich, im normalen Fluss des Lebens und der Bewegung; als wäre dem Opfer ein Dachziegel auf den Kopf gefallen. Sie haben es ja bereits gesehen; wäre der Wachmann nicht zehn Zentimeter vor mir aufgetaucht, wäre die Halsschlagader meines Mannes durchtrennt gewesen, bevor er überhaupt *begriffen* hätte, was geschah, und er, die anderen und der Zug wären bereits tief im Tunnel gewesen, und ich, ahnungslos und spurlos, hätte die *U-Bahn verlassen*... nicht wahr?

—Ja, natürlich, wie damals, als Navachin — sagte ich, hingerissen von der Fantasie, dass

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Gabriel hatte mich begeistert; aber ich bereute es sofort.

—Das wissen Sie auch!... Sie sind ein pathologischer Fall, Doktor.

Ich wollte ihm sagen, dass ich es mit eigenen Augen gesehen hatte, um mich zu entschuldigen; aber zum Glück...

Ich hielt mich zurück, weil es die Sache nur noch schlimmer gemacht hätte, und suchte nach einer anderen Ausrede.

—Ich las es Stunden später in der Presse; du weißt ja, dass er mich im Stich gelassen hat. Als ich das in der Zeitung las, musste ich unwillkürlich an Goldsmith und Navachin denken.

—Er hat mir nie etwas erzählt...

—Sie werden verstehen, dass es weder einen passenden Zeitpunkt noch eine passende Gelegenheit gab — und, um das Gespräch von mir abzulenken, fügte ich hinzu: —Übrigens, ich bin immer noch fasziniert von dem Zettel, den ich aus Madrid mitgebracht habe... Wissen Sie schon, was er bedeutet?

—Ja; die Rolle bedeutete für mich eine Reise nach Spanien; oder besser gesagt, sie rechtfertigte sie.

—Ja?... Sie haben eine leere Nachricht erhalten?...

—Nein, Doktor, das Papier war nicht leer, es war von mir unterschrieben, Sie wissen ja, dass meine Fingerabdrücke darauf waren.

—Das

stimmt.

—Nun, darauf hatten sie die Position eines Schiffes notiert, das Waffen für die loyale spanische Armee transportierte und von dem Rebellengeschwader im Atlantik erbeutet wurde.

—: Und welche Rolle spielte diese Rolle?...

„Es ist ganz einfach: Am Tag nach Duvals Verhaftung – oder besser gesagt, meiner Verhaftung, wie sie in jener Nacht glaubten – traf ein Militärattaché der spanischen republikanischen Botschaft in der sowjetischen Botschaft ein. Wir hatten ihn erwartet; er wurde von einem jungen, gutaussehenden Sekretär empfangen; dieser Sekretär war ich. Mit der Offenheit eines Eingeweihten übergab mir der spanische Offizier das Papier mit meinen Fingerabdrücken und den Längen- und Breitengradkoordinaten des aufgebrachten Schiffes, wie er erklärte und auch in einem schriftlichen Bericht detailliert darlegte. Ich, Duval, der am Morgen zuvor verhaftet worden war, hatte dieses Papier Tage zuvor einem Gestapo-Spion gegeben, was zur Aufbringung des republikanischen Handelsschiffes geführt hatte. Unmittelbar nach Duvals Verhaftung brachten sie ihn mit dem Flugzeug nach Spanien, doch unglücklicherweise hatte ich mich mitten im Flug, als das Flugzeug über dem Rebellengebiet flog, aus der Luft geworfen. Sie bedauerten das Unglück, denn ich hätte den gesamten faschistischen Spionageapparat in Madrid entlarvt.“ Sie beeilten sich, mich der Botschaft zu melden und meine Identität preiszugeben, damit unsere Dienste Vorsichtsmaßnahmen treffen konnten, denn sie hatten erfahren, dass ich einem sowjetischen Dienst angehörte und dass ich als Agent der UdSSR wenige Tage zuvor in Spanien gewesen war. So lautete die Geschichte, die der angesehene Offizier naiv erzählte.

—Und was hast du getan?

„Nichts; ich bat ihn lediglich, zu untersuchen, wie dieser verdammte Duval es geschafft hatte, sich mitten im Flug ins All zu stürzen, da ich an der Technik interessiert war. Der Mann riss die Augen auf, da er keinen Zusammenhang zwischen meiner Bitte und dem gemeldeten Vorfall erkannte, und fragte mich sogar nach dem Grund meiner technischen Neugier. Ich erwiderte, mein Interesse sei rein wissenschaftlich und rückblickend; ich wolle wissen, wie ein gewisser Lowenstein Jahre zuvor aus seinem Privatflugzeug über dem Ärmelkanal gesprungen war. Der Offizier verabschiedete sich nach meinem überschwänglichen Dank, aber ich bin sicher, er ging mit dem Glauben an die seltsamen Reaktionen der Russen.“

—Ich sehe, Sie wissen immer noch nicht, wie Sie es geschafft haben, Ihre Fingerabdrücke auf diesem Papier zu hinterlassen, oder wissen Sie es jetzt?...

—Nein, ich weiß es immer noch nicht.

Nun, das weiß ich schon.

-NEIN!...

—Ja, das Papier stammte aus der Toilette des Hotels in Madrid.

Sie öffnete die Augen und sie leuchteten sogar noch heller.

—Dieser Berzin ist genial!... Von nun an müssen wir auf der Toilette Handschuhe tragen...

Unser Mittagessen war beendet. Wir blieben danach noch lange am Tisch sitzen.

Wir tranken Kaffee, Liköre und rauchten. Aber wir sprachen über nichts Wichtiges mehr.

Als die Sonne unterging, brachte er mich zum Haus und ließ mich dort zurück.

Ich habe Gabriel mehrere Tage lang nicht gesehen.

XXXIV

MILLERS ENTFÜHRUNG

Ich verbrachte zehn oder zwölf Tage in völliger Einsamkeit. Der Hausherr war die einzige Person.
Der Mensch, der sah.

Er, dessen Name Peter war, hatte mir gesagt, dass ich in dieser Nacht Besuch bekommen würde. Ich hegte den ganzen Nachmittag und einen Teil des Abends die Hoffnung, dass die Entführung abgesagt würde. So dreist sie auch sein mochten, dachte ich, so gewagt wären sie wohl nicht, zwei Verbrechen so kurz nacheinander zu begehen. Obwohl Reiss' Entführung in einem Nachbarland stattgefunden hatte, wusste die Polizei, dass sie in Frankreich geplant war, und der Skandal wäre umso größer, wenn in Paris selbst ein weiteres Verbrechen an einer bekannten Persönlichkeit der weißen Emigrantengemeinschaft verübt würde, zumal es sich um eine Wiederholungstat handelte, da General Kutiepoff erst wenige Jahre zuvor verschwunden war. Ich nahm an, der Besuch würde mir die Absage oder Verschiebung mitteilen, und in dieser Hoffnung erwartete ich den Boten, von dem ich glaubte und hoffte, dass es Gabriel sein würde.

Es war noch nicht zehn Uhr, als ein Auto vorfuhr. Da ich aufmerksam lauschte, konnte ich die Unterhaltung der Einsteigenden und Schritte auf der Treppe hören. Die Geräusche schienen von mehreren Personen zu kommen, und ich erschrak; ich weiß nicht, warum ich befürchtete, es sei die französische Polizei. Ich hatte keine Zeit, mich zu fürchten, denn die Tür öffnete sich sofort, und ich sah Gabriel, begleitet von zwei oder drei Personen, deren Silhouetten ich hinter ihm erkennen konnte. War er von der Polizei eskortiert worden, um mich abzuholen? Gabriel begrüßte mich normal und stellte mich seinen drei Begleitern – es waren drei – vor, indem er sie „den Doktor“ und mich „Kameraden“ nannte. Das war die gesamte Begrüßung.

Ich bat sie, Platz zu nehmen, und sie taten es. Die Handlung wirkte, ich weiß nicht warum, irgendwie bedeutsam. eine gewisse Feierlichkeit.

Zwei der Männer waren blond, wobei ich nicht weiß, ob beide wirklich blond waren; einer hatte sehr blaue Augen, und das muss wohl so gewesen sein, der andere aber braune. Sie waren von guter Größe, fast groß; von ihrer Statur her wirkten sie deutsch. Der dritte war klein, sehr schwächling und dunkelhäutig; sein Aussehen war unauffällig, das einzige markante Merkmal seines Gesichts waren seine schmale Stirn und seine buschigen Augenbrauen. Alle drei waren gut gekleidet.

Gabriel ergriff als Erster das Wort, während er ein Stück Papier aus seiner Jackentasche zog.
„Lassen Sie uns die Einzelheiten der Miller-Angelegenheit besprechen“, sagte er, faltete das Papier auseinander und legte es auf den kleinen Tisch in der Mitte des Raumes.
„Passiert es wirklich?“, wagte ich zu fragen.
—Ja, Doktor—, bestätigte Gabriel, ohne mir viel Beachtung zu schenken.
Darf ich eine Anmerkung machen?...
—Natürlich können Sie sagen, was immer Sie wollen—, antwortete er.
Wäre es angesichts der möglichen Folgen nicht zu riskant, es jetzt zu tun, nach dem, was erst kürzlich geschehen ist?

Nein; die andere Angelegenheit dient als strategisches Ablenkungsmanöver; darüber hinaus werden Sie verstehen, dass die möglichen Konsequenzen bereits bedacht wurden *und* konkrete Handlungsanweisungen vorliegen. Ich danke Ihnen dennoch für Ihre Anmerkung, die Ihr großes Interesse am Wohl des sowjetischen Vaterlandes widerspiegelt. Danke, Herr Doktor.

Mir fiel auf, dass die beiden vermeintlichen Deutschen mich nach Gabriels Rede mit Interesse und Respekt ansahen.

Ich möchte noch hinzufügen, dass wir Russisch gesprochen haben.

Gabriel betrachtete das Papier, eine Karte von Paris, und deutete mit dem Zeigefinger auf eine Stelle: „Das Treffen mit Miller ist hier vereinbart: Ecke Jasmin- und Raffetstraße, 16. Arrondissement. Wir dürfen nicht direkt dort zuschlagen. Miller könnte Männer vorausschicken, um zu beobachten. Obwohl er von der Loyalität des anderen Generals überzeugt zu sein scheint, könnte er Vorsichtsmaßnahmen treffen, und wir müssen jegliche Zeugen und deren mögliche Einmischung vermeiden.“

„Wie soll das gehen?“, fragte der ältere Deutsche.

„Das könnte sich als schwierig erweisen, da wir spontan entscheiden müssen, und es wird hauptsächlich davon abhängen, was Miller selbst tut. Ihr, Genossen, müsst den General finden, wenn er sich zum Treffpunkt begibt, so als ob ihr drei zufällig gleichzeitig dort wärt, was ihn nicht überraschen sollte, da er weiß, dass ihr zum selben Ort geht.“

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Der Treffpunkt. Skoblin hat ihm bereits gesagt, dass Sie den Oberst kennen, und er wird es als selbstverständlich empfinden, dass Sie drei sich bei Ihrem Treffen begrüßen. Gleichzeitig werden Sie ihm mitteilen, dass Skoblin an der vereinbarten Ecke wartet. Doch was so natürlich und einfach erscheint, erfordert Vorbereitung und einen Aufwand, der mir nicht gefällt. Ich muss eine Kommunikationsverbindung organisieren; der erste Beobachtungsposten muss gegenüber dem Ort eingerichtet werden, von dem der General zum Treffen aufbrechen wird; aber wie soll ich das herausfinden?... Ich werde ihn neben dem Veteranenwohnheim einrichten; das ist der wahrscheinlichste Ort, aber er ist nicht endgültig. Wenn er von dort aufbricht, entweder von oben oder von der anderen Straßenseite, werden sie mir Bescheid geben, ob er zu Fuß kommt und welche Straßen, und es wird nicht schwer sein, die Straße und die Richtung zu erraten, aus der er ankommen wird. Wenn er das Veteranenzentrum nicht verlässt, kann ich ihn immer noch über die Anrufe von Plevitzcaya ausfindig machen. Sollten sie ihn finden, geben sie mir Bescheid. Das ist aber allein meine Angelegenheit und geht niemanden etwas an. Sie vier müssen Ihr Taxi ganz in der *Nähe* der Ecke positionieren, wo wir uns treffen und auf meine Anweisungen warten.

Wenn Miller wie vereinbart allein kommt und nichts Ungewöhnliches passiert, sage ich Ihnen, Sie sollen ihm auf der Straße entgegengehen, von der er kommen soll. Sie beide kennen ihn, und auch der Fahrer des Wagens. Wenn Sie ihn kommen sehen und er rechts von Ihnen auf dem Bürgersteig steht, hält er an. Sie steigen dann beide aus, bevor er Sie sieht, und gehen langsam in Richtung der Treffpunktecke, sodass der General Sie einholen muss. So kann die zufällige Begegnung stattfinden, bevor Sie die Ecke erreichen.

—Nun, den Rest kennen wir alle drei— unterbrach der jüngere „Deutsche“.

„Wie ich eingangs schon sagte“, fuhr Gabriel fort, „habe ich all diese etwas komplizierten Manöver einzig und allein ausgeheckt, um die Operation nicht genau an dem vereinbarten Treffpunkt mit Miller durchzuführen und so ein mögliches Eingreifen seiner dort postierten Männer zu verhindern. Doch die Möglichkeit, ihn zu erreichen, bevor er die Ecke Jasmin und Raffet erreicht, hängt gänzlich davon ab, den genauen Ausgangspunkt des Generals für das Treffen zu ermitteln. Sollte Miller von einem unbekannten Ort kommen oder mit dem Auto statt zu Fuß unterwegs sein, dann war alles umsonst; es war alles sinnlos, und wir müssen den Plan verwerfen. Es bleibt nur eine Möglichkeit: ihn an der vereinbarten Ecke abzufangen und dabei ein Gefecht mit seinen dort möglicherweise postierten Männern zu riskieren. Ich würde es nicht so wollen, aber wir müssen gehorchen, denn Befehle erlauben weder Aufschub noch Rückzug.“ Spiegelglass hatte den unmissverständlichen Befehl überbracht. Ich habe Slutsky gegenüber meine Bedenken hinsichtlich der Gefahren eines Vorgehens an dem von Ihnen arrangierten Treffpunkt geäußert und sogar den Kommissar gewarnt; doch er hat geschwiegen, und Slutsky und Spiegelglass befahlen uns nun zum Handeln. Ich habe um freie Hand gebeten, die Operation jederzeit abbrechen zu können, doch diese wurde mir verweigert.

—Selbst wenn er seinen Plan kannte, die Entführung entlang der Route des Generals durchzuführen?...

„Nein, Genosse“, erwiderte Gabriel, „die beiden wissen nichts von ihr, und ich danke Ihnen für Ihre Unterbrechung, denn ich muss alle warnen: Niemand darf von meinem Plan sprechen, Miller unterwegs anzugreifen, nicht an der Ecke. Außer uns fünf, den fünf, die das Risiko eingegangen sind, darf niemand etwas wissen. Niemand, ich wiederhole, niemand, der davon weiß ... Notfalls werde ich diesen Befehl persönlich bei Jechow bezeugen, und damit ist Ihre Verantwortung beglichen. Wenn Sie wollen, Genossen, bin ich bereit, Ihnen den unterzeichneten Befehl zu Ihrem Schweigen *auszuhändigen*. Wollen Sie ihn schriftlich?“ Die beiden Deutschen sahen sich an, und ich beeilte mich zu sagen: „Brauche ich nicht, Genosse.“ Auch die Deutschen lehnten ab.

„Und du, Genosse?“, fragte Gabriel den schweigsamen dritten Mann.

-Ich auch.

—Danke, Genossen; ich fahre fort. Wenn wir an der Ecke handeln wollen, wartet ihr beide dort allein, oder besser gesagt, ihr werdet allein dort eintreffen, pünktlich wie ein Uhrwerk. Da Skoblin nicht kommt, müsst ihr mit Miller eine Weile warten. Ihr habt euer Gespräch über Witzleben und Beck bereits geübt; ihr werdet es so lange wie nötig verlängern. Wenn die genaue Zeit verstrichen ist und Skoblin nicht da ist, schlägt ihr Miller vor, dass wir uns an einem geeigneten Ort unterhalten, den er ohne euer Zutun auswählen muss; wenn er zustimmt, zieht ihr euren Hut – und er deutete auf den prominentesten –; auf dieses Zeichen nähert sich das *Taxi* sehr langsam und nah an den Bordstein, und ihr überredet Miller einzusteigen; Eine entspannte *Taxifahrt* zu einem von ihm gewählten Ort, um über etwas so Absonderliches wie den Fall der Sowjets und – dank ihm – deren Ersetzung durch einen Zaren zu sprechen – entweder verstehe ich nichts von Psychologie, oder der General steigt *ohne* Zögern oder Misstrauen ins Taxi. Was Sie betrifft, Doktor, sollten Sie im letzteren Fall das *Taxi* verlassen, sobald diese beiden Genossen ausgestiegen sind; Sie und dieser andere Genosse ebenfalls, in dem Versuch, ...

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Ihr beide wartet in der Nähe, vertieft in die Lektüre und Diskussion der Zeitung, die ihr in der Hand haltet. Wenn Miller freiwillig ins Auto steigt, wird es beim Starten kurz ruckeln. Der Mechaniker wird das beheben, sobald ihr, Doktor und der Kamerad, an der Autotür seid. Der Fahrer setzt sich wieder ans Steuer und startet den Motor mit einem Knall. Der Kamerad reißt die Tür auf, und ihr drei überwältigt Miller. Auch du, Doktor, steigst ein, so gut es geht. Das Auto beschleunigt schnell, und ich muss ihm nur noch die Injektion geben. Auch wenn Millers Leute eingreifen könnten, macht euch keine Sorgen; ich werde persönlich eingreifen, falls nötig.

—Sind wir nicht zu viele für das Auto?— fragte ich.

—Ja, zu viele, aber das *Taxi* ist geräumig und hat ein recht hohes Dach, das wurde berücksichtigt. Sie sollten wissen, dass, wenn Sie beide einsteigen, die beiden anderen Kameraden und Miller nur die Rückbank belegen *und* den General festhalten, sodass Sie so viel Platz wie möglich haben. Noch weitere Anmerkungen?

Niemand sprach mehr. Mir hätten tausend weitere Hindernisse einfallen können, um die Sache hinauszuzögern, aber ich verstand, dass das alles sinnlos war, und so schwieg auch ich.

Sie gingen. Vom Türrahmen aus rief Gabriel mir Mut zu, sodass die anderen es nicht hören konnten: „Kopf hoch, Doktor; alles wird gut. Vertrau mir.“

Während ich dies schreibe, sind Monate vergangen, und ich bin Tausende von Kilometern von Paris entfernt; doch das macht die Szenen nicht weniger deutlich. Vor diesen Ereignissen habe ich zwar schreckliche und tragische Momente durchlebt; mein Leben war sogar in Gefahr. Aber ich war nur Augenzeuge, und wenn ich handelte, dann unter unmittelbarem Zwang und ständiger Überwachung. Marschall Gamarniks Handlungen fanden unter ganz anderen Umständen statt, auf sowjetischem Territorium und im Rahmen des Gesetzes – eines Strafrechts, wohl gemerkt, aber eines, das meine Beihilfe zu dem Verbrechen zu einer legalen Handlung machte. In Paris war es anders; ich war aktiv an dem Verbrechen beteiligt und handelte außerhalb des Gesetzes. Natürlich war mein psychischer Zustand ein ganz anderer. Zu meinem Abscheu und meiner moralischen Abscheu vor dem Verbrechen gesellte sich meine Angst vor dem Gesetz, das mich bestrafen konnte und sollte, wenn ich versagte. Unzählige Male blickte ich mit echter Panik auf die Spritze, die die Mordwaffe in meinen Händen sein sollte, und wie sorgfältig ich sie immer wieder testete und zurück in ihr mit Watte ausgekleidetes Metallröhrchen steckte. Ich musste das Problem lösen, die gefüllte Spritze so zu transportieren, dass durch versehentlichen Druck auf den Kolben die Flüssigkeit auslief. Meine Lösung war ein innen gestepptes Aluminiumrohr, das ungefähr so lang war wie die gefüllte Spritze. Mit dem Rohr und der Spritze darin in der oberen Tasche meiner Weste bestand keine Gefahr mehr, dass Flüssigkeit auslief.

Da ich keine Hoffnung auf eine lange Verzögerung, geschweige denn eine Aussetzung, oder gar auf meinen eigenen Selbstmord sah, wünschte ich mir fast, die Wartezeit würde verkürzt. Wenn das Verbrechen schon geschehen musste, dann sollte es so schnell wie möglich geschehen, damit ich meine ungeheure Qual endlich loswerden konnte, selbst wenn es bedeutete, eine neue zu erleiden.

Und wie alles Schlechte einmal ein Ende hat, so kam auch dieser Tag.

Es war gegen zehn Uhr, als Gabriel mich persönlich abholte. Hastig forderte er mich auf, alles für meinen Auftritt vorzubereiten; er sollte tagsüber, von zwölf bis eins, stattfinden. Meine ganze mentale Vorbereitung war umsonst; ich begann, völlig ziellos in meinem Zimmer umherzulaufen. Ich wollte zuerst meinen Mantel anziehen, gab es aber auf; ich erinnerte mich an das schöne Wetter und außerdem daran, dass ich mich damit nur noch ungeschickter bewegen würde. Ich nahm die Ampullen und die Spritze und lief, aus reiner geistiger Trägheit, zweimal auf und ab, um herauszufinden, wie ich sie desinfizieren sollte. Es war klar, dass ich für Ungewöhnliches einfach nicht geeignet war. Schließlich schaffte ich es, die Spritze zu füllen, sie in das Röhrchen zu stecken und es in meine Westentasche zu schieben. Gabriel beobachtete mich wortlos, und als ich fertig war und ihn ansah, gab er mir folgenden Rat: „Ich empfehle dir, ruhig zu bleiben. Konzentriere dich dazu jetzt nur auf das, was du persönlich zu tun hast.“ Denk an nichts anderes; Lasst alle handeln, ohne euch Gedanken darüber zu machen, ob sie richtig oder falsch handeln. Oh!

Noch etwas: Falls es zu einer Verhaftung kommt, hier ist Ihr neuer Pass; prägt ihn euch sofort ein. Sie sind ein polnischer Arzt, der nach Spanien reist, wo Sie bereits in der republikanischen Armee waren. Sie wissen nichts über Miller. Ihre Kameraden, ebenfalls Offiziere in Spanien, haben Ihnen erzählt, er sei Oberst der Brigaden gewesen, der wegen einer psychischen Erkrankung desertiert sei, und dass man ihn lediglich in ein Sanatorium einweisen wollte. Ihre Kameraden werden sagen, dass er

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Sie wurden getäuscht. Sind Sie zufrieden? Wir konnten nichts mehr für Sie tun. Sie werden sofort freigelassen, denn da kein Blut vergossen wird, muss Ihnen eine Kautionsgewährung werden; diese wird umgehend hinterlegt, und wir werden Frankreich verlassen. Ich kann nicht ohne Sie zum Kommissar gehen; das wissen Sie, zu Ihrem eigenen Schutz.

Ich erfuhr meinen neuen Namen und weitere Details meiner offiziellen Identität. Ich war ein gewisser Casimir Stemler, gebürtig aus Lodz, Arzt.

Wir gingen gemeinsam in den Garten. Rechts vom Tor sah ich einen mittelgroßen, abgedeckten Lieferwagen. Ich achtete nicht weiter darauf, stieg ein und fuhr los. Pedro öffnete uns die Haustür, und Gabriel warnte ihn, nachmittags wachsam zu sein. Der Mann nickte, als hätte er vorher Anweisungen erhalten, und wir fuhren weg.

Es war ein herrlicher Tag; nicht einmal meine trüben Gedanken konnten mich daran hindern, die Klarheit und Freude zu bewundern, die die Sonne der Vegetation, der Luft und den Menschen schenkte. Die Luft, sanft und ab und zu von einer duftenden Brise umweht, schien meine Sorgen forttragen zu wollen.

Nach einer langen Fahrt um den Pariser Autobahnring erreichten wir das Herz der Stadt. Die Häuser bildeten nun eigene Straßen, jede luxuriöser und schöner als die vorherige. Viele Menschen flanieren über die *Boulevards* und Bürgersteige. Das war nicht gerade förderlich für den Erfolg; ein Regentag hätte die Zeugen von den Straßen ferngehalten. Ich klammerte mich noch immer an die Hoffnung, dass alles im letzten Moment abgesagt würde. Wir machten Halt in der Nähe einer Bar.

„Warte hier auf mich“, sagte Gabriel und ging in das Lokal. Ich schaute auf meine Uhr; es war 11:20 Uhr. Gabriel ließ eine Weile auf sich warten. „Er ist noch im White Center“, sagte er. „Wir sollten auf Neuigkeiten warten.“

Eine Viertelstunde war bereits vergangen, als sich mir jemand näherte und ich ihn sagen hörte:
—Es ist gerade erst erschienen.
—Zu Fuß?— fragte Gabriel—.
—Ja, zu Fuß— antwortete der Fremde.

Sie führten dieses kurze Gespräch, ohne einander anzusehen, als ob sie nicht miteinander sprächen. Noch einer. Weitere Minuten vergingen, dann kam wieder einer, und auf dieselbe Weise sagte er: „Er ist in die *Metrostation* Marboeuf eingestiegen“ und ging weg.

Als ich diese beeindruckende Gruppe von Männern sah, dachte ich, der gesamte NKWD sei mobilisiert. Gabriel startete den Wagen, aber wir gingen ein kurzes Stück zu Fuß. Er bog um eine nahegelegene Ecke und hielt hinter einem anderen Auto an, das älter aussah als unseres. „Steigen Sie auch aus, Doktor“, befahl er mir. Ich tat es, und wir gingen beide zu dem Wagen vor uns.
„Steig ein“, sagte er und öffnete mir die Tür. Im Auto sah ich meine drei Bekannten. Gabriel erklärte, ohne die Tür ganz zu schließen: „Er kommt mit der *U-Bahn* und steigt an der Station Jasmin in der Mozartstraße aus. Lasst ihn nicht bis Raffet fahren. Wenn ihr beide die Kreuzung Jasmin/Miller überquert, achtet darauf, dass das Auto direkt auf euch drei zufährt. Du, Suslov, hier rechts, hältst die Tür einen Spalt offen und öffnest sie ganz, wenn ihr bei ihnen seid, und handelst dann.“ Er klopfte mit den Knöcheln gegen die Innenseite der Scheibe, und der Fahrer trat zur Seite und lauschte. „Sind die Bremsen in Ordnung?“

„Jawohl, Genosse“, antwortete er. „Auf mein Kommando hin bremsen Sie scharf, aber lassen Sie den Motor laufen. Sobald Sie im Auto sitzen, geben Sie Gas und fahren Sie los; ich warte mit meinem Wagen daneben. Verstanden? ... Parken Sie den Wagen auf der Mozartstraße, vor der *Metro* ... Oh! Vergessen Sie nicht, den Arm vom Start weg auszustrecken. Das ist alles. Los geht's.“

Er schloss die Tür und sah uns nach, wie wir wegfuhren. Wir waren erst zwei Blocks gefahren, als wir wieder anhielten. Die beiden Deutschen stiegen aus; ich sah, wie sie mit steifer Haltung gingen, viel eleganter als bei unserer ersten Begegnung. Meiner Meinung nach hatten sie eine zu typisch deutsche, militärische Ausstrahlung. Wir sahen, wie sie vor dem *U-Bahn-Ausgang* stehen blieben, aber so, dass sie von den Aussteigenden nicht gesehen werden konnten. Der Mann namens Suslov hatte sie fest im Blick, und der Fahrer tat es ihnen gleich. Der Motor lief. Ich konnte kaum etwas sehen; mein Herz hämmerte, als wollte es mir aus der Brust springen. Ich zitterte nicht, aber ich spürte ein Stechen im Oberbauch. Immer wieder schaute ich auf die Uhr, aber ich verlor das Zeitgefühl. Ich hatte jegliches Zeitgefühl verloren, aber ich hatte das Gefühl, dass unsere Wartezeit ewig dauern würde.

Ich hörte einen gutturalen Schrei meines Begleiters; ich sah hin, als der Wagen bereits in Bewegung war; die Deutschen hatten sich am äußersten Rand des Jasmin-Bürgersteigs zu einem dritten Wagen gesellt. Ich sah fast nichts mehr; ich bemerkte nur, wie der Wagen abbog und beschleunigte. Ich umklammerte die Pfeife unter meiner Jacke. Suslov hatte den Türöffner in der Hand; ich war neben ihm gerutscht, und er schob mich mit der linken Hand zur gegenüberliegenden Ecke, und ich glaube, seine Hand tat mir weh. Die Tür öffnete sich ganz, und ich glaubte, einige Gestalten in der Nähe zu sehen, die sich schubsten; ein anderer Wagen, sehr nah an unserem und parallel zu unserem, hätte sie beinahe überfahren. Es war nur ein Augenblick.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Der Mann steckte Kopf und Schultern durch die Tür. Suslow packte ihn blitzschnell mit beiden Händen am Hals und zertrte ihn hinein; ein Deutscher drückte ihn von hinten. Es gab keinen Schrei, nur ein paar Keuchlaute. Das Motorengeräusch übertönte alles. Ich war zurückgewichen, wollte verschwinden. Ich weiß nicht, wie Miller – es musste er gewesen sein – neben mir gelandet war, fast auf mir, festgehalten von Suslows Händen, die immer noch an seiner Kehle lagen. Ein Deutscher war ebenfalls hereingekommen, und die Tür schloss sich hinter ihm.

Als ich den Bericht erneut las, fand ich ihn ziemlich genau; dennoch hatte ich den Eindruck, dass es sehr lange gedauert hatte. Nein, ich bin mir sicher, dass Miller genauso schnell ins Auto stieg wie ich in jedes andere. Als ich die Szene später rekonstruierte, war ich überzeugt, dass sie den Umstehenden entgangen sein musste. Wenn niemand vor dem Geschehen gewarnt worden war, hätte er nichts gesehen. Selbst jemand, der wusste, was dort passieren könnte, musste fast mitten auf der Straße oder auf einem Balkon stehen, denn die beiden Autos blockierten beide Seiten, und von den Bürgersteigen aus konnte niemand unsere Autotür sehen.

Nur jemand, der auf dem geraden Straßenabschnitt zwischen den beiden Autos stand, hätte dies sehen können, da der Abstand zwischen ihnen in diesem Moment weniger als einen Meter betrug.

Ehe ich mich versah, marschierten wir bereits in gleichmäßigem Tempo. Der Blick des Deutschen, der mit dem Rücken zu mir vor mir kniete, riss mich aus meinen Gedanken. Ich musste handeln, dachte ich, und die Tube in meiner Hand bestätigte es. Ungeschickt zog ich die Spritze heraus. Der Deutsche hielt die Beine des Generals fest; ich stach sie ihm in den Oberschenkel und injizierte... Ich dachte, der Kolben würde sich nicht bewegen. Ich zog mich in meine Ecke zurück und weigerte mich, weiterzusehen. Ich schloss die Augen, und mir kam der Gedanke, dass dieser Suslow den General erwürgt hatte. Ich zuckte zusammen und sah mich erschrocken um. Der General rührte sich nicht, und nach zwei vergeblichen Versuchen zu sprechen, brachte ich schließlich hervor: „Wird er ihn nicht ersticken?“

—Nein—erwiderte er—; diese Fesselung erlaubt ihm, perfekt zu atmen; aber du wirst mir Bescheid geben, Genosse, wann ich ihn freilassen kann.

Ich wusste nicht, ob seit der Injektion viele oder wenige Minuten vergangen waren, und musste sagen: „Versuchen Sie es ... mal sehen.“ Langsam lockerte er seinen Griff, als ließe er einen Vogel frei, der Angst hatte, wegzufliegen, bereit, erneut zuzudrücken; doch der General konnte zweifellos nicht mehr sprechen. Er versuchte nur noch wenige Bewegungen und erstarrte bald.

Mir war gar nicht bewusst, wie lange die Fahrt gedauert hatte. Der Fahrer hupte dreimal und wendete kurz darauf. Als ich hinaussah, bemerkte ich, dass wir im Garten des Hauses standen, in dem ich wohnte. Der Deutsche stieg aus, und ich tat es ihm gleich. Im selben Moment fuhr Gabriels Wagen vor, und das Gartentor schloss sich hinter ihm. Pedro, der Deutsche, und Suslow trugen General Miller ins Haus. Während sie ihn aus dem Wagen holten, blickte ich über die Gartenmauer. Ich hatte befürchtet, jemand könnte die Aktion von einem Nachbarhaus oder einem Hügel aus beobachten, aber ich sah kein Gebäude, das auf unseres überblickte. Zweifellos war die Wahl des Hauses gut überlegt.

Gabriel und ich folgten denjenigen, die den General trugen, und schlossen die Tür hinter uns. Sie legten Miller in einem Zimmer links auf ein niedriges Bett. Ich ging hinein, um nach ihm zu sehen, und stellte fest, dass es ihm gut ging. Da die Wirkung der Injektion voraussichtlich mindestens drei Stunden anhalten würde, konnte ich nichts mehr tun.

Suslow blieb auf Wache, und wir anderen gingen nach draußen. Der Fahrer war draußen geblieben, und Gabriel ging mit Peter in den Garten. Durch die Tür sah ich das *Taxi* wegfahren; es musste weg sein, denn ich sah es nicht wieder. Gabriel kam zurück und sagte zu dem Deutschen und mir: „Egal wie gut man plant, man vergisst immer etwas Wichtiges. Ich habe nicht an die *U-Bahn* *gedacht*; ich dachte nur, er könnte mit dem Auto oder zu Fuß kommen. Jedenfalls haben wir es vermieden, am vereinbarten Treffpunkt zu agieren, und obwohl er nicht weit entfernt war, konnten wir die Anwesenheit von potenziellen Störenfriedern umgehen. Ich befürchtete auch, er könnte in Begleitung von weit her kommen, aber selbst dann ermöglichte uns die *Blockade* durch die beiden Autos, den General unbemerkt hinauszuschmuggeln. Aber ich rede zu viel. Du, Genosse, bleib hier; der Arzt und ich gehen. Geh hoch in dein Zimmer und lass dir von Peter schnell mit dem Gepäck helfen. Beeil dich.“

Ich habe es schnell erledigt und war nach fünf Minuten wieder unten mit meinen beiden Koffern und der Aktentasche. Gabriel und ich verließen das Haus und fuhren los.

„Wie geht es Ihren Nerven, Doktor?“, fragte er mich.

—Der Schock hat mich handlungsunfähig gemacht.

—Unglaublich?... Warum? Alles ist absolut korrekt und mühelos abgelaufen.

Sicherlich hatte seine Fantasie, durch das lange Nachdenken, eine übertriebene Vorstellung von dem Ereignis geformt.

—Und war das nicht wirklich erstaunlich?...

Nicht wirklich; du hast es ja gesehen. Die Sache ist, nüchtern betrachtet, ganz einfach. Die Straße ist, anders als man vielleicht annehmen würde, kein besonders gefährlicher Ort. Ja, es gibt Leute, die einen Plan durchkreuzen können; aber nur, wenn sie reagieren können, und das tun sie nur, wenn ihre Erwartungen enttäuscht werden. Selbst der spektakulärste Schuss lässt, wenn vorher oder nachher kein Geschrei und kein Weglaufen zu hören ist, fast jeden kalt; denn jeder ist mit seinen eigenen Problemen oder seiner eigenen Neugier beschäftigt. Die Straße bietet für das Unerwartete und Plötzliche, egal wie viele Menschen vorbeigehen, dieselbe Straflosigkeit wie ein tropischer Dschungel. Ja, im Grunde ist sie genau das: ein Dschungel aus wandelnden Büschen.

Mir wurde klar, dass Gabriel mich mit diesen Lektionen über die Psychologie von Menschenmengen auf der Straße ablenken wollte; für ihn war es experimentelle Psychologie.

Wir befanden uns wieder auf einer der Hauptverkehrsadern von Paris und erreichten inmitten des Verkehrs die Champs-Élysées. Nun fuhren wir langsam. Wir fuhren ein Stück von der Avenue ab und hielten vor einem Café. Gabriel schloss die Autotür ab, als wir ausstiegen. Wir gingen hinein, und er wies mir meinen Platz zu, legte eine Zeitung, die er gekauft hatte, auf den Tisch und sagte: „Bestell dir ein paar Vorspeisen und lies die Zeitung, während ich telefoniere.“

Er ging mit seiner üblichen Lässigkeit durch die Menge und zündete sich eine Zigarette an. Ich tat, wie er gesagt hatte. Ich rührte das Getränk nicht an, das man mir servierte, denn mit der Zeitung in der Hand fiel mir ein, dass ich unsere Entführung ansprechen könnte, da es schon nach zwei Uhr nachmittags war. Ich überflog eifrig jede Seite und verschlang die Schlagzeilen, aber es gab nichts zu lesen. Ich glaube, ich seufzte zufrieden auf, und dann konnte ich endlich trinken und rauchen.

Gabriel ließ lange auf sich warten. Als er zurückkam, setzte er sich und versicherte mir: „Unsere Informationen deuten auf nichts Ungewöhnliches hin. Wir können bereits bestätigen, dass damals niemand etwas Verdächtiges bemerkt hat. Was die Weißen Russen betrifft, scheint auch bei ihnen alles in Ordnung zu sein. Es ist so gut wie sicher, dass das Verschwinden des Generals für sie bis jetzt völlig normal ist. Gehen wir; wir können in aller Ruhe zu Mittag essen.“

Wir haben es in einem diskreten Restaurant getan. Gabriel telefonierte während der halben Stunde, die es dauerte, dreimal.

„Das kann nicht sein“, sagte er bei seiner letzten Rückkehr. „Ich habe versucht, uns sofort rauszuholen und den Mann mitzunehmen, aber es gibt Probleme mit dem Flugzeug. Eines der Triebwerke ist defekt, und sie werden es erst heute Abend reparieren. Ich hätte diese Waffenruhe gern genutzt, um zu fliehen, da die Weißen und die Polizei immer noch ignorant sind.“

—Ja —ich räumte ein —, es wäre besser gewesen; die Minuten, die ich hier verbringe, kitzeln mich.

„Warum, Doktor?... Für Sie ist die Gefahr vorüber. Niemand hat Ihre persönlichen Eigenschaften, niemand hat Sie eingreifen sehen... Wovor haben Sie Angst?“

—Ja, das stimmt; aber ich möchte es unbedingt beenden.

—Nun, es bleibt nicht mehr viel Zeit. Wir verlassen Frankreich morgen. Los geht's. Wie wäre es, wenn ich endlich mal wieder ruhig schlafen könnte?, fragte er mich.

Ich nickte und wir gingen. Er brachte mich zu dem kleinen Haus, in dem ich das letzte Mal gewohnt hatte – das Ich war in Paris. Er hat mich mit meinem Gepäck allein gelassen.

„Schlafen Sie gut, Doktor“, riet er mir zum Abschied, „ich hole Sie ab.“

—Und wenn er aufwacht?...

—Wer?... Oh! Ja, keine Sorge, es wird nichts passieren. Wir sehen uns später oder morgen.

Ich ging in mein altes Zimmer. Die Vermieterin hatte sich bereits in meinem Bett umgedreht. Ich brauchte eine Weile, um einzuschlafen, und mein Schlaf war unruhig und unterbrochen. Allein nun reagierten meine Nerven auf die Anspannung, die ich einige Stunden zuvor verspürt hatte. Die Stille und Ruhe, die mich umgab, standen im krassen Gegensatz zu all dem, was ich an diesem Tag erlebt hatte und was in meinem Kopf herumwirbelte und taumelte.

XXXV

NACH SPANIEN

Ich schreckte hoch. Der Schlaf hatte mich wohl in den letzten Stunden übermannt, und als man mich rief, kam ich nur mit Mühe wieder zu Bewusstsein. Zuerst wusste ich weder, wo ich war, noch wer ich war; ich erkannte die Person nicht, die mich beim Aufwachen an der Schulter rüttelte. Schließlich erkannte ich die Vermieterin.

Sie hatten ihm telefonisch gesagt, er solle mich anrufen.

Etwa zwanzig Minuten später hörte ich ein Auto vorfahren. Gabriel stieg sofort ein und fragte, ob ich gut geschlafen hätte. Ich hatte mich gerade gewaschen und mich ihm zur Verfügung gestellt. Wir fuhren sofort los, und als wir den Motor starteten, sagte er mir, wir würden zuerst zu dem Haus fahren, in dem der General wohnte, damit ich ihn noch einmal in den Schlaf wiegen konnte, bevor wir unsere Reise fortsetzten.

Es muss kurz nach drei Uhr morgens gewesen sein; der Himmel war fast klar, mit einer diffusen Wolke ohne Sterne.

Zurück im Haus bereitete ich die Injektion vor, diesmal nachdem ich sie sterilisiert hatte, und ging zu dem General. Er war wach und angezogen. Seine Hände und Füße waren an die vier Bettbeine gefesselt. Er war nicht geknebelt, blieb aber völlig still. Er sah mich mit tiefen, ernsten Augen an; ich sah keine Angst darin, aber Besorgnis, denn sein Blick folgte jeder meiner Bewegungen. Der Anblick eines Mannes mit der Injektionsnadel in der Hand, der auf ihn zukam, war nicht beruhigend, das verstand ich; aber er musste sich bemüht haben, keine Regung zu zeigen, und es war ihm gelungen. Ich überlegte kurz, ihn vorher zu beruhigen, aber die Anwesenheit des Russen und Peters lähmte meine ohnehin schon lallende Zunge, denn ich wurde von Scham und Abscheu vor mir selbst überwältigt.

Ich injizierte einfach, ohne den Blick des Generals zu beachten; er hielt seine Armmuskeln angespannt, und seine Anspannung war das Einzige, was seinen psychischen Zustand verriet; er beschwerte sich nicht, sprach nicht und es gab nicht einmal die geringste Muskelkontraktion.

Als ich fertig war, ging ich sofort hinaus, angeblich um die Spritze wegzulegen, in Wirklichkeit aber, um nicht länger in der Gegenwart des Opfers leiden zu müssen. Ich ging nicht wieder hinein; ich ließ die Injektion wirken und machte einen Spaziergang, rauchend. Pedro kam heraus und lud mich nach kurzer Zeit zum Frühstück in den Speisesaal ein. Es gab Kaffee, Butter und Toast. Gabriel und die beiden Deutschen hatten bereits gegessen, und nach dem üblichen „Prost“ baten sie mich, mich zu ihnen zu setzen. Ich aß mein Frühstück lustlos; sie waren zuerst fertig und gingen; ich beschloss, dort zu bleiben, mein Essen in Ruhe zu genießen und mich nicht zu bewegen, obwohl ich Geräusche und Schritte hörte; ich glaubte sogar, einen Motor zu hören, dessen Dröhnen in der Ferne verhallte.

Als Gabriel mich rief, sah ich nur Peter.

Er sagte mir, wir würden abreisen. Bevor ich den ersten Schritt tat, warf ich einen Blick zu dem Zimmer, in dem der General gelegen hatte; seine Tür war offen und das Bett leer. Ich muss wohl fragend geblickt haben, denn Gabriel sagte: „Sie haben ihn schon mitgenommen.“ Und ohne ein weiteres Wort fuhren wir fort. Pedro schloss die Haustür und die Straßentür von außen ab, legte sich zu den Koffern auf den Rücksitz unseres Wagens, und wir fuhren wieder los.

Es wurde heller, aber die Sonne war noch nicht aufgegangen. Wir drei verließen schweigend Paris. In zügigem Tempo würden wir anderthalb Stunden brauchen, um anzuhalten. Wir warteten lange an einer Kreuzung; immer wieder fuhren Lastwagen aller Größen an uns vorbei. Einer davon, mit Planen abgedeckt, hielt neben unserem Wagen. Am Steuer saß ein Fremder, der Gabriel ansprach: „Sei gegrüßt, Genosse“, sagte er; „alles in Ordnung; die Ladung ist da.“

"In Ordnung", antwortete Gabriel; "wir gehen, Genosse. Prost."

Als das Fahrzeug links neben meinem Sitz angehalten hatte, lugte ich hinaus und sah ihm nach, wie es wegfuhr; über dem Nummernschild standen die Buchstaben CD, und es war nicht schwer, anhand der Kreuzworträtsel und der Initialen des Diplomatischen Korps zu erraten, dass der General an diesem Morgen unter der Immunität der sowjetischen Botschaft transportiert worden war und irgendwo „wohlbehalten“ zurückgelassen wurde... Aber wo?

Jetzt fiel mir wieder ein, dass dieser diplomatische Lieferwagen derselbe war wie der Lastwagen, den ich in einer Ecke des Gartens gesehen hatte, als ich hinausging, um die Entführung in Mozarts Werkstatt durchzuführen.

Ich machte mir all diese Gedanken, als wir schon aufbrachen, und vertieft darin merkte ich gar nicht, wie lange die Fahrt dauerte. Als wir anhielten, standen wir am Eingang des Flugfelds. Es herrschte kein Verkehr, keine ankommenden oder abfliegenden Reisenden.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Sie warteten. Wir eilten die Treppe hinunter, wir drei mit den Koffern. Ein höflicher Herr unterhielt sich einige Minuten lang mit Gabriel. Da ich ein paar Schritte entfernt stand, obwohl ich kein Wort ihres Gesprächs verstehen konnte, ließ mich die respektvolle und ernste Art beider Männer vermuten, dass es sich um eine wichtige Person handelte. Gabriel rührte sich nicht, er gestikulierte nicht; ich kannte seine Lebhaftigkeit und Ungezwungenheit im Umgang mit Kollegen und Fremden gut, daher ahnte ich nicht, dass er es mit einer wichtigen Person zu tun haben musste. Ich sah, wie sie sich ohne jegliche Herzlichkeit mit einem Händedruck verabschiedeten. Der hochrangige Beamte würdigte uns nicht einmal eines Blickes und blieb stehen, selbst nachdem wir gegangen waren.

Nachdem wir einen Korridor durchquert hatten, standen wir auf der grünen Start- und Landebahn des Flugfelds. Nicht weit entfernt stand ein graues, zweimotoriges Flugzeug mit sehr dünnen Tragflächen. Daneben befanden sich ein französischer Offizier und mehrere Soldaten, und unter ihnen waren einige weitere Personen in Zivilkleidung, die sehr unterschiedlich aussahen. Einer von ihnen, einer der elegant gekleideten, ging auf Gabriel zu, sprach ihn auf Russisch an und begleitete ihn zu der Treppe, die zum Flugzeug führte. Ein Mann stieg die Treppe hinauf und trug einen großen Karton auf dem Rücken. Gabriel gab Pedro ein paar Schlüssel, verabschiedete sich, und wir gingen beide die Treppe hinauf. Das Flugzeug war viel kleiner als die sowjetische Maschine, mit der ich nach Paris gekommen war, aber die Sitze waren bequemer. Ich hatte mich noch nicht einmal hingesetzt, als ich einen fest verschlossenen Koffer auf dem Boden bemerkte, der dem sehr ähnlich sah, den er auf seiner Reise nach Gamarnik gepackt hatte.

Gabriel drängte den Russen, der mit uns zugestiegen war, das Tempo zu erhöhen; er versprach es und ging. Bald schloss sich die Flugzeugtür und die Triebwerke heulten auf. Die Maschine rollte über die Wiese zum anderen Ende des Feldes, wo sie wendete und kurz anhielt, während die Triebwerke immer lauter wurden.

Wir hielten für ein paar Minuten an, dann fuhr es wieder los und schon bald konnte ich das Land Frankreich vor meinen Augen wie einen grünen Wandteppich ausbreiten sehen.

„Wie lange wird es dauern, bis er aufwacht?“, fragte mich Gabriel und deutete mit den Augen auf die Truhe.

Ich habe im Kopf überschlagen und geantwortet:
—Ungefähr drei Stunden.

—In diesem Fall kann ich mich dem Schlaf ergeben. Ich bitte Sie, mich zu wecken, wenn Sie der Meinung sind, dass die Zeit gekommen ist, unseren Mann zu befreien.

Ich hatte es versprochen; Gabriel lehnte sich im Sessel zurück und schloss, ohne sich mit etwas zu bedecken, die Augen; an seiner regelmäßigen Atmung erkannte ich, dass er innerhalb weniger Minuten eingeschlafen war.

Auch ich lehnte mich zurück und unterdrückte die Versuchung zu rauchen. Der Schlaf lockte mich nicht, also vertiefte ich mich in den Ausblick. Der Tag war ruhig, obwohl der Himmel nicht ganz klar war; überall zogen vereinzelte Wolken auf. Plötzlich bemerkte ich überrascht, dass die Sonne links von uns stand, fast im Rücken. Ein kurzer Gedanke ließ mich erkennen, dass wir nach Südwesten flogen ... „Richtung Meer?“, fragte ich mich. „Mit dem Rücken zu Russland“, schloss ich. Ich war beunruhigt; ich hatte keine Ahnung, wohin uns dieser Kurs führen würde. Meine Fantasie, angeregt von so vielen starken Eindrücken, ließ mich vermuten, dass Gabriel und ich, und auch der General, Opfer einer Entführung durch die Besatzung sein könnten. Das kriminelle Umfeld um mich herum ließ mich an Absurditäten glauben, als wären sie das Normalste der Welt. Angesichts der Flugroute schien es mir daher offensichtlich und unausweichlich, dass Entführer und Entführte abwechselnd entführt wurden. Und ohne zu zögern, schüttelte ich Gabriel heftig.

—Schon?...— fragte er erschrocken und sah mich mit verschlafenen Augen an.

Mit ausladenden Gesten versuchte ich ihm klarzumachen, in welche ungewöhnliche Richtung wir gingen. Er verstand mich nicht, und da ich nicht belauscht werden wollte, ging ich auf ihn zu und sagte leise: „Wir gehen nach Südwesten.“

Aber wegen des Lärms der Motoren konnte er mich nicht hören, und ich musste es ihm lauter wiederholen.

-Und?

—Aber steuern wir nicht auf die UdSSR zu?

—Nein, Doktor, überhaupt nicht.

-Also?

—Lasst uns nach Spanien fahren.

-Auch so.. , Verstehst du das nicht?

—Ja, wir fahren nicht nach Madrid, wir spielen an der Nordküste am Atlantik. Bitte, lasst mich schlafen.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Ich ließ es liegen und kehrte zu meinem Platz zurück, bereute es und war etwas errötet.

Wir müssen inzwischen gut vorangekommen sein; ich glaubte, die Küste in der Ferne in unserer Flugrichtung ausmachen zu können. Schon bald lag das Meer unter uns, und unser Flugzeug änderte abrupt seinen Kurs nach Süden. Vom Erreichen des Meeres an blieb das Flugzeug etwa zwei Stunden lang in einem gewissen Abstand zur Küste, ohne sie jedoch aus den Augen zu verlieren. Danach flogen wir weiter hinaus aufs Meer und nahmen einen entschlosseneren Kurs nach Westen ein.

Ich fand, es sei an der Zeit, Gabriel anzurufen, und tat dies, nachdem ich die Zeit verging. Drei Stunden waren bereits vergangen, seit er eingeschlafen war.

Noch nicht ganz wach, blickte er auf seine Uhr, und als er die Uhrzeit sah, wurde er vollkommen klar. Wortlos stand er auf und ging zur Truhe. Er schloss sie auf, durchtrennte die Metalldrähte, die sie umschlossen, löste dabei gleichzeitig die großen Siegel an den Drähten und am Deckel und hob sie an. Ich war näher gekommen und hatte den General gefesselt, regungslos und schlafend vorgefunden. Das berührte mich nicht mehr; nur seine Haltung, die Knie fast ans Kinn gezogen, entsprach nicht seinem Verhalten und Gesichtsausdruck, als ich ihn noch wach gesehen hatte.

Gabriel machte sich rasch daran, ihn loszubinden. Er hob die Truhe an, stellte sie aufrecht hin, und dabei streckten sich die Beine des Generals aus und ragten über den Rahmen der Kiste hinaus.

Er bat mich um Hilfe, und gemeinsam zogen wir Miller heraus; nicht ohne Mühe und etwas Balancegefühl, denn das Flugzeug geriet in diesem Moment in heftige Turbulenzen. Schließlich gelang es uns, ihn auf einen der Sitze zu setzen, wo er regungslos liegen blieb, noch immer unter dem Einfluss der Droge.

Ich schaute hinaus und sah, dass wir mitten auf dem Meer waren. Hier und da lagen ein paar Boote herum, wie Kinderspielzeug. Himmel und Meer wirkten an diesem Morgen trüb und traurig.

Ich wurde aus meinen Überlegungen gerissen, als ein junger Mann aus der Cockpittür kam, uns ansprach und auf Russisch sagte: „Wir werden in weniger als dreißig Minuten ankommen“, und dann wieder verschwand.

Gabriel blickte auf den General, der noch tief schlief.

„Wacht er denn nicht auf?“, fragte er mich.

„Meinen Berechnungen zufolge müsste er jetzt wach sein; aber es geht ihm gut. Vielleicht scheidet er aufgrund seines Alters langsamer aus“, antwortete ich.

Links von uns war das Land deutlich zu sehen: hohe Berge, deren Gipfel in Wolken gehüllt waren. Bald neigte sich das Flugzeug in die Kurve, der Flügel kippte, und es entstand dieser seltsame Effekt, als würde man das Meer wie eine Tischdecke vom Tisch heben. Wir befanden uns nun über Land; ein sehr zerklüftetes Land, fast vollständig grün, durchzogen von zahlreichen braunen Gittern. Hier und da lagen kleine Siedlungen und viele einsame Häuser. Mir gefiel es, als wir sanken, trotz des vertrauten Klingelns in meinen Ohren. In diesem Moment sah ich, wie Miller bestimmte Bewegungen machte; der erhöhte Druck musste ihm geholfen haben, die Wirkung der Vergiftung zu überwinden. Ich nahm nichts von der Außenwelt wahr, so sehr war ich darauf bedacht, ihn keinen Augenblick aus den Augen zu verlieren. So landeten wir fast unbemerkt. Wir stiegen weder aus, als das Flugzeug zum Stehen kam, noch als die Propeller aufhörten, sich zu drehen. Verwundert blickte ich hinaus und sah einige Männer, die das Flugzeug schoben, es schlepten und rückwärts bewegten. Ich konnte mir dieses außergewöhnliche Manöver nicht erklären; Ich sah, wie der Flügel auf meiner Seite beinahe die Stämme mehrerer Bäume streifte und wie das Tageslicht sowohl im als auch außerhalb des Flugzeugs etwas abnahm. Als ich schließlich die geraden Baumstämme ringsum wieder deutlicher sehen konnte, ließen sie die Maschine zum Stehen kommen, und die beiden Piloten verließen das Cockpit. Sie öffneten die Tür und stiegen mit Gabriel aus, der mir sagte, ich solle warten und den General im Auge behalten.

Miller machte sich immer wieder einen klaren Kopf und unternahm zunehmend häufigere Anstrengungen, die Geschmeidigkeit seiner Bewegungen wiederzuerlangen; schließlich blinzelte er mehrmals und versuchte zu sehen.

Ich tat nichts, um seine Klarheit zu beschleunigen; ich ließ ihn langsam von selbst wieder zu Sinnen kommen. „Warum“, dachte ich, „die Zeit verkürzen, in der er nicht leiden konnte?“

Ich hörte hinter mir ein Geräusch: Gabriel kam zurück, gefolgt von zwei oder drei anderen Männern, mit denen er sich in einer mir unbekannten Sprache unterhielt, die ich aber aufgrund meiner Erinnerung für Spanisch hielt. Zwei seiner Begleiter nahmen Miller auf ihre gefalteten Hände, während ein dritter ihn von hinten stützte. Es waren kräftige, große junge Männer, die den „Kranken“ mit großer Leichtigkeit behandelten. Wir folgten ihnen, und ich sah, wie sie den General auf eine nahegelegene Trage legten. Genau in diesem Moment näherte sich uns ein großer weißer Wagen, den ich später als Krankenwagen des Roten Kreuzes erkannte, da er mit großen roten Kreuzen bemalt war. Sie legten den General in den Krankenwagen, und Gabriel bedeutete mir, einzusteigen.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Er warnte mich außerdem, dass er mir mit dem Auto folge. Ich setzte mich neben die Trage, und ein Arzt oder eine Krankenschwester in einem weißen Kittel und mit einer Armbinde des Roten Kreuzes kam ebenfalls herein. Die Hintertüren schlossen sich hinter ihm, und wir fuhren weg.

Ich verlor das Zeitgefühl. Der Krankenwagen wurde nur durch zwei Fenster an der Vorderseite erhellt, die fast vollständig vom Fahrer und seinem Begleiter verdeckt waren. Die Fahrt dauerte etwas über eine halbe Stunde. Als ich ausstieg, sah ich ein Haus, das wie eine Villa, fast ein Palast, aussah, umgeben von einem Garten und Obstbäumen, auf einer Anhöhe mit Blick aufs Meer. Der Wagen mit Gabriel kam gleichzeitig an. Er wurde von vier Fremden begleitet; zwei trugen recht ordentliche Militäruniformen, die anderen beiden nur teilweise; ich weiß nicht, ob sie alle Spanier waren. An der Tür rückte ein gelangweilt wirkender Wachposten sein Gewehr immer wieder zurecht, als ob es im Weg wäre. Weitere Soldaten standen in der Nähe, ihre Uniformen abgetragen und ihre Gesichter angespannt.

Sie ließen die Trage herunter und trugen sie hinein. Gabriel kümmerte sich um alles, ging unermüdlich hin und her, bis Miller, der bereits wach war und sich seltsam umsah, in einem Zimmer im Erdgeschoss untergebracht war. Ein Soldat bewachte die Tür, ein weiterer stand im Zimmer. Gabriel und ich wurden in einen anderen Raum geführt, ein großes Esszimmer, in dem der Tisch bereits gedeckt war. Das Haus musste einst ein prächtiges Herrenhaus gewesen sein; die Spuren von Reichtum und Eleganz waren zahlreich: Gemälde, Wandteppiche, Geschirr und Möbel waren von guter Qualität und geschmackvoll, aber in einem recht vernachlässigten Zustand; Schmutz, Verfall und Unordnung verliehen dem Ganzen eine trostlose Atmosphäre. Doch diese Überreste von *Komfort* und Luxus empfand ich als wunderbar. Der große, ebenfalls verwilderte Garten bot eine reizvolle Kulisse. Ich wäre gern den Rest meines Lebens dort verbracht. Natürlich, indem man das Geschrei, das Gelächter und die Stimmen und vor allem das schreckliche Geräusch der Schritte der beschlagenen Schuhe beseitigte, die ihre Spuren auf den ramponierten, gewachsenen Oberflächen hinterließen, als ob Pferde traben würden.

Wir hatten ein hervorragendes Essen. Die Küche verzichtete auf die aufwendige und künstliche Raffinesse der französischen Küche. Alles war einfach und unkompliziert; der Koch beschränkte sich auf die grundlegendsten Würzmittel. Das Wichtigste an jedem Gericht war die natürliche Qualität der Zutaten; sie war ausnahmslos außergewöhnlich. Fleisch, Fisch und Meeresfrüchte hatten ihren eigenen kräftigen und köstlichen Geschmack, nicht verfeinert durch Saucen oder komplizierte Zubereitungsmethoden, sondern ganz natürlich durch Land und Meer. Die Früchte, insbesondere die Äpfel, besaßen eine exquisite Süße; man hätte meinen können, alle anderen Früchte seien industriell gefertigt und diese eine besondere Schöpfung der Natur.

Da wir großen Appetit hatten, führten wir keine Gespräche, sondern ließen uns von ... herumreichen. Ich war völlig vertieft in den Genuss all dessen, was so köstlich und neu für mich war.

Das Gespräch wurde durch ein entferntes, sich wiederholendes Geräusch aus der Ferne ausgelöst. als wären sie Donner.

—Ein Sturm?— fragte ich überrascht, denn der Tag war hell und normal.

—Nein, Bombenangriffe— antwortete Gabriel.—. Es ist die Rebellenluftwaffe, die den Hafen angreift; aber keine Sorge, Doktor; wir sind einige Kilometer von dem Ort entfernt, wo die Bomben fallen.

—Und wo befinden wir uns?...

—Ich hab's dir doch schon gesagt..., wir sind in Spanien.

—Ich weiß; aber wo?

—Im Norden der Halbinsel; auf einem schmalen Landstreifen, der von Faschisten allseitig umgeben ist... natürlich allseitig, außer auf dem Luft- und Seeweg.

—Sind die Faschisten sehr nahe?

—Ja, höchstens hundert Kilometer entfernt, mindestens aber dreißig oder vierzig; aber keine Sorge, machen Sie sich keine Illusionen, Sie könnten gefangen genommen werden. Wir werden hier weg sein, lange bevor die faschistische Vorhut uns erreicht.

—Also gewinnen die Antikommunisten?

—Klassisch gesehen, ja.

—Ich verstehe nicht.

Natürlich versteht er es nicht; Sie können es auch nicht verstehen ... aber fühlen Sie sich nicht gedemütigt; die großen europäischen Diplomaten tun es auch nicht. Sie sitzen im selben Boot.

Wir hatten mit dem Mittagessen fertig, und am Fenster standen eine Flasche Likör und Kaffee auf einem kleinen Tisch. Wir gingen dorthin und nahmen auf einem Sofa und in einem der Sessel Platz, die eine gemütliche Ecke bildeten. Das ferne Grollen der Bombenangriffe war verstummt, und der Blick aus dem Fenster war wunderschön und friedlich. Ich wollte die Euphorie des Essens und die Atmosphäre nutzen, um Gabriel Vertraulichkeiten zu entlocken. Gespräche nach dem Essen waren schon immer meine liebste Zeit gewesen.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Bei meinen wiederholten Versuchen, ihn zum Reden zu bringen, war er günstig.

„Du sagtest, Gabriel“, fuhr ich fort, „dass ich auf derselben Stufe stehe wie jeder europäische Diplomat. Darf ich fragen, in welcher Hinsicht?“

—Wir sprachen doch über den faschistischen Sieg in Spanien, nicht wahr?...

—Ja, du hast von einem Sieg gesprochen, aber ihn als Klassiker zu bezeichnen... Was meinst du damit?

—Es ist nicht einfach, ihm das verständlich zu machen, da er keinerlei Vorkenntnisse hat.

Vielleicht reicht es nicht, dass ich in Madrid war und in der bürgerlichen und sowjetischen Presse alles über diesen Bürgerkrieg gelesen habe, schließlich hat dieses Ereignis die ganze Welt in den letzten Jahren in seinen Bann gezogen; aber ich glaube, ich verstehe recht gut, dass hier ein wichtiger Kampf gegen den aggressiven und expansionistischen Faschismus Hitlers und Mussolinis geführt wird, nicht wahr?... Und wenn dem so ist, dann ist die Niederlage des Antifaschismus immer auch eine Niederlage. Ist da etwa Logik im Spiel?...

—Ja, es gibt Logik, aber nur eine Logik ersten Grades, völlig elementar.

—Sie werden doch nicht behaupten, dass die Niederlage des Antifaschismus ein Sieg für den Kommunismus ist.

—Kommunismus ist die UdSSR, Doktor; wie lange wollen Sie das noch ignorieren?...

—Und der Faschismus ist euer Feind, nicht wahr?...

Der Feind ist nicht der Faschismus; es gibt nur einen Feind: den Kapitalismus. Faschismus ist die Bezeichnung für eine Strömung des Kapitalismus, eine seiner Ausprägungen, die letzte, die er annehmen kann. Wir sind Feinde des Faschismus, ja; aber nur insofern, als er Teil des Kapitalismus ist.

—Nun, mir erschließt sich nicht der Zusammenhang zwischen einer so klaren Theorie und Ihrer überraschenden Behauptung, die Niederlage des Antifaschismus hier sei eine Art kommunistischer Sieg. Aus Ihrer Sicht ist das absurd.

—Ich spreche nicht propagandistisch zu Ihnen; Sie gehören nicht zur Masse... Was ist die effizienteste und brillianteste Strategie in Revolution und Krieg? Es ist nicht die, die den Sieg durch eigenes Blutvergießen erringt. Das ist der klassische Sieg. Die große Strategie, die unseres genialen Stalin, ist die, die den Feind besiegt, ohne einen einzigen Tropfen kommunistischen, sprich sowjetischen, Blutes zu vergießen.

—Und worin besteht diese geniale oder wundersame Strategie?

—Den Feind gegen sich selbst kämpfen zu lassen. Ist das nicht genial?... Es ist so genial wie einfach; es erweist sich als ein unumstößliches Axiom.

—Ja, in der Theorie ist es perfekt... Allerdings: Die Schwierigkeit besteht darin, den Feind dazu zu bringen, sich selbst zu zerstören.

—Genau; genau da ist Kunst nötig, eine Kunst, die der Hannibals oder Napoleons überlegen ist, aber ich glaube nicht, dass Wunder nötig sind. Der Kapitalismus ist seinem Wesen nach ein Widerspruch, ein ökonomischer Widerspruch; daher ist das Prinzip seiner Zerstörung bereits in ihm angelegt; es genügt, diesen Widerspruch zu verstärken und ihn auf eine höhere Ebene, die nationale und internationale, zu heben, und es wird zu Revolution, Bürgerkrieg oder Krieg zwischen Nationen kommen. Verstehst du es jetzt klar?... Revolution und Krieg bedeuten die Vernichtung des Feindes, die Vernichtung des Kapitalismus; er zerstört sich selbst, wenn die UdSSR nicht in den Kampf eingreift.

Hast du es verstanden?...

—Die Theorie ist sehr klar; aber ich wiederhole, dass ich nicht sehe, wo und wie sie umgesetzt wird.

„Sehen Sie es denn nicht, Doktor? Sie leben in Ihrer eigenen Welt! ... Vorhin wurden Sie noch vom fernen Donner der Bombenangriffe aufgeschreckt ... Wer stirbt denn da? Sagen Sie mir nicht, dass Loyalisten oder Rebellen sterben. Nur Spanier sterben ... Merken Sie sich ein für alle Mal: Jeder Mensch, jede Klasse, jede Nation, solange sie nicht in den Kommunismus der UdSSR integriert ist, ist ein Feind; ein tatsächlicher oder potenzieller Feind, das macht keinen Unterschied. Und der Feind existiert nur, um vernichtet zu werden. Das ist ein so grundlegendes Axiom, dass es nicht einmal bestritten werden kann.“

—Der einzige Zweck dieses Krieges besteht also darin, dass die Spanier sich gegenseitig umbringen?...

—Wenn wir die Sache auf eine kindliche Vereinfachung reduzieren, dann ja; aber es gibt niemals ein absolutes Ende; ein Ende, eine Wirkung ist immer nur ein Mittel zu einem anderen, höheren Ende. Hier gibt es noch ein anderes Ende, ein internationales, ein universelles Ende.

—Ist das nicht ein Geheimnis oder eines seiner Paradoxien?—, fragte ich, um seine Eitelkeit zu verletzen.

—Du hast mein Vertrauen durch deine Loyalität und Weisheit gewonnen. Angesichts deiner Umstände bist du zudem ein absoluter Vertrauter. Ich werde nicht weiter darauf eingehen, damit du mich verstehst.

—Vielen Dank; ich höre mit allen fünf Sinnen zu—ich dankte ihm und ermutigte ihn.

—Dieser kleine Krieg, Krieg und Revolution zugleich, war ein Schachzug Stalins auf dem europäischen Schachbrett. Wissen Sie, Doktor, dass wir ihn provoziert haben.

—Wie das? Die Technik, Kriege zu provozieren, muss merkwürdig sein.

„Es bedurfte keiner besonders ausgeklügelten Technik. Die Situation wurde uns überlassen, und sie war perfekt geeignet, einen Krieg zu provozieren.“

—Eine Situation, die zuvor von Moskau geschaffen wurde?

—Nein; es handelte sich um eine Situation, die uns kostenlos zur Verfügung gestellt wurde.

—Von wem?

—Wegen des Kapitalismus, und wenn Sie einen präziseren Namen wollen, wegen seiner demokratischen Form.

—Wenn Sie sonst nichts brauchen, verstehe ich das nicht.

—Ich möchte mich kurz fassen: Wissen Sie denn gar nichts über die Weltgeschichte in Bezug auf Spanien?

—Das Nötigste oder etwas mehr.

Das ist schon bemerkenswert. Man muss wissen, wer Spanien war und wer es ist. Es wurde zum ersten und größten modernen Imperium. Das allein ist für eine Nation außergewöhnlich. Wenn man die größte Parallele zum spanischen Imperium sucht, findet man nur die UdSSR.

—Unglaublich; die Geschichte beschreibt es als das genaue Gegenteil.

Genau deshalb; das diametral Gegensätzliche erweist sich als dasselbe, nur umgekehrt. Hätte Spanien statt dem Christentum dem Kommunismus gedient, wäre sein Reich, das beinahe universell geworden wäre, planetarisch und ewig gewesen.

—Diese Schlussfolgerung ist meiner Meinung nach zu gewagt.

Ganz und gar nicht. Spanien besaß die Macht, fast die gesamte bekannte Welt zu entdecken und zu beherrschen; doch das Christentum schuf eine Machtdualität ... Wer gegen den König, den Mann oder das Volk rebellierte, blieb Christ, selbst wenn er von ihm christianisiert worden war. Und das erwies sich als verhängnisvoll. Ach, wäre der spanische König doch nur zugleich Oberhaupt der katholischen Kirche gewesen!

—Er wäre ein göttlicher Cäsar, ein Alexander, ein Nero gewesen.

—Aber das hielt ihn davon ab, sein eigener Glaube, sein Christentum. Daher kann es im Kommunismus, dem rationalen Negator aller Religion, keine Dualität geben, und wer gegen die UdSSR rebellierte, hörte auf, Kommunist zu sein, wie orthodox er auch sein mag. In Ihren Worten, Doktor, begehen sie die Ketzerei, die Dogmen der Einheit und Universalität anzugreifen. Verstehen Sie jetzt?

—Ja, aber wir verallgemeinern trotzdem.

„Und was ist meine Schuld daran, dass Sie, bei allem Respekt, politisch völlig ungebildet sind? ... Um es kurz zu machen: Diese dem spanischen Reich innewohnende Dualität diente schwächeren Nationen und Feinden dazu, seinen Untergang herbeizuführen. Das Christentum war das wahre Band des spanischen Reiches. Sobald es durch eine andere Macht, die päpstliche Macht, fortbestand, war es ein Leichtes, das schwache politische Band zu zerbrechen. Nur die militärische Frage blieb zu lösen. Das war nicht einfach, denn von Aristoteles bis Napoleon, einschließlich Friedrich und Wellington, ist bekannt, dass der Spanier der beste Krieger ist. Es ist kein Zufall, dass man überall auf der Welt spanische Überreste findet.“

—Außer auf dem Moskauer Meridian.

„Ja, aber das lag daran, dass sie die Einzigen waren, die gegen Napoleon rebellierten; aber behaupten Sie niemals, sie wären dazu nicht fähig. Sehen Sie in meinen Worten nicht den geringsten Anflug von Rassenstolz; der Spanier ist ein schwacher Soldat, er geht weinend in die Kaserne, aber er ist ein hervorragender Krieger, er zieht singend und lachend in den Krieg. Ich bin unparteiisch. Und angesichts des Charakters der Spanier war es notwendig, eine neue Strategie zu entwickeln, um sie zu besiegen. Die Strategie, auf die ich anspielte, wurde bereits gegen das Spanische Reich und gegen Spanien selbst angewendet. Die Spanier führen seit über zwei Jahrhunderten Krieg gegeneinander; das heißt, sie besiegen sich selbst. Zwei ununterbrochene Jahrhunderte Bürgerkriege!“

—Warum und zu welchem Zweck?

—Für und durch den Fremden. Jeder Bürgerkrieg, Kolonialkrieg oder Krieg zwischen Metropolen, ungeachtet des Ausgangs, ist ein Sieg für die rivalisierende Nation.

—In diesem Fall?...

—Die endgültige und totale: England.

—Auf welche Weise und mit welcher Technik?

—Auch England hatte eine Komintern in seinen Diensten, oder besser gesagt, zwei.

—Ich habe noch nie von ihnen gehört.

—Ruf das an, wovon Novachin dir erzählt hat.

—Mauerwerk?

—Ja; die Freimaurerei ist wahrscheinlich eine politische Komintern, die sowohl für die Nation, die sie gründet und nutzt, als auch für ihre Verbündeten von Vorteil ist, solange diese Verbündete bleiben.

—Und die andere Komintern?

—Die internationale Finanzwelt. Durch Verschwörung und Korruption, im Bündnis mit der angeborenen Dummheit der spanischen Politik, war es für die beiden keine außergewöhnliche Leistung, Spanien in den Ruin zu treiben. Schau nur, in kaum einem Jahrhundert haben sie fünf Kriege durchlitten.

Bürgerkriege, Revolutionen und Staatsstriche – fast hundert insgesamt – unterbrochen von einem selbstmörderischen internationalen Krieg und drei Kolonialkriegen, von denen der letzte aufgrund von Verrat im Inneren und Äußeren zwanzig Jahre dauerte. Wie Sie sehen, haben wir die Strategie nicht erfunden; wir haben sie verbessert und auf eine globale Ebene gehoben.

—Und in diesem Moment?...

—Währenddessen setzten die bürgerlichen imperialistischen Nationen in Spanien ihr uraltes Manöver fort...

-Welche?

—Da sie sich damit nicht zufriedengaben, dass es bereits in drei Teile geteilt war, versuchten sie nun, es mindestens in fünf Teile zu teilen.

—Ich bin nicht gut in politischer Geographie.

—Ja, Doktor; Spanien, eins; Portugal, zwei; Gibraltar, drei. Nun sollten sich noch zwei weitere Teile abspalten, die Republik Katalonien und die Republik Euzkadi oder das Baskenland; diese beiden mit ihrem entsprechenden Irredentismus in Frankreich.

—Das wusste ich nicht.

Nun, so günstig stand die Lage also. Natürlich rief dieser neue Versuch zweier anderer Sezessionsbewegungen eine patriotisch-militärische Reaktion hervor. An sich kümmerte das den Kreml kaum. Unsere Position war, ehrlich gesagt, sehr schwach.

Unsere Partei in Spanien war vergleichsweise klein, ähnlich wie die bolschewistische Partei in Russland im Jahr 1917. Hier wie dort war die uns gegebene Situation ein entscheidender Faktor, den Lenin damals brillant erkannte und Stalin heute.

—Ist das, was hier geschieht, so wichtig, dass Sie es mit unserer Revolution gleichsetzen?

—Ja, das hier könnte und kann uns den absoluten internationalen Sieg bringen.

„Es ist wirklich unglaublich“, sagte er.

„Glauben Sie es ruhig; hier in Spanien erkannte Stalin, mit einer Vision, die ihn als das größte Genie seiner Zeit bestätigt, die Lösung für seine beiden Probleme, sowohl die inneren als auch die äußeren. Um diese doppelte Lösung zu erreichen, musste er lediglich einen weiteren Bürgerkrieg provozieren.“

—Ist ein Bürgerkrieg in Spanien die Lösung für ein internes Problem der UdSSR und ein internationales Problem?...

Erlauben Sie mir, anzunehmen, dass Ihre Aussage eine Übertreibung oder zumindest eine Hyperbel ist.

—Nein, Doktor. Diesen Krieg zu provozieren, um die potenzielle faschistische Bedrohung in eine gegenwärtige zu verwandeln, käme einem Kampf des Kapitalismus gegen sich selbst gleich. Und gestatten Sie mir, unsere Treue zum zentralen Axiom unserer revolutionären und kriegesischen Strategie nochmals zu bekräftigen.

—Und könnte es nicht eine Illusion sein?

– Absolut nicht. Sie hatten in den letzten Tagen Gelegenheit, die bürgerliche Presse zu lesen, und sogar die faschistische; hören Sie ruhig Radio. Die Spannungen zwischen England und Frankreich sowie Deutschland und Italien sind enorm; ein Krieg zwischen den vieren könnte jederzeit ausbrechen.

—Und um die UdSSR mit hineinzuziehen, nicht wahr?

—Nein, das hängt allein von uns ab. Für die Sowjetunion steht in Spanien nichts Lebenswichtiges auf dem Spiel.

—Und wie sieht es mit anderen Nationen aus?

—Für sie ja; zumindest glauben sie das, und die Folgen sind dieselben. Nun gut, ich möchte zum Schluss kommen. Wissen Sie, Doktor, eines der uralten Axiome der britischen Außenpolitik ist, Krieg zu führen, wenn eine kontinentale Großmacht die Küste der Straße von Gibraltar kontrolliert; natürlich gibt es reichlich Gründe, an diesem Axiom festzuhalten, von Pitt bis Chamberlain.

—Aber Spanien ist keine Großmacht.

—Ja, ich weiß. Es ist nicht Spanien, das in der Meerenge liegt, sondern Deutschland und Italien; nicht eine führende Macht, sondern zwei.

—Und sind sie auch auf Befehl Stalins dort?...

—Verzichten Sie nicht auf billige Ironie, Doktor. Ja, sie sind da, weil Stalin es so wollte.

—Etwas Wunderbares!... Aber unglaublich, wenn Sie mir den Ausdruck erlauben.

—Sie unterbrechen mich ständig und lenken mich vom Thema ab. Die patriotisch-militärische Reaktion, wie ich bereits sagte, existierte; sie reichte aus, um die spanischen *Kornilowianer* zum Ausbruch des Bürgerkriegs zu provozieren.

—Und wie kam es dazu?

– Lassen Sie mich Ihnen zunächst etwas viel Wichtigeres mitteilen: Tage zuvor hatte der spanische Parteiführer der wichtigsten Partei der Volksfront, der designierte Ministerpräsident, von London aus Italien und Deutschland den Krieg erklärt. Diese Erklärung galt damals als wahnwitzig. Doch das war sie nicht, auch wenn der Mann, der sie abgegeben hatte, das selbst so sah.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Es war von zwei unserer eigenen Leute inspiriert, die in seiner Partei verankert und enge Freunde des sozialistischen *Führers* waren. Sie schmeichelten ihm, indem sie ihn den „spanischen Lenin“ nannten, obwohl er nur ein Freimaurer-Dummkopf mit einem Gehirn voller Zement war – Überbleibsel seines früheren Berufs. Nachdem wir den faschistischen Nationen den Krieg erklärt hatten, führten wir die Provokation drei oder vier Tage später durch.

—Und wie?...

—Eine unserer Militärpolizeizellen drang in das Haus ein, in dem der Oppositionsführer wohnte, und nahm ihn mit; am nächsten Morgen fanden sie ihn mit einem Schuss in den Hinterkopf, auf die klassischste Art und Weise.

—Und war das ausreichend?

Und warum auch nicht? ... Tatsächlich hatte das spanische Militär unter Kornilow schon viele Provokationen ertragen müssen; aber diese hier brachte das Fass zum Überlaufen ... denn in jener Nacht träumten viele spanische Generäle und Offiziere, ein Teil der Miliz, eine Art Polizeitruppe, würde eintreffen und am nächsten Tag mit einer Kugel im Hinterkopf erscheinen – ein wahrhaft klassisches Beispiel. Das genügte. Wenige Tage später, ich glaube fünf oder sechs, revoltierten drei Viertel des Militärs.

—Und ich sehe keine Lösung für die beiden Hauptprobleme?

—Ganz einfach; Frankreich lieferte aufgrund seiner Nähe zur Volksfront Waffen an die legitime Regierung. Deutschland und Italien eilten den Rebellen natürlich nicht lange danach zu Hilfe.

—Natürlich?

—Ja. Hatte ich Ihnen nicht schon gesagt, dass der spanische *Staatschef* den faschistischen Nationen in London den Krieg erklärt hatte? Es war nur natürlich, dass sie dem Feind ihres Feindes beistehen würden. Wir hatten es vorausgesehen, und unsere Voraussicht hat uns nicht getäuscht. So positionierte Stalin nicht nur eine, sondern zwei führende Mächte beiderseits der Straße von Gibraltar und schuf damit den uralten britischen *Kriegsgrund*. Nun galt es nur noch, den Ausbruch des Weltkrieges abzuwarten, die unabdingbare Voraussetzung für einen neuen Vormarsch oder den endgültigen Triumph der Weltrevolution.

—Aber der Krieg ist noch nicht ausgebrochen.

—Das stimmt; deshalb wahren wir das Gleichgewicht zwischen beiden Seiten, indem wir unsere Hilfe rationieren und das Kommando über die Armee und den Rechtsstaat direkt übernehmen, denn solange dieser Krieg andauert, besteht die Möglichkeit, ihn in einen europäischen und universalen Krieg zu verwandeln.

—Ich sehe die Richtigkeit des Plans auf internationaler Ebene ein, aber was ist mit den internen Problemen der UdSSR?

„Sie haben dafür weitere Beweise. Die durch den Spanischen Bürgerkrieg zwischen den verfeindeten Nationen, Demokraten und Faschisten, entstandenen Spannungen erlaubten es Stalin, mit der physischen Liquidierung der Opposition zu beginnen. Sie dürfen nicht vergessen, was Sie bereits wissen: den Zusammenhang zwischen Trotzismus, Demokratie und Finanzen. Daher müssen Sie den Zufall bedenken, dass wir erst mit Ausbruch dieses Krieges die ersten Trotzisten – Sinowjew, Kamenew und ihre Mitstreiter – hinrichten konnten, obwohl das eigentliche Motiv, das Attentat auf Kirow, bereits zwei Jahre zurücklag. Dieser Krieg brach am 20. Juli aus, die Hinrichtungen erfolgten einen Monat später, am 20. August. Als die Spannungen um Spanien zunahmen und alle verfeindeten Nationen vom Krieg besessen und handlungsunfähig wurden, verschärfen sich auch die Säuberungen.“ Selbst wenn jetzt kein internationaler Krieg ausbricht, hat es sich gelohnt, wenn eine halbe Million Spanier getötet wurden und noch getötet werden, damit wir die Nachhut der Roten Armee und der UdSSR, des verschanzten Lagers der Weltrevolution, sichern konnten.

—Um ehrlich zu sein, die rasche Abfolge seiner Argumente und die Ungeheuerlichkeit der Fakten haben mein Auffassungsvermögen überstiegen; im Moment bin ich etwas verwirrt.

Vergessen Sie die Argumentation; konzentrieren Sie sich allein auf die Dialektik der Ereignisse. Sehen Sie: In den ersten zehn Julitagen erklärt der „spanische Lenin“ in London den faschistischen Nationen den Krieg; fünf Tage später die Provokation, der Oppositionsführer wird liquidiert; fünf Tage darauf bricht der Bürgerkrieg aus; einen Monat später werden Sinowjew, Kamenew und ihre Mitstreiter hingerichtet; in X Tagen, Monaten oder Jahren wird dieser provozierte Krieg die europäischen und die Weltkriege auslösen. Der Kapitalismus wird sich selbst zerstören; der Kommunismus wird triumphieren... Wie Sie sehen, Doktor, ist die Strategie ebenso brillant wie einfach; die Dialektik der Ereignisse ist perfekt, unanfechtbar. Und ich skizziere hier nur die beiden Hauptdimensionen des zentralen Ereignisses, der Revolution, um Sie nicht zu überfordern; aber es gibt weitere, ebenso gewaltige, damit verbundene Dimensionen.

—Ich bin verblüfft, glauben Sie mir; ich habe in den letzten Wochen einige bürgerliche Zeitungen gelesen und habe in all diesen Artikeln, die voller Nachrichten und Meinungen zu internationalen Problemen sind, nicht eine einzige gefunden, die auch nur im Entferntesten auf das anspielt, was Sie mir erzählt haben.

Ich sagte ihm das, obwohl es wahr war, um ihm zu schmeicheln und ihn dadurch zu ermutigen.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

damit es so weitergehen würde.

—Ja — fügte er hinzu —, die bürgerliche Presse schweigt aufgrund ihrer unüberwindlichen Ignoranz, und unsere aufgrund eigennütziger Berechnung; das ist erklärt.

—Aber Sie sagten, all dies habe noch andere Dimensionen, andere günstige Folgen.

Natürlich, aber sie alle aufzuzählen, wäre viel zu lang. Ich werde nur die genuin spanischen erwähnen, da wir uns mit dem spanischen Szenario befassen. Die Eliminierung dieser Nation als militärischer Faktor in dem europäischen Krieg, der in den kommenden Monaten unweigerlich ausbrechen wird, ist wohl ausgemacht. Die endgültigen spanischen Verluste sind enorm.

—Waren die Schlachten wirklich so groß?

—Ja, sie sind groß und blutig; doch die größten Verluste ereignen sich auf beiden Seiten der Front. Die Säuberungen republikanischer und faschistischer Kräfte sind sehr ernst; natürlich unterstützen wir sie nach Kräften.

—Und wäre ein Sieg der Republikaner nicht nützlicher für uns, da er uns einen Verbündeten verschaffen würde?...

—Wir haben keine Verbündeten. Hätten wir die Wahl zwischen einem lebenden und einem toten Verbündeten, würden wir einen toten vorziehen. Wir wollen keine Verbündeten; wir wollen Republiken, die in die UdSSR integriert werden.

—Nicht einmal, wenn es sich um kommunistische Republiken handelte?

Dennoch würden wir sie aus rein strategischen Gründen nur tolerieren, wenn sie an die UdSSR grenzen. Bedenken Sie, Doktor, dass jede Kolonie, solange das Mutterland nicht die vollständige Luft- und Seeherrschaft über sie ausübt, seine Macht *schwächt*. Diese offenkundige Wahrheit wird von fast allen bürgerlichen Nationen ignoriert, da ihr Imperialismus von wirtschaftlichen, nicht von strategischen Erwägungen diktiert wird. Und ihre absolute Realität ist unbestreitbar: England besitzt keine Marine, weil es Kolonien hat, sondern es besitzt Kolonien, weil es eine Marine besitzt.

—Aus militärischer Sicht ist die Doktrin unanfechtbar, aber auch die Wirtschaft spielt im Krieg eine Rolle.

—Ja, aber nur unter der Bedingung, dass die Kolonialwirtschaft dem Militär des Mutterlandes zugutekommt, ohne dessen Verteidigung zu gefährden. Bedenken Sie Folgendes: Für England, das zur See überlegen war, wirkten sich Kolonialwirtschaft und Demografie positiv aus; für Italien hingegen negativ; es würde alles Investierte und seine Armee in den Kolonien verlieren. Mussolinis *Triumph* war ein Sieg, der seinem Gegner im Voraus geschenkt wurde. Wir werden ihm dieses Geschenk nicht machen.

—Es erscheint ganz offensichtlich, aber es steht im Widerspruch zu klassischen Vorstellungen...

—Selbstverständlich; aber wenn Sie noch nicht völlig überzeugt sind, werde ich keine weiteren Gründe hinzufügen, es gibt im spanischen Fall noch andere besondere; sehr typische, fast schon wundersame, wie Sie sagen würden.

—Welche sind es denn?...

„Die spanische Präsenz beschränkt sich nicht darauf. Ist Ihnen nicht bewusst, dass die spanischen Streitkräfte fast so viele Mann zählen wie die der UdSSR? Das ist potenziell sehr ernst. Wir sprechen von vielen Millionen; außerdem besetzen sie die besten *und* unberührtesten Gebiete Amerikas; die Gefahr einer Vereinigung unter christlicher Flagge zum Zwecke der Verteidigung ist real. England war sich dessen immer bewusst. Halten Sie es nicht für wichtig, diese potenzielle Gefahr einer Vereinigung zu beseitigen? ... Nun, diese Gefahr besteht genau hier, in dem, was alle das Mutterland nennen.“

—Und wäre es nicht sinnvoller, diese Masse für den Kommunismus zu gewinnen?

—Selbst wenn strategische Vernunft nicht dagegen spräche, wäre es nicht nützlich, denn das Unmögliche ist niemals nützlich.

—Ketzerei!... Gibt es irgendetwas, das für den Marxismus unmöglich ist?

—Ja, Doktor, und das ist keine Ketzerei. Subjektive Unmöglichkeiten existieren... Warum sonst gäbe es Personen- und Massenliquidationen? Und wenn es eine gewaltige Unmöglichkeit gibt, dann ist es die spanische.

—Es ist fantastisch!

—Ja, Doktor; das Christentum in seiner stärksten Ausprägung, im einen und somit universalen und katholischen Christentum, war der entscheidende Faktor für die nationale und individuelle Formung des spanischen Selbstverständnisses. Es ist eine bedauerliche, aber anzuerkennende Tatsache. Das Christentum ist, wie Sie aus russischer Erfahrung wissen, am schwersten auszurotten; sobald die trotzkistische Opposition beseitigt ist, bleibt in der UdSSR nur noch die religiöse Opposition übrig; schwer, weil selbst durch das Abschneiden oder Korumpieren der Köpfe das individuelle und schwer fassbare Element immer unter der Oberfläche verborgen bleibt. Wenn dies in Russland mit einer staatlich organisierten, zaristischen Kirche der Fall ist, wie wäre es dann erst in Spanien, das sich zu einem internationalen Christentum bekennt?

—Schützt sie ihre Religion vor dem Kommunismus?

—Teilweise ja; aber darüber hinaus bringt diese christliche Erziehung einen seltenen Menschentyp hervor.

Selbst nach seinem Bruch mit der Religion zeigte er einige sehr seltsame Reaktionen. Seine unverblümte christliche Individualfreiheit gegenüber dem Staat, selbst in dessen entarteter oder veränderter Form, hatte in Spanien eine einzigartige Wirkung.

—Aus wissenschaftlicher Sicht ist es eine Untersuchung wert,

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

—Ja, ich glaube, ich habe Ihnen gesagt, dass unsere eigenen Streitkräfte hier sehr klein sind; diese Tatsache muss Sie zu der Annahme geführt haben, dass es in Spanien keinen Kommunismus gibt, nicht wahr?...
—In der Tat.

Nun, Sie sollten wissen, dass Spanien die meisten organisierten Kommunisten der Welt hat. Absolut mehr als jedes andere Land ohne kommunistischen Staat; mehr als die UdSSR, im Verhältnis zur Bevölkerungszahl sogar um ein Vielfaches. Natürlich handelt es sich um eine absurde Art von Kommunismus: anarchistischen oder libertären Kommunismus. Es ist keine spanische Reaktion, sondern genuin russisch. Ihr Apostel und Anführer – nennen wir ihn Anführer, auch wenn sie es abstreiten – war jener großartige Mann namens Bakunin, der es wagte, sich Marx entgegenzustellen.

Tolstoi, Kropotkin, Netchajew und all diese Moskauer Anarchisten und Nihilisten, die dort gescheitert sind – gescheitert aufgrund mangelnder Massenunterstützung und Organisation –, verfügen hier über mehr als anderthalb Millionen Männer in der mächtigsten Arbeiterorganisation. Was sagen Sie dazu?

—Ich sage, es wäre besser, sie für sich zu gewinnen, da sie das Schwierigste zugeben, was man zugeben kann, nämlich den Kommunismus, und die Komintern hätte sofort die Masse, die ihr fehlt.

„Sie träumen, Doktor; wir würden sie hierher locken, wie wir sie in der Ukraine gelockt haben, indem wir an einem Seil ziehen, das um ihren Hals gebunden ist. Sie sollten mittlerweile mehr Erfahrung haben.“

Seien Sie überzeugt: Für den Kommunismus besteht die einzige Gefahr darin, nicht einzigartig zu sein, keine absolute und totale Einheit in allen Bereichen – wirtschaftlich, politisch und sozial – zu besitzen. Warum, glauben Sie, legen wir heute so großen Wert auf den Kampf gegen den Nationalsozialismus? ... Liegt es an seiner Opposition? ... Nein, es liegt an seinem kommunistischen Charakter in seiner Staatsform. Dasselbe gilt für die katholische Kirche; wir betrachten sie nicht als unseren Hauptfeind, weil sie eine gegensätzliche Philosophie vertritt, sondern weil sie so einzigartig und universal ist, wie es die UdSSR gewesen sein muss. Dasselbe gilt für den anarchistischen Kommunismus; er muss gerade deshalb ein Feind sein, weil er Kommunismus ist. Kurz gesagt, wer ist heute unser Hauptfeind? Der Trozismus, die gefährlichste Form des Kommunismus, weil er dieselbe moralische Ideologie und Struktur aufweist ... Und falls Sie darin keinen weiteren Widerspruch sehen, bekräftige ich aufrichtig, dass unser Todesurteil gegen den Kapitalismus nicht durch unseren Klassenhass diktiert wird, sondern durch die Tatsache, dass der Kapitalismus in seinem Wesen und seinen letztlichen Konsequenzen ebenso sehr Kommunismus ist wie der Bolschewismus.

Wieder einmal raubte mir Gabriel den Atem und gab mir das Gefühl, als würde sich die Welt um mich drehen. Es kreiste in meinem Kopf herum, aber ich bemühte mich, mit einem Satz zu antworten.

—Sie haben mir einmal erzählt, Nietzsche habe im Widerspruch zu Hegel über die Spanier gesagt, sie seien „absurd und doch real“, stimmte das nicht?... Wissen Sie, was ich dazu sage?... Ich glaube es.

—Wegen dem, was ich Ihnen über sie erzählt habe?...

—Nein; weil ich dich kenne.

—Glaubst du, du kennst mich?

—Jetzt denke ich das auch—bestätigte ich.

—Herzlichen Glückwunsch, Doktor, Sie kennen mich, ich nicht... Aber wie spät ist es?... Nach vier Uhr!

Und dieser Arzt gefährdet meine Gesundheit! Hier sitze ich nun, rede und rede und sterbe vor Müdigkeit...

Und gähmend verließ er das Esszimmer.

XXXVI

TRAGÖDIE AUF SEE

Ich saß friedlich da; doch irgendwie muss ich eingeschlafen sein und erst bei Einbruch der Dunkelheit wieder aufgewacht sein. Ich ging hinaus in den *Flur*. Als dieser bereits von Schatten erfüllt war, trat er ein.

Gabriel unterhielt sich auf Russisch mit einem Fremden. Er stellte ihn mir als „Genossen“ vor. Wir drei gingen zusammen ins Esszimmer, aus dem die Mittagsstimmung gewichen war. Es war nur von Kerzen erleuchtet, deren Schein die Ecken in dichten Halbdunkel tauchte und lediglich den Tisch erhellte. Wir setzten uns, und das Abendessen wurde serviert. Als Trostpflaster für die uns umgebende Traurigkeit war es sehr gut. Ich hatte zwar keinen großen Appetit, aber die Qualität der Speisen hätte selbst Tote hungrig gemacht. Ich werde mich immer an ein scheinbar einfaches Gericht aus Bohnen mit Speck und verschiedenen Wurstsorten erinnern, wenn ich den größten Hunger verspüre. Dieses Gericht war die Neuheit; die anderen ähnelten denen vom Mittagessen.

Obwohl ich die köstlichen Speisen dankbar genoss, fesselte mich das Gespräch der beiden anderen Gäste. Gabriel und jener Russe, dessen Namen ich vergessen habe, der aber, wie ich mitbekam, dem NKWD angehörte, unterhielten sich unaufhörlich.

Nach dem ersten Gang begannen sie sich zu unterhalten und sprachen zunächst über die Lage im Spanischen Bürgerkrieg. Ich werde versuchen, die wichtigsten Punkte ihres Dialogs wiederzugeben.

„Die Lage hier an dieser Front“, sagte der Tschekist, „ist sehr schlecht; es ist eine Front, die zusammenbricht. Die Ablenkungstaktiken an der Madrider Front sind gescheitert, und das war nicht von Dauer.“

„Die Hauptursache?“, fragte Gabriel.

—Mangel an Waffen; die Bewaffnung ist unzureichend und knapp, nur Gewehre sind in ausreichender Menge vorhanden; Artillerie war schon immer knapp und die Luftfahrt ist nahezu inexistent. Was tun in einer solchen Situation?

—Warum diese hohen Preise?

—Ich weiß nicht, ob Sie es wissen, Genosse, aber die sowjetischen Lieferungen haben diese Front nicht erreicht; zu Beginn des Krieges kam etwas an, sehr wenig, dann hörte es vollständig auf.

—Und was meinen Sie?... Könnte es Sabotage sein?...

„Nein, das glaube ich nicht. Etwas so Wichtiges wie diese Front konnte in Moskau nicht unbemerkt bleiben; außerdem weiß ich, dass die Führer der anderen Volksfrontkräfte enorme Anstrengungen unternommen haben, so viel sowjetische Hilfe wie möglich nach Norden zu leiten. Sie können sich vorstellen, wie gründlich ich die Möglichkeit einer solchen Sabotage untersucht hätte. Offen gesagt, selbst die Trotzlisten hier haben alles Erdenkliche getan, um in ganz Westeuropa und Amerika an Waffen zu gelangen; das weiß ich genau. Sie haben zwar nicht viel erreicht, aber sie hatten sogar das Pech, dass mehrere Schiffe mit großen Waffenlieferungen von den Faschisten gekapert wurden. Die Separatisten, diese Katholiken, unsere Verbündeten, deren Republik nun verschwunden ist, haben unermüdlich gearbeitet und Unsummen ausgegeben und beachtliche Erfolge in Frankreich und England und vor allem in Amerika erzielt; aber es hat nicht gereicht. Aber die Sabotage hat nicht stattgefunden, davon bin ich überzeugt.“

—Kannst du dir nicht vorstellen, Genosse, welche anderen Gründe es für das Scheitern gibt?

—Ehrlich gesagt, nein.

—Wenn man also bei anderen keinen Grund findet, liegt die Schuld zwangsläufig bei uns, bei Moskau, nicht wahr?...

„So etwas habe ich nicht gesagt“, sagte der Tschekist energisch und wurde dabei sehr ernst.

„Nein, Genosse, das haben Sie nicht gesagt; aber wenn wir drei der vier, die an einer strafbaren Handlung beteiligt waren, freisprechen, ist der vierte, Moskau, schuldig. Stimmt das nicht?“, schloss Gabriel sanft, aber bestimmt.

Sein Gesprächspartner erbleichte; das schwache Kerzenlicht schien sein Gesicht mit Asche zu bedecken. Schwerfällig leerte er ein großes Glas Wein, das er neben sich gefunden hatte, und sprach: „Genosse“, sagte er ernst und unsicher, „ich habe die Wahrheit gesagt, aufrichtig; es war meine Pflicht, mit Ihnen, meinem Vorgesetzten, zu sprechen. Ich verzichte darauf, meine eigenen Schlüsse zu ziehen. Darüber hinaus habe ich in all meinen offiziellen und öffentlichen Handlungen die Sabotage von Trotzlisten, Anarchisten und Bourgeois als alleinige Ursache allen Scheiterns angeprangert. Ich habe Mitglieder dieser Parteien, öffentlich oder heimlich, wegen Sabotage liquidiert. Wäre ich in Madrid oder Barcelona gewesen, hätte ich ...“

verhielten sich gleich.

„Nun, lassen wir diesen Aspekt beiseite. Ich bin nicht als Ihr Staatsanwalt hier, und außerdem kenne ich Sie. Mich interessiert etwas anderes. Wie Sie wissen, liegen diese spanischen Küsten am nächsten zu England und Westfrankreich; sie schließen ein wichtiges strategisches Luft-See-Dreieck im Süden ab. Sollten die Faschisten die Straße von Gibraltar blockieren und damit den Mittelmeerraum versperren, wäre die Ausschaltung der Republikaner an dieser Küste sehr schwerwiegend für Frankreich und England. Wie könnte die französische Front im Falle eines europäischen Krieges versorgt werden? Sie würden das Mittelmeer blockieren, und der Atlantik wäre von hier aus unpassierbar ... Konnten Sie denn nichts über die Reaktion aus London und Paris in Erfahrung bringen?“

„Ja, ich weiß etwas. Wie Sie wahrscheinlich wissen, unterhalten die Separatisten, die Sozialisten und die Anarchisten enge Verbindungen nach London und Paris. Ich habe meine Leute bei den Anführern dieser Kräfte gut positioniert; einige sind sogar wichtige Persönlichkeiten. Aber sie haben nur vage Vorstellungen von der Reaktion der Regierung in London, die stets die schwerwiegendste ist. Die Basken werden dort, weil sie katholisch und unzivilisiert sind, schlechter als Pferde behandelt; sie wissen wirklich gar nichts. Mit ihnen über heikle internationale Angelegenheiten zu sprechen, ist, als würde man uns Russisch sprechen hören. Seit die Sozialisten die Regierung verloren haben, ist das Vertrauen in sie gesunken; obwohl Negrín (ein Russe? – fragte ich mich –) als Sozialist geführt wird und Präsident ist, wissen sie, dass er einer von uns ist. Derjenige, der Informationen haben sollte, ist der Verteidigungsminister, ein bürgerlicher Sozialist und langjähriger Agent des Geheimdienstes; ich kann hier nur seine Agenten im Auge behalten, aber da er so autoritär und unhöflich ist, verrät er ihnen nichts Interessantes.“ Meinen Recherchen zufolge arbeitet dieser Verteidigungsminister im Auftrag Londons an einer Verschwörung, um einen ausgehandelten Frieden mit den Faschisten zu erreichen.

—Und warum wurde er noch nicht bezahlt?

„Er ist der einzige englische Agent, der noch eine hohe Position innehat; ich frage mich, warum er noch lebt. Vielleicht aus internationalen Gründen, um London Hoffnung zu geben, dass es hier noch Einfluss ausüben und somit seine diplomatische Unterstützung behalten kann.“

Ich finde das eine gute Idee.

„Die wertvollsten Informationen stammen aus dem anarchistischen Milieu, das hier historisch gesehen sehr einflussreich war. Es gibt einen alten, scheinbar unbedeutenden und friedlichen, fast apostolischen Anarchistenführer, einen Kropotkin-Typen, mit dem er befreundet war. Er übt beträchtlichen Einfluss auf die kleineren Anarchistenführer aus, aber interessant ist, dass er auch die linke Bourgeoisie beeinflusst. Er ist ein hochrangiger Freimaurer und hegt einen unterschwelligen, heuchlerischen, aber dennoch unerbittlichen Hass gegen uns. Er verfügt über direkte internationale Verbindungen; er weiß alles. Ich werde Ihnen sein Profil geben, damit Sie seine Informationen beurteilen können. Er spricht von einer Reaktion in Paris und London, aber nicht von einer militärischen; er sagt keinen Krieg zwischen Frankreich und England gegen Italien und Deutschland voraus. Er weiß, dass es politische und diplomatische Reaktionen, Druck und materielle Unterstützung für die Republikaner geben wird, aber keinen Krieg, ganz und gar nicht.“

—Basiert es auf etwas?

„Nein, wenn die Ereignisse seine Worte nicht so oft bestätigt hätten, hätte ich es gar nicht zur Kenntnis genommen. Dieser Freimaurer-Anarchist war extrem besorgt über die jüngste Militär-Säuberung. Er, so sanftmütig und fromm, geriet in Wut, als er die Nachricht von der Hinrichtung Tuchatschewskis und der anderen Generäle erhielt. Es ist paradox! ... Er, der hier die lokalen Faschisten so heftig angegriffen hat, protestiert und tobt, als die russischen faschistischen Generäle, Spione und Komplizen Hitlers liquidiert werden, und er, ein erbitterter Antimilitarist und Anarchist, der jeden Offizier, der ihm in die Hände fiel, erschießen ließ, wandelt sich nun zum Verteidiger der sowjetischen Marschälle. Es ist alles rätselhaft!“ Um das Bild abzurunden, erklärte er dem Informanten, der ebenfalls Freimaurer war, sehr vorsichtig, dass Franco, der Anführer des spanischen Faschismus, kein Faschist sei ... und die Absurdität des Ganzen: Nachdem er dies behauptet hatte, rief er laut lachend aus: „Stalin hält sich wohl für so schlau!“ ... Sie werden verstehen, dass sich Absurdität und Wahrheit vermischen. Was meinen Sie, Genosse?

—Ich?... Nichts—erwiderte Gabriel und fügte nach einer Pause hinzu: —; Manchmal, in diesen Zeiten, ist das Absurde logisch und das Absurde logisch... was auch immer es wert sein mag, ich werde mir das alles merken.

Er holte eine Karte hervor und füllte mit seinem Füllfederhalter ein Blatt Papier, soweit ich sehen konnte, mit Kurzschriftzeichen.

Gabriel verharrte einige Augenblicke in Meditation, während er den Kaffee mit dem Teelöffel; aber er sagte nichts weiter und fragte auch nicht.

Als wir dann aufstanden, erkundigte er sich nach der Rückkehr derer, die gegangen waren.

Es war fast elf Uhr, als er mich fragte, ob ich müde sei. Ich schüttelte den Kopf, und er sagte:

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

„Vielleicht sollten wir heute Abend aufbrechen.“ Ich schwieg, wie immer, wenn er mir seine unerwarteten Entscheidungen mitteilte. Er ging lange auf und ab und riet dann dem Tschekisten, nachzuforschen, ob man etwas über unsere Reise herausgefunden hatte, und ihm so schnell wie möglich Bericht zu erstatten. Der Tschekist ging, und wir waren allein. Dann sprach Gabriel zu mir und sagte, ich könne noch in derselben Nacht in die UdSSR reisen, falls das von ihm erwartete sowjetische Schiff eintreffen würde. Er selbst würde mit dem Flugzeug nach Frankreich zurückkehren, wo er noch einige Angelegenheiten zu regeln habe; so könne er die Tage nutzen, die ich für die Reise nach Leningrad bräuchte; er würde mich dort bei meiner Ankunft treffen. „Lass uns beide jetzt mit Müller sprechen“, fügte er hinzu; „ich möchte mich vergewissern, wie es ihm geht, bevor er mit dir allein auf dieser langen Reise ist.“

Wir betraten beide den Raum, in dem sich der General aufhielt. Gabriel forderte den Wachposten drinnen auf Spanisch auf, herauszukommen, und dieser gehorchte. Dann sah er Miller eindringlich an und fragte ihn, als er sich setzte: „Wie werden Sie behandelt, General? ... Ah! ... Sprechen Sie noch Russisch? ... Oder möchten Sie lieber Französisch sprechen?“

—Ich spreche Russisch, Sir; und zwar mit einem besseren Akzent als Sie—, erwiderte Miller mit großer Gelassenheit.

—Ich freue mich sehr, Exzellenz; es ist ein unschätzbare Privileg, meine Sprachkenntnisse durch das Hören des Russisch, das im Winterpalast gesprochen wurde, perfektionieren zu können, denn nach meinen Informationen wurde dort nur Französisch und manchmal Deutsch gesprochen.

„Nicht ich“, sagte der General entschieden.

—Besser; die Tatsache könnte ein Hinweis darauf sein, dass wir einander verstehen lernen können.

—Würden Sie ein Getränk annehmen?...

—Danke, nein.

—Nun, General, ich nehme an, Sie möchten unbedingt wissen, wo er ist, nicht wahr?... Nun, er ist in Spanien, an einem wunderschönen Strand, wird gut behandelt und gut bewacht.

—Es ist dasselbe.

—Nein, General; es ist nicht dasselbe. Ihre Situation ist nicht so hoffnungslos, wie es auf den ersten Blick scheinen mag.

—Es gibt keinen möglichen Unterschied, da ich mich nun von der GPU gefangen gehalten werde.

—NKWD, General; es ist nicht mehr dasselbe, es gibt Fortschritte und Möglichkeiten.

—Ich werde nicht streiten, das solltest du wissen.

—Na los, General, ich möchte diese Spannung in unserem informellen Gespräch endlich loswerden. Hören Sie, wenn Sie antworten möchten: Was glauben Sie, ist der Grund für Ihre Entführung, General? Ich bitte Sie inständig um eine Antwort.

—Das ist nicht schwierig, angesichts meiner Position als Anführer der antikommunistischen Russen.

„Hören Sie, General, wie sehr Sie sich irren. Nein, das ist nicht der Grund. Ich will Ihren Stolz nicht verletzen; die Gefahr, die Ihre Organisation für Sowjetrußland darstellt, ist gleich null, wie ein Floh für einen Elefanten in zweitausend Kilometern Entfernung. Sie können natürlich zufrieden mit sich sein, General; Sie haben alles gegen die UdSSR getan, Sie haben Mut und Intelligenz verschwendet und das wenige Geld, das Ihnen zur Verfügung stand. Das erkennen wir an, General, aber ... na und? ... Ehrlich gesagt, sind Sie zufrieden? ... Können Sie sich vorstellen, dass Ihre Erfolge gegen die Sowjetunion uns zu dem Risiko und Skandal Ihrer Entführung geführt haben?“

Fühlt euch nicht gedemütigt; aber erkennt an, dass unsere Botschaften nicht bombardiert, unsere Botschafter nicht ermordet werden, es in der Sowjetunion keinen weißen Terrorismus gibt, keine monarchische Sabotage des Fünfjahresplans, die weißen Generäle nicht im Dienst des deutschen Generalstabs stehen und auch keine Berater Hitlers oder des Mikado sind; wir haben Bündnisse, normale diplomatische Beziehungen, wir kommen und gehen, kurz gesagt, wir bewegen uns in völliger Freiheit, ohne jemals auf eure schrecklichen weißen Garden zu stoßen...

Ja, ich weiß, Sie glauben, dort geheime Organisationen zu haben, entschlossene Männer, die von ihrer Stunde träumen.

Ja, General, es gibt Träume; Träume in Ihnen.

—Selbst wenn dem so wäre, kann ich nicht mit Ihnen streiten; ich habe meinen Eid und meine Pflicht erfüllt, und wenn ich gefallen bin, so bin ich ehrenvoll gefallen.

„Verstanden, General, verstanden. Glauben Sie mir, es ist eine Genugtuung für einen Bolschewiken, all das von Ihnen zu hören, wenn er weiß, dass es keine Farce ist, wie es fast immer der Fall ist, und es von Ihnen zu hören, von dem wir wissen, dass er ein Ehrenmann ist. Deshalb möchte ich Sie beruhigen: Wir haben Sie nicht entführt, und ich sage ‚wir‘, weil wir beide hier aktiv daran beteiligt waren. Wir haben Sie nicht entführt, ich wiederhole, um Ihnen Geständnisse über Ihre Freunde und Ihre Organisation abzapressen. Unter uns, und ich schwöre Ihnen, Sie können uns jetzt nichts mehr verraten. Wir wissen mehr über Ihre Organisation als Sie selbst, denn wir kennen sogar die Spione ... Was sagen Sie zu Ihrem lieben Skoblin? ... Selbst wenn Sie es ahnten, konnten Sie es nicht glauben, nicht wahr? ... Sie sind wunderbar, General. Erinnern Sie sich, dass Sie vor einem Jahr einen bestimmten Arzt aufsuchen sollten?“

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Zielinsky?... Ja?... Nun, da ist er ja – und er hat auf mich gezeigt –; er hat Sie damals vor der Entführung bewahrt, nicht etwa einen Weißen, sondern einen Troztkisten. Sie waren misstrauisch, und das wegen Skoblin; Sie haben einen Brief hinterlassen, in dem Sie ihn beschuldigten, falls Sie nicht von der Sitzung zurückkehren würden, nicht wahr?... Und Sie treffen diese Vorsichtsmaßnahme, aber keine für sich selbst. Das ist absurd!... Was hat er erreicht? Ja, dass er nicht Ihr direkter Nachfolger sein kann; er hat die ohnehin schon verlorene und nutzlose Organisation gerettet. Und Sie, General, was ist mit Ihnen?

„Vor mir gab es die Organisation; ich konnte vor meinen Untergebenen keine persönliche Angst zeigen. Verstehen Sie das nicht?“

—Ja, wir hatten bereits auf Ihren militärischen Stolz gesetzt, aber nun, das ist Vergangenheit und lässt sich nicht mehr ändern. Mal sehen, ob wir zu einer Einigung kommen können. Ich habe keinen Zweifel, General, dass Sie Russland auf Ihre Weise lieben. Ich glaube es, ja; gut, dann: Aufgrund Ihrer Gefühle werde ich Russland einen Dienst anbieten und darauf zählen, dass Sie jede Frage der Regierungsführung ausräumen. Sie wissen zweifellos mehr oder weniger gut, was mit einigen sowjetischen Generälen geschehen ist; ich spreche von der Tat selbst, nicht von den Motiven und Gründen für ihre Ausführung. Wir möchten, General, dass Sie die Rolle eines Patrioten spielen; da Ihnen diese Rolle sehr gut liegt, möchten wir, dass Sie sie annehmen.

—Das ist alles sehr seltsam; du musst es mir erklären.

„Ja, ich werde es Ihnen erklären. Sie müssen sich nicht sofort entscheiden; Sie haben genügend Zeit, darüber nachzudenken, so viele Tage, wie ein Schiff braucht, um die UdSSR zu erreichen. Wissen Sie, General, Sie wissen, dass Hitler den Einmarsch in die UdSSR plant – für Sie immer Russland. Sie wissen das, weil Ihre militärische *und* politische Mitarbeit erbeten wurde. Die in Moskau hingerichteten Generäle und andere, deren Namen Ihnen später mitgeteilt werden, waren in Hitlers Plan verwickelt, zusammen mit Trozki und anderen Politikern, deren Namen ebenfalls später genannt werden. Nachdem Sie dies vom deutschen Generalstab erfahren haben, der weiterhin entschlossen ist, den Plan auszuführen, haben Sie, Ihre politischen Vorurteile und Ihren Hass auf den Kommunismus überwindend, die hingerichteten Generäle denunziert und erscheinen nun spontan in der UdSSR, um die noch lebenden Verräter und ihre internationalen Komplizen zu entlarven.“

„Aber das ist alles nicht wahr!“, rief der General.

„Nicht alles; subjektiv gesehen stimmt es nicht; aber die Fakten sind real. Was spielt der Zufall für eine Rolle? ... Nein, antworten Sie mir jetzt nicht; Sie müssen darüber nachdenken, General; Sie haben keine andere Wahl. Sie werden mit dem Arzt über all das sprechen. Zu Ihrem eigenen Wohl sollten Sie den Vorschlag annehmen. Ich bin ehrlich zu Ihnen, ich sage das nicht, um Sie zu erschrecken, aber ersparen Sie sich ... nun ja, vermeiden Sie, was auch immer es ist; in jedem Fall werden Sie aussagen, wozu Sie befohlen werden. Denken Sie darüber nach, General; und in der Zwischenzeit können Sie um alles bitten, was Sie brauchen, was Ihnen gewährt wird, sofern Ihre Lage es zulässt. Und noch eine Frage zum Schluss. Es ist möglich, dass wir in wenigen Stunden aufbrechen müssen; sollen wir Sie gefesselt oder schlafend mitnehmen? ... Ihr Ehrenwort, dass Sie keinen Selbstmordversuch unternehmen werden, würde genügen, um Ihnen jegliche Unannehmlichkeiten zu ersparen. Was sagen Sie dazu, General?“

—Ich werde keinen Selbstmord begehen; nicht nur, weil ich dir mein Wort gegeben habe, sondern weil meine Religion es verbietet.

—Wir haben uns zumindest in einigen Punkten geeinigt. Wir werden Sie nicht weiter belästigen, General.

Wir gingen beide nach draußen und der Wachmann ging wieder hinein.

Es war nach ein Uhr, als der Russe, der mit uns zu Abend gegessen hatte, zurückkehrte. Er berichtete, dass die Verbindung zu dem Schiff, an Bord gehen sollten, hergestellt worden sei; es kreuzte gerade vor unserer Küste.

Wir holten den General ab. Bevor wir den Raum verließen, erinnerte Gabriel ihn an sein Versprechen und betonte, dass wir ihn noch nicht einmal gefesselt hatten. Miller bekräftigte sein Wort, und ohne weiteres machten wir uns auf den Weg. Ein junger Mann trug meine Aktentasche neben mir.

Wir erreichten den Strand im Nu. Das Licht war sehr schwach, aber ich konnte einen kleinen Holzsteg erkennen, der unter den schweren Schritten der Männer knarrte. Dort lag ein Boot vor Anker, ohne Licht; nur die Glut ihrer Zigaretten, die in der Dunkelheit wie Glühwürmchen umherschwebte, verriet die Besatzung.

Gabriel, Miller und ich stiegen ein; bald erwachte der Motor mit seinem rhythmischen *Knattern zum Leben*. Wir hoben ab und wurden schnell von Dunkelheit umhüllt.

Vor mir sah ich die Gestalt des Jungen, der den Aktenkoffer getragen hatte; er starrte mich regungslos an, seine großen Augen glänzten in der Dunkelheit. Eine Stimme ließ ihn aufstehen, und er glitt wie eine Katze zum Bug. Die See war ruhig, die Wellen breit, flach und brachen nicht. Gelegentlich sahen wir *Lichter* aufblitzen; es mussten andere Boote sein. Eines fuhr beinahe an uns vorbei; es war klein, und auf seinem Deck bewegten sich die dicht gedrängten Schatten vieler Menschen. Ich fragte Gabriel, ob es Fischerboote seien, aber er sagte mir, sie evakuierten republikanische Familien nach Frankreich, die nicht von den Faschisten gefangen genommen werden wollten. Die Überfahrt würde mehr als drei Stunden dauern; der General war zwischen Gabriel und mir und sagte kein Wort.

Plötzlich erschien die Gestalt des Jungen vor uns. Er berührte meine Schulter mit einer Hand, zeigte mit der anderen und stieß leise Laute aus. Wir blickten in die Richtung, in die er zeigte, und sahen ein schwaches, flackerndes Licht. „Das muss unser Schiff sein, das seine Position signalisiert“, sagte Gabriel zu mir und sprach den Jungen auf Spanisch an. „Ja, er ist es“, bestätigte er. Ich bemerkte, wie wir abdrehten und unseren Kurs korrigierten, dorthin, wo die Lichter gewesen waren, die wenige Augenblicke später wieder auftauchten. Ich versuchte, mir eine Zigarette anzuzünden, scheiterte aber am Wind, nachdem ich mehrere Streichhölzer verbraucht hatte. Plötzlich erschien ein Licht vor mir; es war der Junge, der geschickt eine Zigarette anzündete und sie mir anbot, damit ich mir auch eine anzünden konnte. Im Schein des Streichholzes, der seine Gesichtszüge einen Moment lang erhellte, sah ich einen so scharfen Ausdruck, so schnellen Verstand und Charme, dass ich wie gebannt war. Als die Dunkelheit wieder hereinbrach, konnte ich seinen Blick auf uns noch immer erahnen und einen flüchtigen Blick auf sein Lächeln erhaschen. Ich dachte über die seltsame Zuneigung des Jungen zu uns nach; Vielleicht, dachte ich, rührte es vom sowjetischen „Prestige“ her, das durch Propaganda gefördert wurde und in mir einen echten Russen sah. Ich fühlte mich in gewisser Weise bestätigt, als er auf mich zeigte und sagte: „Ruski?“

—Ja, Russisch— antwortete Gabriel.

"Genosse, Genosse!", rief er aus und klopfte mir freundschaftlich mit der Hand auf die Schulter. Und er sagte nichts mehr; er blieb still vor mir stehen, ohne den Blick von mir abzuwenden.

Das Lichttelegrafensignal wurde genauer, je näher wir kamen. Schließlich legten wir neben einem schwarzen Schiff an. Ich hörte russische Stimmen, und unser Beiboot fuhr nur wenige Meter nah an der Bordwand entlang. Der Junge ahmte die Männer nach und stand am Geländer, um eine Kollision mit dem Schiffsrumpf zu verhindern. Wir erreichten die Gangway, stiegen mit Hilfe der Besatzung an Bord; Miller ahmte uns stumm nach. Der Junge hatte meine Aktentasche genommen und war vor uns hergeklettert.

Als wir die Brücke erreichten, erwartete uns der Kapitän bereits an der Gangway. Gabriel und ich begrüßten ihn. Er erkundigte sich nach unseren Kabinen, und der Kapitän selbst geleitete uns auf die andere Seite des Decks. Es war stockdunkel, und ein Matrose wies uns den Weg und beleuchtete den Boden mit einer elektrischen Laterne. „Bleiben Sie bei Miller, Doktor; ich bin gleich wieder da“, sagte Gabriel zu mir, als er mit dem Kapitän ging. Der General und ich betraten eine dunkle Kabine; erst nachdem wir die Tür geschlossen hatten, schaltete der Matrose das Licht an, und wir setzten uns. Sofort klopfte es, und das Licht erlosch wieder; noch bevor ich die Tür öffnen konnte, standen die Männer vor mir, die mein Gepäck gebracht hatten. Ich erkannte den Jungen, der meine Aktentasche getragen hatte, an seiner geringen Größe. Sie gingen sogleich wieder, und das Licht ging erneut an.

Gabriel würde nicht länger als eine Viertelstunde fort sein; mit ihm kam der Kapitän, und Sobald sie angekommen waren, zwangen sie den General herauszukommen, und er ging mit dem Hauptmann.

Gabriel sprach hastig mit mir und teilte mir mit, dass er mich von Millers Obhut entbunden habe, die nun vollständig in der Verantwortung des Hauptmanns liege.

„Damit“, fügte er hinzu, „sind Sie von jeglicher Verantwortung befreit; Sie sind verpflichtet, als Einziger mit ihm zu sprechen; weder der Hauptmann noch sonst jemand darf ein Wort mit ihm wechseln; sie haben den Befehl bereits erhalten. Wenn Miller etwas sagen möchte, muss er Sie rufen lassen, und er wird mit Ihnen sprechen. Sie sind insbesondere für seine Behandlung und seinen Gesundheitszustand verantwortlich. Sie dürfen mit ihm sprechen, mit ihm allein sein und, kurz gesagt, alles regeln, was Sie für angemessen halten, außer Angelegenheiten, die seine Sicherheit betreffen. Wenn Sie in Leningrad ankommen, wo ich Sie empfangen werde, müssen Sie mir einen Bericht über alles schreiben, was Sie mit dem General besprochen haben und was von Interesse ist. Und das ist alles, Doktor. Gute Reise.“

Wir gingen beide an Deck, wo der Kapitän bereits auf uns wartete. Er führte uns zur Gangway, und Gabriel ging hinunter. Einen Augenblick später hörten wir das Motorengeräusch des Beiboats, das uns gebracht hatte. Der Kapitän trat beiseite, und ich folgte ihm, und wir gingen beide zu meiner Kabine. Bevor ich schlafen ging, wollte ich den General sprechen. Wir gingen hinein, nachdem wir ein paar Mal an die Tür des Kapitäns geklopft hatten. Auch dort war es dunkel, und wie schon zuvor schalteten sie das Licht erst an, nachdem die Tür geschlossen war. Da sah ich Miller liegen; seine Hände waren mit einem Seil gefesselt, das unter seiner Pritsche verlief. Ich wollte sichergehen, dass die Fesseln nicht zu fest saßen, und fühlte den Druck des Seils an seinen Handgelenken. Es schien nicht übermäßig fest zu sein, aber ich fragte den General, ob es ihn störe, und er verneinte. Für den Fall, dass er später Schmerzen verspüren sollte, sagte ich ihm, er könne mich ohne Zögern rufen, falls er Druck auf seinen Kreislauf verspüren sollte. Nachdem wir das gesagt hatten, gingen wir wieder hinaus und trafen dieselben Vorsichtsmaßnahmen mit dem Licht. Zweifellos wollten sie unseren Standort nicht verraten.

Ich betrat die Kabine neben Millers, die meine war. Der Kapitän musste ein wortkarger Mann gewesen sein, denn er schwieg. Er wünschte mir nur eine gute Erholung und dann ...

Er ging. Ich schloss die Tür und ging ins Bett; ich schlief recht gut, da ich seit etwa vierundzwanzig Stunden nicht geschlafen hatte.

Den ersten Segeltag verbrachte ich allein und pendelte hin und her. Obwohl mir bei relativ ruhiger See nicht übel wurde, beschlich mich ein gewisses Unbehagen. Ich besuchte Miller mehrmals, fand aber nichts Neues vor.

Die Nacht brach schließlich herein, und das Schiff entzündete seine Lichter; es brauchte sich nicht länger in der Dunkelheit zu verbergen. Spanien und seine gefährlichen Küsten lagen weit hinter ihm.

Ich lag schon eine Weile im Bett; ich war nicht müde und rauchte, während ich aufrecht saß. Ich glaubte, ein leises Geräusch an der Tür zu hören, aber da es sich nicht wiederholte, nahm ich an, es sei Einbildung oder das Knarren des Holzes gewesen. Eine Minute verging, dann hörte ich ein lauterer Geräusch, als ob ein Hund an der Tür kratzte. Überrascht stand ich auf und öffnete sie. Der spanische Junge stand im Türrahmen; er sah mich an und lächelte zweifelnd und ängstlich. Ich sah, dass er in die Hütte wollte, also ließ ich ihn hinein. Er ging schnell hinein, als ob er fliehen wollte, und ich schloss die Tür und legte mich wieder ins Bett, da ich noch meinen Schlafanzug trug. Er sagte ein paar Worte zu mir mit leiser Stimme, von denen ich nur „Genosse“ verstand.

Er starrte die Wasserflasche an und deutete damit auf mich. Ich nickte, er nahm sie und trank einen großen Schluck. Er musste durstig gewesen sein. Das ließ mich vermuten, dass seine Anwesenheit nicht ganz legal war. Sein Verhalten und sein Durst deuteten darauf hin, dass er sich irgendwo versteckt gehalten hatte, zweifellos ohne Erlaubnis auf dem Schiff geblieben war. Nun war ich an der Reihe, nervös zu werden; ich wusste nicht, wie ich mit diesem freundlichen jungen Mann umgehen sollte, der mich mit einem Lächeln und einer Mischung aus Angst ansah. Sein Durst ließ mich vermuten, dass er auch hungrig war. Der für jeden Sowjetbürger typische Instinkt, Lebensmittel zu horten, hatte mich bei beiden Auslandsreisen dazu getrieben, meinen Koffer mit Proviant zu füllen. Ich hatte eine Auswahl an Schinken, Würstchen und in Sirup eingelegtem Obst sowie Kekse dabei. Ich war dankbar für meine sowjetische Voraussicht; ich sprang aus dem Bett und holte schnell meine Vorräte. Ich stellte sie dem jungen Mann hin, der zunächst nichts annehmen wollte, obwohl seine Augen seine Ablehnung verrieten. Ich musste ihn mit ein paar Schulterklopfen ermutigen, und er begann zu essen und tat so, als interessiere es ihn nicht.

Er wollte seinen Hunger verbergen. Er hatte nach dem Abendessen kaum etwas gegessen, und ich musste ihn immer wieder zum Weiteressen ermutigen. Als er endlich fertig war, holte er eine Schachtel Zigarettenpapier und losen Tabak aus der Tasche und bot mir ein Papier an, damit ich mir eine Zigarette drehen konnte. Ich lehnte ab, und er drückte eine Ecke des Papiers an seine Unterlippe und begann, den Tabak in seiner Handfläche zu bearbeiten. Schließlich drehte er geschickt die Zigarette, zündete sie an und begann zu rauchen, wobei er den Rauch schwerfällig durch die Nase ausatmete. Ich beobachtete ihn mit großer Neugier; er war etwa zwölf oder vierzehn Jahre alt, für sein Alter eher klein. Sein Gesicht war sehr dunkel und brüstig, seine Augen schwarz und lebhaft, mit großer Ausdruckskraft. Sein glänzendes, lockiges Haar fiel ihm anmutig über die Stirn, und seine Bewegungen waren schnell und entschlossen, wie die eines Mannes. Er trug eine braune Lederjacke und eine kleine, dunkle Baskenmütze mit einem steifen, etwa zwei Zentimeter langen Zopf, der ihm ein eigentümliches Aussehen verlieh. Während er rauchte, musterte er die Hütte aufmerksam. Neben meinem Bett hing das übliche Porträt Stalins mit seiner Pfeife. Der Junge starrte es andächtig und voller Respekt an, als wäre es eine Ikone, die er verehrte. Dann sprach er, scheinbar über sich selbst, und ich verstand nur die Worte „Partei“, „Pionier“, „Komitee“, „Russe“ und einige andere, vermischt mit „Krieg“.

Ich musste ihm irgendwie erklären, dass er gehen musste; er verstand sofort und schüttelte mir die Hand, bevor er ging, aber nicht ohne vorher seinen verehrten Stalin anzusehen und ihm einen militärischen Gruß zu erweisen, indem er die geballte Faust an seine rechte Schläfe hob. Er ging schnell und vergaß nicht, mir einen dankbaren, lächelnden Blick zuzuwerfen.

Ich dachte, er würde sich in irgendeine vergessene Ecke zurückziehen und vom wunderbaren Paradies der UdSSR träumen, in der Hoffnung, eines Tages seinen Gott aus der Ferne Pfeife rauchend zu sehen. Ich betrachtete Stalin, bevor ich das Licht ausknipste, und wie nie zuvor stach mir das spöttische, ironische Zwinkern seiner asiatischen Augen in seinem Porträt ins Auge.

Im Traum besuchte mich dieser kleine spanische Junge; ich weiß nicht wie, aber ich konnte ihn schon verstehen; er redete und redete unaufhörlich, fröhlich und lebhaft, mit einem fabelhaften und strahlenden Kreml im Hintergrund.

Am nächsten Morgen, als ich unterwegs war, kam ich an Millers Hütte vorbei; mein Gewissen trieb mich an, hineinzugehen. Alles war wie immer. Der General war gefesselt und sein

Der Wachposten war gleichgültig. Ein unwiderstehlicher Impuls veranlasste mich, dem Matrosen zu befehlen, ihn loszubinden. Ich war erstaunt über seinen Gehorsam, da ich zum ersten Mal meine Autorität über den Gefangenen ausübte. Ich fühlte mich mächtig, und die Euphorie des Befehls gab mir den Mut, dem Matrosen zu befehlen, hinauszugehen und draußen zu warten. Ich blieb allein mit Miller zurück, etwas verlegen, denn ehrlich gesagt wusste ich nicht, warum ich ihn hatte frei herumlaufen lassen und welchen Sinn es hatte, mit ihm allein zu sein.

Ich erinnerte mich daran, dass *ich* für seine Gesundheit verantwortlich war, und begann etwas unbeholfen, ihn zu untersuchen. Ich hörte sein Herz ab, indem ich mein Ohr an seine Brust legte; ich konnte nichts Ernstes feststellen, es gab sicherlich keine Verletzung, aber seine Herzschwäche war deutlich. Ich konnte in diesem Moment nicht beurteilen, inwieweit die nervöse Erschöpfung durch seine jüngsten Emotionen zu seinem Zustand beitrug. Ich nahm mir vor, sein Herz genau zu beobachten und erwog sogar, es mit Digitalis zu stärken, falls es weiterhin schwach bliebe. Ich fragte den General, ob er gut esse; er bejahte. Ich steckte den Kopf hinaus und fragte die Wache, ob der General esse, und sie sagte mir, er habe nur sehr wenig gegessen. Als ich nach dem Grund für seine Appetitlosigkeit fragte, sagte mir der General, er habe keinen Appetit. Ich erkundigte mich nach der Art des Essens, das ihm serviert worden war, und tatsächlich war dessen Qualität kaum geeignet, seinen Appetit anzuregen. Ich beschloss, seine Ernährung umzustellen und berief mich auf meine anerkannte Autorität, indem ich Miller raffinierteres Essen zukommen ließ.

Doch was ich brauchte, fand ich nicht: Unbewusst sehnte ich mich danach, eine herzliche Beziehung zu jemandem aufzubauen, am liebsten zu Miller, dessen Würde mich sehr anzog. Doch alle meine Versuche scheiterten; er reagierte auf meine Gesprächsversuche nur mit einsilbigen Worten.

Ich aß früh zu Abend und unternahm bei Einbruch der Dunkelheit noch einen Spaziergang. Ein Leuchtturm warf aus der Ferne seinen Lichtstrahl aus, der über die Meeresoberfläche streifte und in regelmäßigen Abständen das Schiff schwach beleuchtete.

Ich war in Gedanken versunken, als ich Schritte vom Heck her hörte.

Neugierig schlich ich mich am Reling entlang und erkannte im Dämmerlicht drei Gestalten. Zwei waren von durchschnittlicher Größe und flankierten eine deutlich kleinere. In diesem Moment berührte der Lichtstrahl des Leuchtturms kurz das Deck, und ich erkannte meinen Schützling, den jungen spanischen Jungen, in der kleinsten Gestalt. Ich glaube, er sah mich auch, und ich meinte sogar, einen flüchtigen Blick auf sein Lächeln zu erhaschen; doch die drei gingen weiter zur Reling, ganz nah daran, wo sie stehen blieben. Blitzschnell packten die beiden Männer den Jungen und hoben ihn hoch; der Lichtstrahl des Leuchtturms erhellte die Szene wie ein Blitz, und ich sah, wie der Körper des Jungen in die Luft geschleudert wurde. Ein durchdringender Schrei ertönte. Mehr sah ich nicht, denn ich schloss die Augen und zuckte zurück, als wäre ich selbst ins Meer geworfen worden. Ich lauschte; ich lauschte gespannt, in der Hoffnung, Rufe oder etwas anderes zu hören, doch das unerbittliche Brechen der Wellen auf diesem gleichgültigen Meer verhinderte, dass ich etwas anderes wahrnahm. Ich reagierte; Wie von Sinnen sprang ich auf *die* beiden Männer zu, die sich bereits zurückzogen. Ich schrie und beschimpfte sie, und sie sahen sich verwirrt an. Ich hielt es für das Beste, dem Kapitän von dem Verbrechen zu berichten, und als ich wütend zu seiner Kabine stürmte, wäre ich beinahe mit ihm zusammengestoßen; er musste von meinen Schreien angelockt worden sein. Aufgebracht, außer mir vor Sorge, stammelte ich ihm von dem brutalen Mord. Er antwortete kein Wort, sondern packte mich einfach am Arm und führte mich zu seiner Kabine. Dort versuchte er, mich zu beruhigen. Dann sprach er mit mir; er sprach ausführlich, er, der so schweigsam gewirkt hatte. Ich erinnere mich nur daran, dass er mir auf tausend verschiedene Arten erklärte, dass dieser blinde Passagier, indem er sich unbemerkt auf sein Schiff geschlichen hatte, zwei Männer seiner Besatzung, zwei verheiratete Männer, die für die Kontrolle der Ein- und Ausschiffung verantwortlich waren, in Gefahr gebracht hatte. Mit diesem blinden Passagier an Bord in Leningrad anzukommen, bedeutete eine Untersuchung, die beide Männer nach Sibirien verbannen und ihn sogar sein Kommando kosten konnte. Das war noch der beste Fall, denn da sich das Schiff auf einer politischen Mission befand – es transportierte mich und den Gefangenen –, waren die Folgen einer Verwechslung des blinden Passagiers mit einem Spion unabsehbar. Er wiederholte mir das alles immer wieder auf verschiedene Weise; er zwang mich, *Whiskey* zu trinken, um mich zu beruhigen, und als ich ihm sagte, ich würde alles dem NKWD in Leningrad melden, zitterte der raue, kräftige Mann. Dann ergab er sich seinem Schicksal, als sei es eine grausame Fügung des Schicksals, und bemerkte nur respektvoll, dass er den Jungen nicht mehr retten könne und dass er damit nur die beiden Besatzungsmitglieder und ihre Familien unglücklich machen würde, vielleicht sogar sich selbst und seine eigene. Zum Schluss sagte er mir, ich solle darüber nachdenken, und wenn ich mich in seine Lage versetzen würde, sähe ich die Situation ganz anders.

Ich ging und ließ den Kapitän vertieft in das Trinken von *Whiskey* in großen Schlucken zurück, als ob Betrinken die einzige Lösung wäre.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Ich stürmte voller Empörung in meine Kabine. Es war noch schlimmer: Dort auf dem Brett lag das Brot, das ich für den Jungen aufgehoben hatte, und die volle Wasserflasche. Ich stellte mir vor, wie er sie trank, ausgetrocknet vor Durst, und dann, in dieser typischen Pose, wie er sich eine Zigarette anzündete, das Papier an die Unterlippe gepresst. Nein, dieses Verbrechen war unverzeihlich, dachte ich; ich konnte es nicht entschuldigen, und ich würde nicht schweigen, wenn ich Leningrad erreichte.

Ich lief wütend in der beengten Kabine auf und ab und konnte mich schon dabei sehen, wie ich ihn verriet. Ich habe den begangenen Mord gemeldet. Ich weiß nicht, wie lange es gedauert hat, aber es muss eine ganze Weile gewesen sein.

Zu meiner Überraschung, da ich so konzentriert war, klopfte es an der Tür; ich dachte, es sei der General. Als ich öffnete, trat der Kapitän ein, gefolgt von zwei Männern. Der Kapitän setzte sich auf den einzigen Stuhl, ich aufs Bett, während die beiden anderen Fremden stehen blieben. Die Kabine war so eng, dass wir vier kaum hineinpassten. Ich glaubte, die beiden Matrosen zu erkennen; einer hatte zwei tiefe, parallele Kratzer auf der Wange. Das wurde mir klar, als ich mit dem Kapitän sprach.

„Diese beiden Besatzungsmitglieder haben bei dem Vorfall mit dem blinden Passagier eingegriffen. Da wir drei für seine Anwesenheit an Bord verantwortlich sind, nachdem Sie das Schiff verlassen haben, habe ich sie herbeigerufen, um mit ihnen zu sprechen und sie über die Situation zu informieren.“

So sprach der Kapitän, der, wie ich trotz seiner höflichen Worte feststellte, ziemlich aufgeregt war; sicherlich aufgrund des vielen Alkohols. Die beiden anderen starrten mich an, ohne zu blinzeln, ihre Blicke auf mich gerichtet. Ehrlich gesagt, legte sich meine Wut mit ihrem Eintreten, und als ich erkannte, wer sie waren, beschlich mich ein gewisses Unbehagen. Ich hatte ihnen mit meinem zukünftigen Verrat gedroht und, ohne es zu ahnen, auch dem Kapitän. Ich hatte den unumstößlichen Beweis für ihren Charakter: Aus Angst hatten sie den spanischen Jungen ins Meer geworfen ... und dieser Gedanke ließ die Frage mit der Wucht eines Springbrunnens aus mir herausbrechen: „Und aus Angst, hätten sie mich nicht auch ins Meer werfen können?“ ... Mir stieg ein Kloß im Hals hoch, und meine Sicht verschwamm, als ich die drei undeutlichen, bedrohlichen Gesichter sah. Ich muss in diesem Moment kreidebleich geworden sein.

Als ich sagte, es sei in meinem Kopf passiert, meinte ich, dass ich es in kürzerer Zeit begriffen hatte, als ich zum Schreiben einer Zeile brauche. Es dauerte nur so lange, wie der Kapitän brauchte, um wieder zu Atem zu kommen und zwei Züge an seiner Pfeife zu nehmen, nachdem ich es angesprochen hatte, und er fuhr fort: „Ich habe Sie bereits gebeten, Genosse Doktor, darüber nachzudenken, die persönlichen und familiären Umstände dieser beiden Matrosen zu berücksichtigen, ehrlich, fleißig und Väter ... und wir sind gekommen, um herauszufinden, ob Sie es sich anders überlegt haben.“

Es herrschte absolute Stille. Wir vier hörten nur das Brechen der Wellen gegen die Bordwand. Mir fiel es unglaublich schwer zu sprechen. Ich malte mir aus, wie ich, wenn *ich nicht nachgab*, von diesen sechs starken Armen herausgezerrt und wie eine Stoffpuppe in die Dunkelheit geworfen würde. Meine Vorstellungskraft schätzte den Abstand zwischen Kojen und Bordwand auf etwa drei Meter; drei Meter trennten mich von Leben und Tod. Ich sah es als unmittelbaren Beweis. Es ist unvorstellbar, was in uns in nur wenigen Sekunden geschehen kann, wenn die Angst uns ergreift.

—Ich habe drei Kinder, Doktor; haben Sie Mitleid—, hörte ich den Mann mit der verletzten Wange sagen.

Und diese Bitte gab mir Mut.

—Genossen — und ich hustete gespielt —: Ich habe über die Worte eures Hauptmanns nachgedacht; ihr werdet die menschliche Empörung verstehen, die mich ergriff, als ich Zeuge eines... — Verbrechens wurde, wollte ich sagen — einer Tat, die für mich in keiner Weise zu rechtfertigen war; dann, als ich erfuhr, dass sie einzig und allein aus Angst vor einer schrecklichen Strafe gehandelt hatten, einer Strafe, die sie von ihren Kindern trennen würde — ich, Genossen, habe auch Kinder — überdachte ich meine Entscheidung, und genau — ich log — war ich gerade auf dem Weg, als sie ankamen, um den Hauptmann aufzusuchen und ihm zu sagen, dass ich meine Meinung geändert hätte, dass ich nichts wusste, dass ich nichts gesehen hätte...

Die beiden Männer stürmten aufgeregt auf mich zu.

—Danke, danke, Genosse Doktor—, wiederholten sie immer und immer wieder.

Es wurde noch viel mehr geredet; aber es handelte sich nur um Erklärungen und Wiederholungen dessen, was bereits gesagt worden war.

Als wir gingen, schüttelten mir die drei herzlich die Hände. Nachdem sie fort waren, dachte ich über die Szene nach: Ich schüttelte den Verbrechern, die den kleinen Jungen in die Tiefe geworfen hatten, die Hände, als hätten sie meinen eigenen Sohn geworfen. Noch vor einer Stunde hätte ich es nicht geglaubt. Und nun stand ich da, von Entsetzen an die Mörder gefesselt. Aus dieser Frage erwuchs Logik. Aber war ich denn anders als sie?... War ich nicht auch ein verängstigter Mörder?

XXXVII

GENERAL MILLER UND ICH

Nie zuvor habe ich mich so elend gefühlt. Einst hatte ich die Freiheit genossen, Entscheidungen zu treffen und sogar ein wenig Autorität zu besitzen; und nun, in dieser privilegierten Position, wird vor meinen Augen ein abscheulicher Mord begangen. Ich kann und will das Verbrechen bestrafen; die sowjetische Gerechtigkeit wird die Schuldigen treffen, wenn ich spreche. Alles ist einfach und klar; doch hier stehe ich, stumm, stiller, als ob mir ein eiserner Knebel in den Mund gelegt worden wäre. Und es ist nicht die Angst vor dem Tod, die mich zum Schweigen bringt. In dieser Nacht absoluter Wachheit hat mir meine fieberhafte Fantasie einen Weg aufgezeigt, der Gefahr des Todes zu entgehen; es ist natürlich kein ritterlicher Weg. Wenn ich lüge und so tue, als ob nichts wäre, bis ich Leningrad erreiche, und so tue, als ob ich mein Versprechen halte, nichts zu sagen und nichts gesehen zu haben, werden sie nicht versuchen, mir das Leben zu nehmen; ganz im Gegenteil, sie werden mir ewig dankbar sein, und ich werde sie ungestraft beim NKWD anzeigen können.

Mein Gefühl, elender denn je zu sein, rührte nicht von solchen Berechnungen her. Mein Selbsthass entsprang der Erkenntnis, dass ich genauso verkommen war wie das sowjetische Milieu. In dieser Welt, in der ich kämpfte, waren Güte und Gerechtigkeit eine moralische Unmöglichkeit; mehr noch, sie wurden objektiv in ein noch größeres Übel verwandelt. In meiner Verzweiflung betrachtete ich die Realität einer satanischen Welt. Ja, satanisch; denn ich, der ich die Todesgefahr durch List und Verstellung überwunden hatte – eine Gefahr, die mir aufgrund meiner eigenen Feigheit unüberwindbar schien –, wagte es nicht, sie anzuprangern. Die Strafe für das Verbrechen würde Unschuldige treffen; nicht in einem erträglichen Maß an Abschreckung, sondern in grausamer, tödlicher Weise. Und das Schlimmste war, dass die sowjetische Justiz nicht das Verbrechen selbst bestrafen würde; die Strafe würde die Nachlässigkeit beim Befolgen eines Befehls sein – also die Tyrannei der sowjetischen Diktatur festigen. Sollte ich an dem Terror mitwirken? War nicht eben dieser Terror das wahre Motiv für das Verbrechen?

Hätten sie es ohne unerträgliche Angst begangen?... Warum sollten sie schlimmer sein als ich? War ich nicht auch ein Verbrecher, getrieben von nichts als Angst?... Ich würde es nicht anzeigen. Die Strafe dafür wäre ein noch größeres Verbrechen gewesen. Ich hatte schon genug Verbrechen unter dem Druck des Terrors begangen, ohne noch ein weiteres hinzuzufügen, selbst unter dem heuchlerischen Deckmantel eines Justizsystems, das tausendmal verbrecherischer war.

Diese tragischen Paradoxien machten mein Leben unerträglich.

Wir sollten die letzte Nacht eigentlich im Ärmelkanal verbringen, aber ich habe es gar nicht mitbekommen. Erst mitten am Tag teilten sie mir mit, dass wir bereits mitten in der Nordsee segelten.

Ich erinnerte mich, dass ich den General besuchen sollte. Ich ging in seine Kabine und begrüßte ihn, wobei ich völlige Gleichgültigkeit vortäuschte. Der General war, wie befohlen, bester Laune. Ich schickte seine Wache hinaus und war, wie üblich, sprachlos. Ich versuchte, die peinliche Situation mechanisch zu lösen, indem ich rauchte. Ohne nachzudenken, aus Gewohnheit, bot ich dem General eine Zigarette an, die er ablehnte und sich stattdessen bedankte. Ich sah etwas in seinen Augen, als er die Zigarette zurückwies, bemerkte es aber zunächst nicht; später dann schon; es war dieser typische Blick eines Rauchers, der nach Tabak lechzte, ein Blick, den ich in den langen Sowjetjahren so oft gesehen und selbst so oft gezeigt hatte. Ich insistierte: „Bitte, rauchen Sie.“

—Danke, nein— verneinte er erneut.

—Aber hast du nicht geraucht?

—Ja, ... ich bin Raucher.

—Also... soll ich das so interpretieren, dass er ablehnt, weil ich ihm eine Zigarette anbiete?

Ich sah, wie er zögerte, bevor er antwortete.

—Oh!..., nein; es ist nur so, dass es aus gesundheitlichen Gründen nicht gut für mich ist —er verkleidete sich.

—Ja, in der Tat nützt es niemandem; aber ich als Arzt und aus eigener Erfahrung glaube, dass der Entzug von Tabak unter bestimmten Umständen größeren Schaden anrichtet... Verzeihen Sie mir, wenn ich bis zu diesem Moment nicht daran gedacht habe, dass Sie Raucher sein könnten; hätte ich es gewusst, hätte ich Ihnen vom ersten Tag an die nötigen Zigaretten gegeben... Ich weiß nur zu gut, wie unerträglich die Qual des Rauchentzugs ist.

Nehmen Sie es, General; ich erspare Ihnen diese Folter gern, da ich Ihnen die anderen nicht ersparen kann...

Und indem ich diese Worte mit meinem Akzent und meiner Gestik unterstrich, brachte ich mein Zigarettenetui näher zu ihm.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Der General nahm eine Zigarette, die ich ihm anzündete. Als ich sah, wie er den ersten Zug nahm, fühlte ich mich, als würde mein ganzer Körper eine euphorisierende und angenehme Droge inhalieren; ich atmete tief und freudig ein. Und ich genoss es, als würde ich selbst nach einem Monat Abstinenz diese Zigarette auskosten. Eine leise Stimme in meinem Inneren sagte zu mir: „Genau so, Mann; endlich hast du etwas Gutes getan.“

Ich konnte nichts mehr tun oder sagen. Ich ging murmelnd weg. Ich brauchte...
Luft und Ruhe, um meine Brust zu entlasten, die sich anfühlte, als würde sie jeden Moment platzen.

Wir befinden uns nun in der Ostsee. Ich weiß nicht warum, aber seit ich auf diesem Meer segle, fühle ich mich mehr wie in der UdSSR. Alles wirkt trauriger, das Licht gedämpfter; ich würde sogar sagen, ich habe Atembeschwerden. Dieses letzte Phänomen, natürlich rein eingebildet, hat mich um das Herz des Generals besorgt. Ich habe es sehr sorgfältig untersucht, und ich bin sicher, es ist keine Einbildung: Sein Herz versagt von Tag zu Tag. Ich beschließe, ihm täglich ein paar Tropfen Digitalis zu geben, und tue dies mit absoluter Regelmäßigkeit. Es wäre töricht, denke ich, ihn zu verärgern, indem ich ihm nicht den Gefallen tue, mich um seine Gesundheit zu kümmern; es wäre etwas anderes, wenn ich das Risiko eingehen und ihm schaden würde. Zum ersten Mal konnte mein Gewissen dem Befehl zustimmen, den ich erhalten hatte. Das war das erste Mal!

Eines Nachmittags riskierte ich es, ein ernstes Gespräch mit dem General zu beginnen.
Nach einigen Andeutungen und Umwegen beschloss ich, ihn folgendermaßen zu befragen:
—Also, General, haben Sie darüber nachgedacht, was Ihnen vorgeschlagen wurde, als wir Spanien verließen?
—Natürlich habe ich darüber nachgedacht.
„Wäre es indiskret, wenn ich Sie fragte, zu welchem Schluss Sie gekommen sind?“ Ich ließ ihn nicht antworten und fügte hinzu:
„Glauben Sie mir, es ist keine Neugier; ich möchte Ihnen lediglich helfen, Ihr sicherlich großes Problem zu lösen. Sollten Sie aber aufgrund Ihres Rechts und des Anscheins der Ansicht sein, dass ein Gespräch mit mir Ihnen schaden könnte, dann schweigen Sie. Ich versichere Ihnen, dass ich Sie genauso behandeln und mich Ihnen gegenüber verhalten werde wie bisher und bis wir Leningrad erreichen, ob Sie sprechen oder schweigen. Wie Sie sehen, entspricht mein Verhalten, so wenige Informationen Sie auch haben mögen, nicht den Vorschriften des NKWD.“

Er schwieg lange Zeit, und währenddessen bemerkte ich etwas in ihm.
Aufgeregt rang sie nach Worten: „Ich weiß nicht, ob *ich* mir alles gemerkt habe, was der andere Herr mir erzählt hat. Er will eine Aussage von mir, glaube ich; ein falsches Geständnis, um genau zu sein, nicht wahr?“
—In der Tat — antwortete ich — eine Feststellung; sie jedoch mit solcher Eile zu relativieren...
„Übereilt?“, unterbrach er. „Ist es verfrüht, die grundlegende Frage überhaupt erst aufzuwerfen?“

—Für Sie, Herr General, ist dies die Vorfrage?...
—Natürlich geht es in erster Linie um Moral.
Und er brachte es ohne Zittern oder Geziertheit zum Ausdruck, als wäre es das Natürlichste der Welt.
—Welche moralische Frage?
Der General blickte mich mit demselben verwirrten Blick an, den ich ihm gezeigt hatte, und antwortete:
„Sehen Sie es denn nicht?... Es ist seltsam. Ich muss lügen, Doktor, ja oder nein?“
—Ah!... Der Punkt ist, dass seine Aussage falsch sein muss...— betonte ich.
—Selbstverständlich muss ich bei meiner Ehre schwören.

Ich reagierte auf diese altertümliche Sprache, die mir so vorkam, als spräche er zu mir in
Aramäisch...

—Wo befinden Sie sich, General?... Ist Ihnen bewusst, dass Sie sich auf sowjetischem Territorium befinden?
Soweit ich das beurteilen kann, sind Sie unfähig, sich Ihrer Umgebung anzupassen. Mehr noch, Ihre Unfähigkeit geht so weit, dass Sie sie sogar ignorieren; doch Ignorieren bedeutet nicht, dass sie nicht existiert. Der sowjetische Einfluss ist vorhanden; er umgibt uns, durchdringt uns und bestimmt uns...
„Glauben Sie das, Doktor?“, unterbrach er. „Ist die Sowjetmacht wirklich so total und absolut?“
Ist er überhaupt in der Lage, uns unsere Moral vorzuschreiben?
—Es wäre für mich ein Leichtes, ja zu sagen, im Allgemeinen; ich könnte tausend Beispiele nennen; aber ich weiß sehr wohl, dass diese für Sie kein Argument wären, angesichts Ihrer Unfähigkeit, Ihrer absoluten Moral zu entkommen, wie ich beobachten konnte.
—Ich verstehe Sie immer noch nicht, Doktor; haben Sie zwei oder mehr Moralkodizes?
—Ja, im Allgemeinen; und ich spreche hypothetisch; genauer gesagt, als wäre ich Sie, mit Ihrer Persönlichkeit und in Ihrer Situation.
—Kann es wirklich ersetzt werden?...

—Zweifeln Sie nicht daran; ich kann es, viel leichter, als Sie sich vorstellen können.

—Ich höre mit Interesse zu.

„Ich glaube nicht, dass es schwer ist, sich die Existenz eines verwerflichen, eines durch und durch verwerflichen Regimes vorzustellen; sehen Sie das sowjetische Regime nicht auch so? ... Nein, antworten Sie mir nicht, General; ich verhöre Sie nicht. Ein Regime ist durch und durch verwerflich, wenn innerhalb seiner Grenzen die individuelle Moral, das subjektive Gute, in Wirklichkeit objektiv böse ist. Einem verwerflichen Regime treu zu sein, wahrhaftig und ehrlich zu sein, es zu verteidigen, für es zu kämpfen und zu sterben, einfach nur einen Eid zu erfüllen, bedeutet, sein Böses zu verstärken. Ist das nicht so?“
—In der Tat.

—Sie sehen also im Allgemeinen, wie absolute und subjektive Moral je nach den Umständen versagen.

„Sie sind, Doktor, ein sehr geschickter Debattierer. Mir war der große Fortschritt der Dialektik in der UdSSR bereits bekannt; aber glauben Sie mir, wenn ein politisches System oder eine Philosophie große Dialektiker hervorbringt, bin ich vorsichtig; denn jede Lüge, die aufrechterhalten werden soll, bedarf der Sophistik. Ich werde den von Ihnen vorgetragenen Fall nicht bestreiten, da ich gespannt bin, worauf Sie hinauswollen.“

—Einfach gesagt, General, eine größere und unüberwindliche Macht zwingt Sie, sich zu entscheiden. Entweder man gehorcht dem sowjetischen Mandat oder man rebelliert dagegen. Und was tust du? Soweit ich das beurteilen kann, klammerst du dich an ein moralisches Gebot, das völlig außer Frage steht.

—Verzeihen Sie mir, Doktor, wenn ich sage, dass Sie sich meiner Ansicht nach selbst widersprechen.

—In welcher Hinsicht, General?...

—Sie sagten, dass der Dienst an einem ungerechten Regime gleichbedeutend mit dessen Stärkung sei.

—Und so ist es nun mal.

—Also?

—Und was hat das mit Ihrem Fall zu tun? Ich habe diese Wahrheit enthüllt, um Ihre Entscheidung, alles einem Moralkodex unterzuordnen, zu erschüttern; aber nur zu diesem Zweck. Ihr Fall hat nichts mit der Güte oder Schlechtigkeit des Sowjetregimes zu tun.

—Du verwirrst mich wirklich.

„Dafür gibt es keinen Grund, General. Kurz gesagt, was soll man von Ihnen verlangen?... Gegen Verschwörer auszusagen, die Feinde des Sowjetregimes sind...“

—Für mich ein perverses Regime.

—Und?

—Was meinen Sie mit „Na und?“; Doktor, gemäß Ihrer eigenen These bedeutet es doch, einem perversen Regime zu dienen, es zu stärken, und dient es nicht auch dem Regime, wenn man seine Feinde bekämpft?

—Unter einer Bedingung, allgemein.

—Welche?

—Dass jene Feinde, die er auf Befehl des bolschewistischen Staates angreifen soll, gut sind...

—Das Gegenteil von schlecht ist gut...

—Halt, Herr General. Aus Ihrer eigenen moralischen Sicht ist das ein ungeheurer Irrtum; nicht nur Ihnen, das stimmt; aber einen so großen Irrtum zu verallgemeinern, mindert seine Schwere nicht. Was Sie sagen, ist richtig, aber nur, wenn man die Begriffe vertauscht.

—Als?...

Das Gegenteil von Gut ist Böse; das ist ausnahmslos wahr. Doch zu behaupten, alles Gegenteil von Böse sei notwendigerweise gut, ist absurd. Ein Feind des Bösen kann selbst böse sein. Ein Feind eines Mörders kann selbst ein Mörder sein. Die Feinde des Sowjetregimes sind nicht zwangsläufig gut; sie können genauso verwerflich oder sogar noch verwerflicher sein. Glauben Sie, Trotzki sei besser als Stalin oder umgekehrt? Vereinfacht gesagt, geht es für Sie schlichtweg um die Wahl zwischen Trotzki und Stalin. Wie Sie sehen, liegt das außerhalb Ihres persönlichen moralischen Empfindens.

Da der General nicht antwortete, dachte ich, ich hätte den Sieg errungen. Und da ich das Gespräch für beendet hielt, bot ich ihm eine Zigarette an und wollte gehen. Er nahm sie an, und ich ging zufrieden von dannen.

Ich irrte den Rest des Tages umher, überzeugt davon, den General überzeugt zu haben. Meine innere Freude war groß. Indem ich mein Opfer vor Demütigung und Folter beim NKWD bewahrte, fühlte ich mich beinahe von meiner Schuld erlöst.

Am nächsten Tag verschob ich meinen Besuch. Bevor ich den General traf, wollte ich mir in Ruhe die Themen durch den Kopf gehen lassen, die seine Rede meiner Meinung nach umfassen würde. Vor allem aber verknüpfte er die Lügen miteinander, indem er Miller die Rolle eines russischen Patrioten zuwies, der nur aus Liebe zum Volk handelte, über jede Parteilichkeit erhaben war und bestrebt, das ewige Russland vor einer neuen Invasion zu retten.

Versunken in das rosige Panorama betrat ich die Hütte. Der General saß rauchend auf dem Bett. Ich musterte ihn und fand ihn vollkommen ruhig.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Sein Erscheinungsbild beruhigte mich, und ich sprach ihn bald an. Da ich annahm, er sei einverstanden, ging ich hinein, ohne ihn nach den Details zu fragen. Zunächst sagte ich ihm, er solle seine Entführung leugnen; seine Reise in die Sowjetunion solle als freiwillig dargestellt werden.

Sein Gespräch mit dem deutschen Militär hatte echt stattgefunden, und es war genau der Plan, den sie dabei aufdeckten – ein Plan zur Invasion und Zerstückelung Russlands –, der ihn dazu veranlasste, die lange geschmiedete Verschwörung der hingerichteten Generäle zu enthüllen.

Ich ergänzte all dies um viele weitere Details und Vorschläge. Ich redete ununterbrochen. Dann hielt ich einige Male inne und wartete darauf, dass der General sprach; doch angesichts seines Schweigens musste ich meine Ausführungen fortsetzen, da ich annahm, er habe mich vielleicht missverstanden. Schließlich blieb mir nichts anderes übrig, als zu schweigen und ihn durch mein Schweigen zum Sprechen zu bewegen.

Er muss es verstanden haben und begann mit einer Frage an mich: „Kann meine Aussage den hingerichteten Soldaten nicht mehr schaden?“

—Offensichtlich nicht.

—Und wenn sie bereits hingerichtet wurden, wie kann meine Aussage dann dazu beitragen, die Invasion zu verhindern?...

—Möglicherweise sind noch weitere Generäle in dieselbe Verschwörung verwickelt.

—Und werden verräterische Politiker auch erschossen, wenn ich aussage?

—Sie werden erschossen, ob sie aussagen oder nicht.

—Darf ich erfahren, wer sie sind?...

„Ich weiß nicht genau, wer erscheinen wird, aber sicherlich Jagoda, der ehemalige Chef des NKWD; Bucharin, der ehemalige Vorsitzende der Komintern; Rykow, der ehemalige Vorsitzende des Rates der Volkskommissare; die übrigen müssen von gleichem oder ähnlichem Rang sein. Wie Sie sehen, waren dies aus ihrer eigenen Sicht Führer der Revolution, die eine weitaus bedeutendere Rolle spielten als viele ihrer Richter; daher müssen sie Henker ihres eigenen Volkes gewesen sein ...“

—Mit anderen Worten, wie Sie sagten, die Feinde der Bösen sind auch böse.

—Ich, General, sprach in der Theorie; ich sprach aus seiner Sicht... Ich bin Stalin und dem Regime treu ergeben.

Miller sah mich eindringlich an und sagte mit ruhiger, langsamer Stimme, als spräche er in tiefen Gedanken: „Es tut mir leid, Sie zu enttäuschen,

Doktor; ich werde nicht lügen ... Wenn meine bolschewistischen, trotzkistischen und stalinistischen Gegner gleichermaßen abscheulich sind, wird dieser General des Zaren keiner Mörderbande in die Hände spielen. Ich kann meiner Sache und Russland noch dienen. Ich werde der Welt und meinen Soldaten zeigen, dass im Herzen eines Russen noch Ehre und Mut wohnen. Der Tod ist der letzte Dienst, den ich meinem Vaterland und meinem Zaren erweisen kann. Ich werde nicht schändlich sterben.“

Der General sprach ohne Betonung, nicht einmal ein Hauch von Zittern lag in seinen Worten. Innerlich jubelte ich, als vernahm ich himmlische Musik. Mein Vater, der alte Oberst, hätte dasselbe gesagt. Obwohl er dem General äußerlich nicht ähnelte, sah ich das Gesicht meines Vaters in Millers Gesicht widergespiegelt, und ich war tief bewegt.

Es herrschte ein unangenehmes Schweigen. Der General konnte nie erraten, was mit mir los war; vielleicht würde er denken, ich litt unter meinem tschekistischen Stolz, mein eigenes Scheitern zu sehen.

Ich wäre töricht genug gewesen, ihn zu umarmen und ihm gleichzeitig zu gestehen, dass auch ich ein verängstigter Gefangener war, dem sein Mut fehlte, sich dem Zwang zu widersetzen. Und dass ich mit all meinen Argumenten der Absurdität seiner Ehre machtlos gegenüberstand...

Ich fühlte mich zu schwach zum Streiten. Ich ließ eine Schachtel Zigaretten auf dem Bett liegen und ging, ohne ein Wort zu sagen.

Ich ging in die entlegenste Ecke des Schiffes, um meine Freude und meine Scham zu verbergen.

Noch zwei Tage Fahrt bis Leningrad. Ich hatte nicht mehr den Mut, darauf zu bestehen. Ich konnte nur noch kurze Augenblicke bei dem General bleiben. Täglich verabreichte ich ihm digitale Medikamente.

An die letzten beiden Tage unserer Segeltour kann ich mich nicht erinnern und weiß auch nichts mehr.

Ich schreibe dies Monate nach unserer Ankunft in Leningrad; aber diese Szenen sind mir noch immer so lebhaft in meiner Vorstellungskraft, als würde ich sie heute erleben.

Obwohl ich die letzten Tage unter Schlaflosigkeit gelitten hatte, konnte ich in der Nacht vor unserer Ankunft kein Auge zutun. Sehr früh am Morgen hörte ich die Besatzung an Deck umhergehen; ihre Stimmen und Geräusche verrieten mir, dass wir bald da sein würden.

Ich schaltete das Licht an und sah auf meiner Uhr, dass es vier Uhr war. Der Kapitän hatte mir gesagt, dass

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Wir würden gegen acht Uhr anlegen. Ich zog mich an, wusch mich mit kaltem Wasser und fühlte mich erfrischt.

Millers Hütte lockte. Ich versuchte, meinen Besuch hinauszuzögern, indem ich mich ablenkte und versuchte, die Umrisse Leningrads im Dunkeln zu erkennen. Die Stadt wurde vom Schein der Straßenlaternen verraten, die im frühen Morgennebel verschwommen lagen. Ich glaubte, zuerst die schattenhafte Masse Kronstads ausgemacht zu haben. Die Kälte und die Feuchtigkeit setzten mir zu und hielten mich vom Deck fern.

Nach langem Zögern beschloss ich, die Kabine des Generals zu betreten. Ich öffnete die Tür und steckte den Kopf hinein. Der Wachmann erhob sich, als er mich sah. Ich blickte zu Miller hinüber und sah ihn liegen; er war gefesselt, und sein Arm hing unter der Bettdecke hervor, aber er schlief friedlich. Ich bedeutete dem Wachmann, ihn nicht zu wecken und mich nicht zu bewegen, und zog mich zurück, wobei ich die Tür vorsichtig schloss, um den General nicht zu erwecken.

Ich kehrte in meine Hütte zurück, ging aber gleich wieder hinaus, denn ich konnte nicht stillhalten. Ich versuchte, mich aufzuheitern, indem ich an mein erstes Wiedersehen mit meiner Frau und meinen Kindern dachte; ich sehnte mich danach, ihre Begeisterung über die kleinen Schätze – Kleidung und andere Dinge aus dem Westen – zu teilen, die ich ihnen auf meinen beiden Reisen mitgebracht hatte. Doch die glücklichen Gedanken verfliegen, hinweggefedt von der makabren Szene des Todes des Generals. So barbarisch und grausam erschien es mir in der Dunkelheit der sowjetischen Küste, dass ich, an das Geländer gelehnt, meine Schläfen mit den Handflächen pressen musste. Nichts konnte meine seelische Qual lindern.

Die geplante Entführung des Generals blitzte mir durch den Kopf, von meinem ersten Gespräch mit Yagoda bis zur nächsten Tragödie in einem Lubjanka-Keller; und dann fing alles wieder von vorne an...

Ich dachte daran, mir eine Droge zu spritzen, und machte mich entschlossen auf den Weg zu meiner Kabine; doch ich bereute es sofort, als ich ankam. Ich versuchte, die aufgewühlten Gedanken mit einem großen Schluck Cognac zu besänftigen. Ich beruhigte mich etwas und konnte klarer denken. Nun gab ich mir selbst die Schuld, nicht den Mut gehabt zu haben, Millers Entführung zu verhindern, wie ich es mir so oft vorgenommen hatte. Und meine Angst kollidierte mit der Gelassenheit und dem Mut des Generals, den ich kurz zuvor wie ein Baby hatte schlafen sehen, während ich völlig am Ende war. Ich trank erneut.

Das milchige Tageslicht drang durch das Dachfenster meiner Hütte herein, und ich starrte es an, ohne durch das runde Glas hindurchzusehen.

In diesem Moment kam mir eine Idee, die mir genial erschien. Ich wollte dem General das Medikament verabreichen, bevor er seine tägliche Dosis digitaler Medikamente erhielt. Sein Herz musste stark sein für seine erste Begegnung mit dem NKWD, der sich in all seinem inszenierten Gewand präsentieren würde. So einfach und unkompliziert, erschien mir das in diesem Augenblick beinahe erhaben; ein letzter, unschätzbare Gefallen.

Ich schnappte mir meine kleine Arzttasche und ging zur nächsten Hütte. Ich sah Schiffe vor Anker liegen, als ich vorbeifuhr; unser Schiff ließ von Zeit zu Zeit seine Sirene ertönen.

Ich ging hinein, und der Anblick des immer noch gefesselten Generals erfüllte mich mit Empörung. Beinahe hätte ich den Wachmann ausgeschimpft, als ich ihm befahl, ihn loszubinden. Als er es getan hatte, befahl ich ihm zu gehen, was er mit den demütigen Augen eines Lamms tat.

—Wir kommen gleich an, General—, teilte ich ihm mit.

—Das hatte ich mir schon wegen der Sirene gedacht. Soll ich jetzt aufstehen, wenn es Ihnen nichts ausmacht?

Die Bitte des Generals um Genehmigung ließ mich erröten. Ich nickte und drehte ihm den Rücken zu, damit er sich anziehen konnte.

Als ich merkte, dass Miller sich angezogen hatte, drehte ich mich um. Ich stellte mir vor, wie er in seinen Pariser Kleidern nach draußen ging, und dachte, ihm würde kalt sein. Die Temperatur war sehr niedrig, ein Vorbote des Winters an diesem Morgen.

—Ist Ihnen kalt, General? — fragte ich ihn.

—Ich sollte Sie warnen, dass es ein recht kühler Morgen ist—, antwortete er und rieb sich die Hände.

Wortlos ging ich zu meiner Kabine. Schnell öffnete ich einen Koffer, holte ein dickes Unterhemd und einen sehr guten Wollpullover heraus und kehrte mit beiden Kleidungsstücken unter dem Arm zum General zurück. Sobald wir wieder allein waren, zwang ich ihn, beides anzuziehen. Er weigerte sich zunächst, das Unterhemd anzuziehen, da er es für später in Leningrad aufbewahren wollte. Ich musste ihn warnen, dass ich nicht dafür verantwortlich sein könne, wenn er es nicht trüge. Das überzeugte ihn, und er zog es an.

Das Schiff fuhr sehr langsam, und es wurde heller. Ich bat darum, dass mir dort gleichzeitig mit dem General das Frühstück serviert würde. Ich sorgte dafür, dass er nach der Verabreichung der Digitalis-Tropfen so viel wie möglich aß.

Kurz nachdem ich fertig war, merkte ich, dass das Schiff anhielt. Es gab ein kurzes, lautes Klappern des Ankers, gefolgt von den Stimmen der Besatzung.

Der General warf die Zigarette, die er gerade rauchte, unausgeraucht weg. „Darf ich?“, fragte er.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Er stand auf und ging zum Fenster. Er stand unbeweglich da, sein Blick starr auf die Scheibe gerichtet. Die Stadt tauchte vor mir auf; verschwommen, aber mit jedem Augenblick klarer. Auch ich schaute hin, konnte aber nichts erkennen und überließ dem General das kleine Fenster. Er starrte weiter hinaus, ohne zu blinzeln. Er war bleich, regungslos, wie versteinert. Was würde er sehen, woran würde er sich jetzt erinnern? ... Ich dachte, die Erinnerung an sein St. Petersburg als Offizier, an den Zarenhof, vielleicht an seine erste Liebe, würde seine Fantasie quälen. Die Illusion, mit seinen Befreiungstruppen an der Spitze der ersehnten Stadt über die prächtigen Prachtstraßen einzuziehen, würde ihm wie ein verblassender Traum durch den Kopf gehen, als erwache er zu einer schrecklichen Realität. Der stille Sturm in seinem Herzen würde entsetzlich sein.

Ich blieb hochaufmerksam, hielt fast den Atem an, spürte seine Gefühle innig und wollte sie in jeder Geste einfangen. Doch etwas erregte meine Aufmerksamkeit, und ich wandte den Blick vom General ab, angezogen von dem Glitzern. Es war mein Instrumentenkoffer, den ich offen auf dem Brett neben dem Bett stehen gelassen hatte. Ich schauderte. Sofort erinnerte ich mich daran, den Koffer dort offen gelassen zu haben, mit Ampullen und Fläschchen, deren Inhalt in einer bestimmten Dosis unweigerlich tödlich war. Ein Gedankenwirrwarr raste in meinem Kopf. „Ja, der General könnte ... Ja, es war möglich, aber nur einen Augenblick.“ Ich spürte, wie mir ein eiskalter Schauer der Angst über den Rücken lief. „Nein“, wiederholte ich immer wieder, „ich hatte sein Ehrenwort, dass er keinen Selbstmord begehen würde. Aber was, wenn ihn die Aufregung der Ankunft, die drohende Gefahr und der Schrecken überwältigt hatten?“ Ich untersuchte die Ampullen und Fläschchen eingehend, auf der Suche nach Spuren des Missbrauchs. „Vielleicht das Digitalis?“

„Hatte ich nicht gedacht, es müsste mehr sein?“ Ich wollte den Inhalt abschätzen und hielt deshalb das kleine Fläschchen gegen das Licht. Ich versuchte, die Dosen zu berechnen, die ich dem General gegeben hatte, und riet...

Ich sah den General erneut an. Er stand immer noch in derselben Position. Er sah aus wie eine stehende Leiche. Er schien mir tot zu sein, starr, stand wie durch ein Wunder noch aufrecht... Meine Qual erdrückte mich; ich konnte den General schon zu meinen Füßen zusammenbrechen sehen.

Das laute Kreischen von etwas, das wie ein Rad klang, riss mich aus meiner Benommenheit und ließ meine Nerven blank liegen. Das Kreischen verstummte kurz, und ich konnte das Profil des Generals genauer betrachten. Ich war wie gelähmt, wie hypnotisiert. Zwei Tränen rannen über seine Wange.

Ich weiß nicht warum, aber plötzlich überkam mich ein Gefühl der Ruhe. Meine Angst war wie weggeblasen. Ich fühlte mich vollkommen klar im Kopf. Nein, der General hatte sich nicht vergiftet. Es gab keinen Grund für diese Gewissheit, die mich plötzlich überkam. Doch nun war ich mir des Generals genauso sicher wie meiner selbst.

Als mein Blick wieder auf die kleine Digitalisflasche fiel, überschlug ich mir in aller Ruhe, dass die Hälfte des wenigen Inhalts ausreichen würde, um jeden, der sie einnahm, innerhalb weniger Stunden zu töten.

Mein Mund war trocken, also beschloss ich, mir eine Tasse Tee einzuschenken, da die Teekanne vom Frühstück auf dem Tisch stand. Ich schenkte mir etwas ein und füllte, fast mechanisch, auch die Tasse des Generals nach...; doch als ich die Teekanne abstellte, durchfuhr mich plötzlich eine Idee... Im selben Moment drehte der General den Kopf und sagte zu mir: „Wir legen an; die Gangway wird gerade hochgezogen“ – und er schaute wieder hinaus.

Das Bild von der Folter und dem Tod des Generals blitzte mir durch den Kopf und traf mich wie ein Sägezahn. Ich weiß nicht, ob ich bei Bewusstsein war oder schlafwandelte, aber ohne zu zögern und blitzschnell sah ich die Digitalisampulle zwischen meinen Fingern. Ich schüttete mindestens die Hälfte des Inhalts in die Tasse. Wie ein Automat verstaute ich das Medikament und schloss den Aktenkoffer fest.

Ich hörte schwere Schritte näherkommen. Ich nahm in jede Hand eine Tasse und fragte mit einer mir fremd vorkommenden Stimme: „Die letzte Tasse, General?“

—Danke— und sie nahm es in die Hand.

Ich trank mit geschlossenen Augen.

Als ich sie öffnete, hatte der General die leere Tasse bereits auf dem Tisch stehen lassen.

—Eine Zigarette auch?

—Vielen Dank, Doktor; vielen Dank.

Ich zündete es ihm an, ohne dass meine Hand zitterte.

Ich hörte ein Gemurmel an der Tür und sah durch das Glas die Pelzmäntel von Chekist-Leder. Die Tür öffnete sich, und ein eisiger Atemzug wehte herein. „Ist Ihnen kalt, General?“

—Nein, Doktor; ich weiß Ihre Kleidung zu schätzen. Ohne sie hätte ich gezittert wie ein Wasserfall, und sie hätten gedacht, ich hätte vor Angst gezittert.

Einen Moment lang erschien niemand an der Tür. Schwere, dröhnende, autoritäre Schritte hallten wider, als sie näher kamen. Und die imposante Gestalt eines NKWD-Chefs versperrte den Eingang.

„Der Inhaftierte?“, fragte er.

—Zu Ihren Diensten, Sir—, erwiderte der General und trat einen Schritt vor.

Die Silhouette des Tschekisten wandte sich zur Seite. Der General hob den Fuß, um die hohe Türstufe zu überwinden, und drehte dabei den Kopf und sah mich an.

Ich kann diesen letzten Blick nicht beschreiben. Ich möchte glauben, dass ich darin Vergebung und Dankbarkeit gesehen habe.

XXXVIII

YAGODA QUEBRADO

Da bin ich wieder. Alles ist unverändert; es scheint unerschütterlich. In etwas mehr als einem Monat habe ich einen Film erlebt. Seine realen Szenen überschlagen sich in atemberaubendem Tempo wie die fiktiven Szenen auf einem Filmstreifen. Und hier ist das U.

RSS, regungslos, steinern, ewig ... Die Revolution, für ihre Philosophen das „ewige Werden“, ist für mich in diesem Moment das regungslose Zentrum des Weltgeschehens. Schnelle Flugzeuge, Entführungen, Dynamik, Attentate, Krieg, Intrigen, planetarische Erschütterungen ... Na und? Die UdSSR

S. ist hier, eingehüllt in den weißen Schneeschleier, wie gestern, wie vor einem Jahr, wie in der Ewigkeit...

So sehe ich es, wieder einmal eingesperrt in meinem Gefängnislabor, durch das eiserne Gitter des breiten Fensters. Zimmer, Flaschen, Kolben, Apparaturen, Haus, Menschen, Landschaft – alles ist gleich. Es ist die Ewigkeit.

Ich bin mit Duval nach Moskau zurückgekehrt. (Ich weiß nicht warum, aber während meiner letzten Reise und nun auch auf meiner Rückreise ist Gabriel für mich wieder zu dem „Duval“ geworden, den ich einst kennengelernt habe.) Wir sind mit dem Zug gefahren. Er hat mich hier zurückgelassen und ist abgereist. Ich werde einen Reisebericht über meine Zeit mit dem General schreiben müssen. Ich werde versuchen, die Ernsthaftigkeit seines Herzleidens hervorzuheben. Wir sind eine halbe Stunde nach unserer Ankunft in Leningrad abgefahren. Gabriel wartete bereits in einem Auto am selben Anleger auf mich. Während unserer Reise habe ich mich jede Minute gefragt, ob Miller schon tot ist. Ich konnte Gabriel kaum in die Augen sehen. Aus Angst, er würde mir meinen „Mord“ ansehen, habe ich Müdigkeit vorgetäuscht, und er muss es auch getan haben. Jetzt bin ich völlig erschrocken. Die Nachricht von seinem Tod muss Moskau vor uns erreicht haben. Gabriel wird kommen oder mich anrufen. Ich warte ungeduldig. Ich kann nichts tun, nicht einmal lesen. Nur rauchen und gehen.

Das Fehlen von Nachrichten über den General würde mich befürchten lassen – ich schreibe „befürchten“ –, dass er noch lebt, falls der digitale Scan sowjetischen Ursprungs wäre. Doch nein, er stammt aus Deutschland, und seine Echtheit wurde von mir hier im Labor überprüft. Ich halte seine Wirksamkeit für unfehlbar. Es wäre eine Tragödie, wenn die berühmte deutsche Methode in diesem Fall versagen würde. Es wäre eine Tragödie für Miller, denn Leben ist Folter und Sterben ist Befreiung. Wie immer das ewige sowjetische Paradoxon: Gut ist böse und böse ist gut.

.....

Ja, der General ist tot. Gabriel hat es mir spät abends telefonisch mitgeteilt. Ich lag im Bett und schlief tief und fest, als er anrief. Ich weiß nicht, ob es eine Gräueltat ist. Ich betete und dankte Gott. „Endlich“, dachte ich, „konnte ich einem Mitmenschen etwas Gutes tun. Etwas Gutes tun, indem ich ihn getötet habe.“

.....

Viele Tage sind vergangen. Ich schickte Gabriel am nächsten Tag den Bericht über Miller zusammen mit dem Schulamtsleiter. Ich rechnete damit, von ihm oder anderen befragt zu werden, aber nein, niemand kümmerte sich um mich. All mein Mut und meine Fassung waren vergebens.

Der Winter ist da. Ein Winter, dessen Kälte mich zwar nicht plagt, der aber meine Seele durchdringt. Meine Hoffnung, die stets in mir schlummerte, zu meinen Lieben zurückzukehren, ist nun Verzweiflung. Nichts; ich weiß nichts. Das Ende der Miller-Affäre, das mir Hoffnung auf meine Freiheit gab, so gering sie auch sein mochte, ändert nichts.

Ich habe Gabriel seit unserer Rückkehr nicht gesehen. Und niemand hat sich die Mühe gemacht, mir etwas zu sagen. Wenn ich ihn jemals wiedersehe, werde ich es ihm offen sagen. Es war ein Jahr der Isolation. Eine Ewigkeit für einen Vater. Sieht das denn niemand? Denkt denn niemand darüber nach?

.....

Gabriel ist angekommen. Er ist erst seit wenigen Augenblicken hier.
—Wie schade um Miller!... Ein ganzes Jahr Arbeit verloren!

Das war sein gesamter Kommentar.

Ich ging an der Tür auf ihn zu. Ich bat ihn, sich meiner Situation anzunehmen, meines dringenden Bedürfnisses, meine Familie zu sehen. Ich konnte meine übliche Eloquenz, die ich einstudiert hatte, nicht einsetzen. Er hörte mir hastig und ungeduldig zu. Seine einzige Antwort war: „Ich werde den Kommissar informieren; er wartet bereits

auf mich.“ „Verstanden, Doktor.“

Bedenken Sie aber, dass Sie bereits zu viel wissen, um sich in der UdSSR frei bewegen zu können. S.

Und sie ging, ohne mich auch nur anzusehen.

.....

Neujahr: 1938. Mein Gott!... Was erwartet mich?

Ich habe in den letzten drei Monaten niemanden gesehen. Gabriel ist nicht zurückgekommen.

Ich fürchte seine Rückkehr stets und sehne mich danach.

Endlich habe ich meine Schwäche überwunden und bin zum Schreiben zurückgekehrt. Nun komme ich in der Abfolge der Ereignisse zu Lidjas Selbstmord. Ich bin unzufrieden damit, wie ich ihn beschrieben habe. Mir fehlen die literarischen Mittel, um auch nur eine vage Ahnung ihrer Tragödie zu vermitteln. Wenn ich den Schmerz anderer empfinde, spiegelt er sich in mir wider. Die Feder findet mühelos die passenden Worte. Doch wenn ich nicht in die Ereignisse eingreife oder sie nicht einmal miterlebe und nur das Ergebnis sehe, so grausam es auch sein mag, dann klingen meine Worte kraftlos; sie erscheinen mir

Gabriel ist angekommen. Er ist zum Abendessen geblieben. Er hat köstliche Süßigkeiten mitgebracht; wie er sagte, aus Deutschland. Dass er an diesem besonderen Abend mit mir isst und auf den Beginn des neuen Jahres anstößt, ist eine Geste, die ich sehr zu schätzen weiß. Ich hatte nicht damit gerechnet. Ich hatte mich darauf vorbereitet, den Abend wie jeden anderen zu verbringen. Es stimmt, dass meine Familie und ich nie das bolschewistische Neujahr gefeiert haben. Für unsere bescheidenen Familienfeste galt immer das orthodoxe Jahr. Es war ein stiller, privater Protest gegen die Tyrannei.

Wir hatten ein wunderbares Abendessen. Er überredete mich, etwas mehr zu trinken, als gut für mich war. Obwohl er genauso viel trank wie ich, war er nicht betrunken. Ich sah, wie er versuchte, im Alkohol Freude zu finden, aber ich vermute, es gelang ihm nicht. Das Essen dauerte lange. Zwölf Uhr schlug die große Uhr im Esszimmer, es war Dessert. Wir stießen auf unser persönliches und familiäres Glück an. Ich glaubte an die Aufrichtigkeit seiner Worte, trotz allem, und war tief bewegt. Ich war den Tränen nahe; vielleicht rann mir eine Träne über die Wange.

Wir unterhielten uns während des gesamten Abendessens. Gabriel erwies sich als hervorragender Gesprächspartner. Er redete und redete über tausend verschiedene Themen, heiter, farbenfroh und ironisch zugleich; er hatte einige humorvolle Einlagen und streifte sogar das Sentimentale; aber nicht ein einziges Mal erwähnte er „uns“, die „professionelle Seite“.

Wir aßen fast bis zum Morgengrauen zu Mittag. Er begrüßte mich herzlich, als

Wir haben uns getrennt.

Frohes neues Jahr!

Es war fast Mittag, als ich mein Zimmer verließ. Gabriel kam sofort zu mir. Er zwang mich, mit ihm einen *Wermut* zu trinken, und nahm mich dann mit ins Labor.

„Eine kleine Bitte, Doktor“, sagte er zu mir, als ich ankam.

-Sag mir.

Er griff in seine Westentasche und zog etwas heraus, das in weißes Seidenpapier gewickelt war. Er wickelte es aus und zeigte es mir. Es war eine vernickelte Kapsel, nicht größer als eine Pistolenpatrone.

—Was ist es?—, fragte ich ihn.

—Was Sie sehen: ein eiförmiger Behälter aus Platin.

—Und was wollen Sie?... Soll ich es analysieren?

—Nein, Doktor, ich bin mir bezüglich des Behälters und des Inhalts ganz sicher. Ich möchte nur wissen, ob es schwierig wäre, ihn unter die Haut einzuführen.

„Welche Art von Haut?“, fragte ich verwirrt.

—Aus meiner Sammlung.

—Deins!...— rief ich erstaunt aus, da ich keine Ahnung hatte, was für ein seltsames Ding er da versuchte.

—Ja, Doktor, wundern Sie sich nicht. Ich glaube, es gibt viele Menschen, bei denen Kugeln viel tiefer stecken, in Muskelbündeln, sogar in der Lunge, und sie leben.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Als ob jahrelang nichts geschehen wäre... Stimmt das oder nicht?

-Ja natürlich.

—Wenn also eine Kugel mit einem Gewehr oder einer Pistole eingeführt werden kann, dürfte es Ihnen unter absolut aseptischen Bedingungen keine Schwierigkeiten bereiten, diese Kapsel in einem oberflächlichen Bereich zu platzieren.

—Tatsächlich; es handelt sich nicht um ein risikoreiches Unterfangen.

"Na dann los... Worauf wartest du noch?"

Ich wusste nicht mehr, wie ich Einspruch erheben sollte, und hielt es auch nicht für angebracht, weitere Fragen zu stellen, und ging, um die Sünde zu holen. notwendige Ausrüstung.

Als ich zurückkam, fragte ich ihn:

„Wo sollte es sein?“

—Genau hier—und er deutete auf sein linkes Handgelenk und nahm seine Armbanduhr ab—.

Hier – wiederholte er – ein wenig oberhalb des Gelenks.

Ich bereitete mich auf die örtliche Betäubung vor und ging mit der geladenen und bereiten Spritze auf Gabriel zu.

—Aber was wirst du tun?—, fragte er mich überrascht.

—Anästhesie— antwortete ich.

—Halten Sie das für notwendig?...

—Natürlich. Oder wollen Sie unnötig Schmerzen erleiden?

„So schlimm wird es nicht sein, Doktor; es wird mich nicht umbringen... Aber gut, schließlich sind Sie ein Schmerzmittelexperte... Versuchen Sie doch eines Ihrer berühmten Medikamente. Nur zu, wagen Sie es.“

Ich habe angestochen und injiziert. Ich habe ein paar Minuten gewartet.

—Wo genau?

„Hier, Doktor“ – und er fuhr mit dem Zeigefingernagel eine Linie auf seiner Haut nach – „weit weg von der Arterie, wo Sie den Puls fühlen, damit nicht irgendein Arzt die Kapsel ertastet und wissen will, was es ist ... Die Wissenschaft ist schon seltsam! Nicht wahr, Doktor?“

—Wie Sie wünschen... Bereit?...

—Ja, Doktor; machen Sie nicht so ein großes Aufhebens darum.

Ich machte den Schnitt, klappte die Haut ein wenig zurück und führte die Kapsel ein, die zuvor Ich habe es in Desinfektionsmittel getaucht. Dann habe ich es genäht und verbunden. Es ging sehr schnell.

„Perfekt“, sagte er anerkennend und schob sein Uhrenarmband über den Verband. „Danke, Doktor. Was kostet die Operation?“

"Machst du Witze?... Nein, Gabriel; ich nehme an, das ist eine offizielle Angelegenheit... Oder ist sie privat?"

—Hören Sie, Doktor, da er ja Gebühren erheben will...

-ICH?...

—Ja, Sie wollen, dass ich Sie befriedige,...

—Um Gottes Willen, Gabriel!

—Dass ich seine Neugier befriedige.

„Ich!“, protestierte ich.

—Leugnen Sie es nicht, Doktor; Sie brennen darauf, es zu erfahren. Ich werde es Ihnen sagen; und außerdem: Ich biete Ihnen noch eine weitere Kapsel meines Impfstoffs an.

—Aber ist es ein Impfstoff?—, fragte ich erstaunt.

—Ja, Doktor; ein Impfstoff aus Ihrem Fachgebiet, aber nicht einer, den Sie erfunden haben. Es ist ein Impfstoff gegen Schmerzen.

Mir schien es, als spräche er ernst, oder vielleicht habe ich seine Ironie nicht erkannt.

"Stimmt das?", fragte ich voller Zweifel.

—Ich meine das absolut ernst.

—Ein Impfstoff in einer Kapsel?... Und er wirkt durch Metall hindurch?... Wie seltsam! Oder ist das Impfstoffmittel selbst aus Metall?... Ich vermute, ich bin Opfer eines thaumaturgischen Tricks.

—Nun, ich will es mal ganz ernst meinen. Was ist Ihrer Meinung nach die längste und perfekte Form der Anästhesie?

Ich wollte gerade wissenschaftlich antworten, als er mich mit einer Geste unterbrach und fortfuhr: „Pst, wir werden uns

einigen. Die längste und vollkommenste Betäubung ist der Tod, Doktor; ist er nicht total und ewig? ... Wir sind uns einig. Sie haben mich schon einmal sagen hören, dass der Tod, oder besser gesagt, der Selbstmord, hier ein unerreichbarer Luxus ist ... nicht wahr? Für eine gute Kugel ins Gehirn hätten viele all ihren Reichtum, ihre Frauen, ihre Söhne und Töchter gegeben. Diese Tatsache hat mir eine schöne Idee gegeben; eine Idee, die Sie mir geholfen haben umzusetzen. Ich habe diese Luxuskugel bereits in mir, diese unmögliche Kugel ...“

Und während sie das sagte, blitzte eine düstere Freude in ihren Augen auf. Ich dachte, sie wäre immer noch

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Er verspottete mich oder behauptete, er sei verrückt geworden. Und ich widersprach ihm: „Aber diese Kugel tötet doch nicht; du bist doch genauso gesund, nachdem sie in dir steckt, oder?“

—Ja, Doktor, ja. Denn meine Kugel tötet nur, wenn ich es will.
—Ist sie verzaubert?

„Ich will Sie nicht weiter in Spannung versetzen. Diese berühmte Kugel enthält Zyanid in höchster Konzentration. Wenn Sie, Doktor, sie nicht melden, kann sie mir niemand mehr abnehmen. So fest ich auch gefesselt bin, es wird mir sehr schwerfallen, die Kapsel in den Mund zu nehmen und sie dort zu zerdrücken; ich habe ihre Widerstandsfähigkeit bereits mit einer identischen, leeren Kapsel zwischen meinen Zähnen getestet.“

—Und was, wenn man nichts Scharfes hat, um es herauszuholen?...

—Sie lassen mir immer die Zähne da... Normalerweise ziehen sie sie nicht überstürzt heraus. Ein entschlossener Biss genügt.

—Ja, in der Tat, du hast an alles gedacht... Aber was soll das alles, Gabriel?...

—Ach, nichts. Nur eine Vorsichtsmaßnahme. Du weißt ja, dass ich eine Zeit lang in Deutschland war... Die Gestapo, verstehst du?... Es ist nicht so, dass sie dort besonders gut foltern könnten, nein; sie schlagen die Leute einfach nur brutal zusammen, wie Tiere. Nein, diese „Schwarzen“ haben keinerlei Feingefühl. Wenn sie töten, dann relativ schnell... Obwohl sie der Grund für meine Schmerzresistenz sind, treffe ich diese Vorsichtsmaßnahme eher aus einem lokalen Grund.

„Aus Gründen, die hier damit zusammenhängen?“, fragte ich völlig erstaunt.

—Ja, Doktor, ja. Genau hier könnte meine absolut notwendige Impfung sein. Sie wissen ja bereits einiges, nicht viel, über unsere Methoden... Ist es da nicht natürlich, dass wir, die wir sie anwenden, auch an die Möglichkeit denken, selbst gequält zu werden?

—Wie ist das möglich?...

—Wie das?... Frag Yagoda.

—Er auch?...

—Das ist natürlich. Und wenn er, der Volkskommissar, der Marschall, heute der schonenden Behandlung seiner ehemaligen Jünger ausgesetzt ist, warum sollten ich, warum sollten Sie sich nicht selbst in derselben Gefahr befinden?

—Hast du Angst?

—Ich habe vor nichts Angst.

—Hat sich irgendetwas geändert?...

„Nein, das glaube ich nicht. Aber Stalin ist nicht unsterblich. Weder ich noch irgendjemand hier kennt die Zukunft. Wenn ein NKWD-Chef von seinem hohen, allmächtigen Posten in eine sarggroße Zelle steigen kann, und von dort aus kann er wieder auf seinen Thron des Terrors zurückkehren ... Können Sie sich das vorstellen, Doktor, heute in den Händen dieses Jagoda, den Sie kannten? ... Läuft Ihnen da nicht ein Schauer über den Rücken?“

—Ja; mir ist kalt und noch etwas anderes.

—Also — sagte er und steckte Zeigefinger und Daumen in seine Westentasche — Ihre Kapsel, Doktor?...

—Nein, Gabriel, nein. Danke, Sie wissen, dass ich nicht kann... ..., ja; Ihr Gott, religiöse
dass Vorurteile... Ja, vielleicht brauchen Sie keine Narkose wie — Ah! Ich... Religion ist Opium, wie Lenin sagte. Glauben Sie, dieses Medikament gegen Ihre Schmerzen ausreicht? ... Ich glaube nicht, Doktor; Sie werden es bereuen.

—Du kannst es nicht verstehen...

Was ich verstehe, ist der Trost, den du nicht kennst, der in den langen Stunden der Gefahr kommt, wenn man mit dem Daumen an der Sicherung herumspielt oder fast spürt, wie der Abzug einer Pistole im Fingerknöchel tief in der Tasche pocht; aber eine Pistole ist etwas Elementares, und wer ihr Wesen nicht kennt, ist leicht zu entwaffnen. Dieses mir gehörte etwas, das mir niemand nehmen kann. Es muss etwas Wunderbares sein, in der höchsten Trance, in die Qualen gezogen zu werden. Ich stelle mir die wahnsinnige Freude eines Vaters vor, der unter seinem Finger den Puls seines Sohnes spürt, den er für tot hielt. So ähnlich muss es sein... Wenn ich diese kleine Erleichterung berühre, werde ich einen unvergleichlichen Mut und eine unvergleichliche Freude empfinden. Mehr, viel mehr als den Puls eines geliebten Menschen zu spüren... Das ist letztendlich nur das Leben, und dies ist das Sterben... und nichts ist gleichzusetzen, nichts wird mehr ersehnt, als zu sterben, bevor man so gequält wird, wie wir es zu quälen wissen...

Gabriel verstummte. Er hatte beinahe andächtig, mit tiefer Überzeugung gesprochen. Seine Augen blickten nicht zu mir. Sie mussten auf den Schrecken gerichtet gewesen sein ...

Sie reagierte sofort. Ihre Stirn wurde augenblicklich ruhig und glatt. Die Veränderung in ihr muss augenblicklich stattgefunden haben.

—Und was wäre, wenn wir zusammen zu Mittag essen würden, Doktor?... Sie haben eine meisterhafte Kunst, mich zum Reden zu bringen! Packt alles zusammen; los geht's!

Wir aßen schnell zu Mittag.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Gabriels Wagen war angekommen, und er machte sich zum Gehen bereit. Kaum in der *Halle*, sagte er, als hätte er es vergessen, zu mir: „Ah ... Doktor, in wenigen Tagen müssen Sie sich im Rahmen des Schnellverfahrens Yagoda stellen. Es ist nur eine Formalität; keine Sorge. Sie werden Gelegenheit haben, Ihren Hass zu befriedigen ...“

„Mein Hass?“, fragte ich überrascht.

—Empfindest du denn keinen Hass gegen ihn? Ich würde jeden anderen nehmen... Warum gerade ihn?

Gabriel schwieg einige Augenblicke und riet mir: „Ja, Doktor; hassen Sie ihn, hassen Sie ihn...“

—Warum?... Wenn Yagoda mich als Instrument auserwählt hat, hätte er jeden anderen wählen können... Warum ausgerechnet ihn hassen?

Er sagte nichts mehr zu mir und ging weg, während er die Ohrenklappen seiner Pelzmütze zurechtzupfte.

Weitere zehn Tage der Einsamkeit. Ich schreibe, esse und lese in einer Monotonie, die mich erschöpft.

Gabriel rief mich an, um mir mitzuteilen, dass sie mich heute Abend abholen werden. um sich mit ihm zu treffen.

Sie kamen gegen zehn Uhr und nahmen mich in einem Auto mit. Es war furchtbar kalt. Wir marschierten Richtung Moskau. „Wohin werden sie mich jetzt bringen?“, fragte ich mich, unfähig, eine Antwort zu finden.

Wir hielten vor einem Tor der Lubjanka, demselben, durch das wir in der Nacht von Tuschatschewskis Hinrichtung eingetreten waren. Ich ging mit einem meiner Begleiter hinein, der sich als Einziger dem Wachposten auswies. Wir betraten einen Raum, der einer Wache ähnelte, und er telefonierte mit einem internen Telefon. Er musste den Befehl erhalten haben, mich irgendwohin zu bringen, denn wir verließen den Raum sofort in Begleitung nur eines NKWD-Soldaten. Mein Begleiter hatte seinen Ausweis in der Hand und zeigte ihn mehrmals, wie es seit langem üblich war. Es war offensichtlich, dass er bekannt war und die Identifizierung rein formal erfolgte, aber die Vorschriften wurden eingehalten.

Wir irrten durch Gänge und stiegen Treppen hinauf, bis wir völlig orientierungslos waren. Schließlich blieben wir vor einer Tür stehen, die von einem Soldaten bewacht wurde. Er klopfte und ging hinein, zweifellos um unsere Ankunft anzukündigen. Er brauchte ein paar Minuten, um zurückzukehren, und ich musterte den Gang. Er war sauber und gepflegt; kein Spuckfleck, keine Zigarettenkippen lagen auf dem Boden; an beiden Seiten befanden sich mehrere Türen, lackiert und mit glänzendem Metall. Hier mussten die Büros hochrangiger NKWD-Offiziere eingerichtet gewesen sein. Zwei bewaffnete Soldaten standen an den beiden Enden des Ganges stramm; ernst, steif, mit einem ausgesprochen militärischen Erscheinungsbild.

Sentry 3 kam heraus und lud mich ein, hereinzukommen.

Ein Vorzimmer; ein Tisch, eine Schreibmaschine.

Der Soldat öffnete mir die Tür und bat mich mit einer respektvollen Geste herein. Gabriel stand mitten im Raum und rauchte, als hätte er auf mich gewartet.

Wir begrüßten uns, und er führte mich zu einem Sofa, das aufgrund seiner bequemen Größe einem türkischen Bett ähnelte, und bat mich, Platz zu nehmen. Ich tat dies, und er blieb mir gegenüber stehen. Er trug die Uniform eines NKWD-Offiziers, in der er sehr elegant aussah; jeder deutsche Offizier hätte ihn beneidet. Ich blickte mich im Büro um; es war sauber und diskret; die Möbel waren, ohne übertriebenen Prunk, solide, neu und beinahe elegant. Ohne das protzige Lithografie-Porträt Stalins wirkte der ganze Raum keineswegs beängstigend.

—Also, Doktor? Wie fühlen Sie sich, und wie mutig sind Sie?... Sind Sie bereit, sich dem furchterregenden Yagoda zu stellen?

—Wenn es unvermeidlich ist..., welche Wahl bleibt uns dann?

„Wir werden uns nur mit der Vergiftung des Kommissars befassen. Ich sehe keine Schwierigkeiten voraus, wollte aber vorsichtshalber selbst als Ermittlungsbeamter fungieren...“

—Was soll ich tun und was soll ich sagen?...

—Halten Sie sich einfach an seine Anweisungen und bezeugen Sie dann, dass die gleichen Blasen, die Sie ihm geschickt haben, zerbrochen unter dem Teppich von Jehova gefunden wurden.

—Und wie sieht es mit dem Inhalt aus?...

—Das ist eine andere Sache. Es ist noch nicht entschieden, ob der Angriff mit Ihren vermeintlichen Bakterien durchgeführt werden soll, denn dafür müsste etwas geändert werden...

—In welchem Sinne?...

—Im Sinne größerer Plausibilität.

—Und wie?

„Es ist eine Tatsache, Doktor, dass unser geschätzter Kommissar glücklicherweise nicht an Tuberkulose leidet; das heißt, er ist nicht infiziert. Sollte, wie zu erwarten, dieser Angriff Yagodas gegen ihn öffentlich verhandelt werden, würde die Wahrheit, selbst wenn sie vom Angeklagten bestätigt würde, unglaublich, erfunden oder frei erfunden erscheinen. Es wäre erforderlich, dass die Mittel so beschaffen wären, dass sie, selbst wenn sie den Kommissar töteten, Spuren der Krankheit in seinem Körper hinterlassen hätten; sichtbare, nachweisbare Spuren... Haben Sie diesbezüglich irgendwelche Vorschläge?“

—Mir fällt im Moment nichts ein.

—Das ist wirklich schade.

—Ich werde darüber nachdenken; mir scheint, dass ich mit der Krankengeschichte des Kommissars beginnen müsste, um seinen aktuellen Zustand zu erfahren...; ich weiß nur von seiner früheren Syphilis.

Und natürlich ist Syphilis keine Krankheit, mit der man eine Gewalttat begehen sollte... Es wäre geradezu komisch, wenn Yagoda behaupten würde, er habe seinen direkten Nachfolger selbst angesteckt... durch Fortpflanzung!... Nein!...

Ich konnte mein Lachen nicht unterdrücken. Zweifellos hätte der Raum das Echo nicht gehört. Es wurde viel gelacht. Das Lächeln auf Stalins Porträt war sehr still.

—Wie dem auch sei, ich verspreche, darüber nachzudenken.

—Gut; ich werde ihn daran erinnern. Ich werde Yagoda zu uns bringen lassen.

Er ging zu ihrem Tisch und telefonierte mit einem der Telefone.

„Sag ihnen, sie sollen auf 322 gehen“, sagte er, und dann rief er mich an.

—Kommen Sie näher, Doktor; setzen Sie sich hier, auf diesen Stuhl, zu meiner Rechten.

Ich gehorchte, setzte mich an den von ihm genannten Platz und wartete ungeduldig darauf, ihn wiederzusehen. Dieser Yagoda, der für mich einst so etwas wie ein mythologischer Halbgott war...

Einige Zeit verging, bis im Vorzimmer ein Geräusch zu hören war. Es klopfte, und Gabriel gab lautstark sein Einverständnis. Der Soldat, der mich hereingebracht hatte, trat ein.

—Die 322 ist angekommen.

„Lasst ihn herein“, befahl Gabriel.

Der Soldat trat hinaus, und die Tür schwang erneut auf. Yagodas Gestalt zeichnete sich im Türrahmen ab, eingerahmt von zwei Soldaten. Er tat drei Schritte und blieb stehen, stramm wie ein Rekrut. Die Tür schloss sich hinter ihm. Ich fixierte den ehemaligen Kommissar mit den Augen. Gabriel hatte sich zurückgelehnt, den Rücken an die Stuhllehne gelehnt, und sagte ohne jede Arroganz, ganz natürlich zu ihm: „Vorwärts, Yagoda.“

Er gehorchte und trat vor Gabriel, in strammer Haltung, etwas mehr als einen Meter vom Tisch entfernt. Ich musterte ihn, ohne es zu wagen, ihm in die Augen zu sehen, als Gabriel mir sein Zigarettenetui reichte und fragte:

„Möchten Sie eine Zigarette, Doktor?“ ... und

als ich es nahm und er sich eine anzündete, fügte er, sich an Yagoda wendend, hinzu: „Kennen Sie den Genossen?“

Er sah mich an, und ich sah zurück. Sein Blick war gewiss nicht mehr derselbe. Er war nicht mehr starr, nicht mehr von hochmütiger Wichtigtuerei erfüllt und schon gar nicht mehr von jenem kalten Hauch der Drohung, der mich mit Schrecken erfüllt hatte.

„Antworte mir!“, rief Gabriel entschieden.

„Ich erinnere mich nicht...“, antwortete Yagoda mit unsicherer Stimme.

—Nein?... Das ist seltsam!... Ich war es doch, der Sie dem Kameraden wegen einer Dienstangelegenheit empfohlen hat... Erinnern Sie sich nicht?...

—Dienstliche Angelegenheiten?... Es gab so viele, Genosse...

—Achtung, Yagoda!... Erliege nie wieder der Versuchung, uns Genossen zu nennen... Genossen wozu?... Dieses Wort verunreinigt deinen Mund, Yagoda.

—Entschuldigen Sie, die unfreiwillige...

—Genug! Sie kennen meinen Kameraden also nicht?... Erinnern Sie sich nicht daran, dass Sie am letzten Tag Ihres Kommandos seine Hinrichtung befohlen haben?...

—Ich tu nicht...

—Zynismus ist Ihre Spezialität. Mal sehen, machen wir das noch einmal. Erinnern Sie sich nicht an die Miller-Affäre?... Ist dieser Genosse nicht der Spezialist, der mitarbeiten sollte, um eine Wiederholung des Kutiepoff-Falls zu verhindern?

—Ja, jetzt erinnere ich mich; ich hatte vergessen, wie er aussah.

—Jetzt lügst du auch noch darüber... Erinnerst du dich nicht daran, ihn um einen persönlichen Service gebeten zu haben?

Erinnerst du dich nicht, dass er es dir geliehen hat?... Erinnerst du dich nicht an die Male, als du dich vor deiner

Verhaftung nach dem Gesundheitszustand von Genosse Jechow erkundigt hast?... Und ich wiederhole, erinnerst du dich nicht daran, dass er

Hat Mironov jemanden geschickt, um den Arzt zu beseitigen?

Yagoda Gesichtsausdruck veränderte sich, und er unterbrach Gabriel.

—Machen Sie sich keine weiteren Gedanken. Ja, ich erinnere mich an alles. Wie mit dem regulären Ausbilder können wir eine Einigung erzielen. Sie können auf weitere Fragen verzichten. Sagen Sie mir einfach, worum es geht. Ich nehme an, es betrifft die Entlassung des derzeitigen Kommissars.

Ich gestehe. Wenn Sie alle Einzelheiten wissen wollen, werde ich sie Ihnen mitteilen; ich werde sie selbst aufschreiben. Sollten Ihnen einige davon unbekannt sein, werde ich sie Ihnen mitteilen. Wenn Sie darüber hinaus weitere Aussagen zu anderen Angelegenheiten wünschen, teilen Sie mir dies mit; ich werde alles gestehen. Das ist meine Position in dem Verfahren...

—Ja, das wusste ich bereits, Yagoda; deshalb hat mich deine Haltung mir gegenüber überrascht... was war der Grund dafür?...

„Es war töricht, ich gestehe, ein dummes Skrupel ... Ihre Anwesenheit hat mich überrascht. Ich hätte nicht gedacht, dass Sie sich in meine Angelegenheiten einmischen würden; die Erinnerung an das große Vertrauen, das ich Ihnen entgegengebracht habe, die wichtigen Angelegenheiten, die Sie bearbeitet haben; kurzum, Ihr Fanatismus und Ihre bolschewistische Treue haben mich beschämt ... Verstehen Sie die veränderten Umstände; es ist schwierig, sich anzupassen ...“

—Sehr gut. Yagoda: Die Vergangenheit existiert zwischen uns nicht, das sollten Sie sich merken. Wenn ich beruflich auf etwas stolz bin, dann darauf, Ihren Trotzismus von unserer ersten Begegnung an erkannt zu haben. Wissen Sie, woran ich das erkannt habe? ... An der schieren Grausamkeit, mit der Sie die gefallenen Trotzisten ausrotteten ...; diese Maske der Grausamkeit hat Sie mir verraten. Kurz gesagt, es ist sinnlos, jetzt über die Vergangenheit zu sprechen. Sie sind gefallen, es war an der Zeit, und nun haben Sie Ihren Frieden gefunden. Wir haben vereinbart, dass Sie bereit sind, alles zu gestehen, was ich wissen wollte. Gut; denn heute Abend werde ich mich auf den Anschlag auf unseren Anführer Jechow beschränken ... Sie werden nicht wieder etwas verheimlichen, oder?

—Absolut nicht. Du wirst es verstehen; du weißt genauso gut wie jeder andere, dass ich die Sinnlosigkeit des Widerstands und der Verleugnung erkennen muss...

—Sie sprechen mit vollkommener Intelligenz. Sie, Professor, Begründer zahlreicher Fragetechniken, der Sie Ihre Unfehlbarkeit experimentell erfahren haben, würden einen außerordentlichen Fehler begehen, wenn Sie uns dazu verleiten würden, die Vorzüge Ihres Fachgebiets selbst zu erleben... Glauben Sie mir, Meister, Sie haben hochbegabte Schüler hinterlassen... und diese sind so begeistert von Ihrer Wissenschaft, dass sie ungeduldig darauf warten, dass Sie ihnen den Dokortitel verleihen, indem Sie sie die Übungen an Ihnen selbst durchführen lassen...

Yagoda verstummte und starrte auf den Boden.

-Was sagst du?...

—Nichts... Ich werde dafür keinen Grund angeben.

—Okay, rück den Stuhl näher und setz dich.

—Danke, danke...—und er gehorchte.

—Komm näher, damit du schreiben kannst. Ich werde dich nicht ausfragen. Erzähl es, wie du es für richtig hältst, aber lass auch das kleinste Detail nicht aus.

Yagoda trat näher; Gabriel legte ihm einige Blätter Papier vor und reichte ihm die Feder. Yagoda zögerte und hielt sie in der Hand.

- Was ist los?

—Ich habe meine Brille nicht dabei... Ich brauche sie zum Lesen.

„Warum hast du das nicht gesagt?“, schimpfte Gabriel, nahm den Hörer ab und sagte: „Bring die Brille aus Zimmer 322 hierher.“

Er klopfte, und kurz darauf trat der Soldat, der die Brille gebracht hatte, mit der in Papier eingewickelten Brille ein. Gabriel reichte sie Yagoda und befahl dem Soldaten, dort stehen zu bleiben, mit den Worten: „Stell dich hier neben ihn, damit er nicht versucht, die Brille von der Nase zu nehmen.“

„Ich werde nichts versuchen“, versprach Yagoda, der die Bedeutung des Befehls wohl verstanden hatte.

—Ich verlange nicht Ihr Wort... Sie wissen genauso gut wie ich, wie leicht man eine Hauptschlagader mit einem Glassplitter durchtrennen kann... und warum sollte man dem Arzt Arbeit machen, wenn die Arterie so leicht zu verschließen ist?

Yagoda begann zu schreiben. Gabriel stand auf, bereit für einen Spaziergang.

—Kommen Sie, Doktor, setzen Sie sich hier hin — sagte er und deutete auf das türkische Bett — möchten Sie eine schöne Tasse Kaffee?...

Ich habe zugestimmt, und er hat telefonisch für uns beide bestellt.

Ich ließ mich wieder auf das Sofa sinken. Meine Energiereserven, die ich für die gewaltige Szene, die ich vorausgesehen hatte, angesammelt hatte, waren noch immer intakt. Ehrlich gesagt war das Verhör durch den berühmten Yagoda bis dahin nicht besonders grausam gewesen.

Ein adretter Koch brachte uns den Kaffee. Es war ein herrlicher Anblick, den weißen Mann in seinem hohen, gestärkten Hut zu sehen. Es war schon eine kuriose Laune, diesen Kerl in der proletarischen Inquisition in solch einem Outfit zu sehen, das an die raffinierteste bürgerliche Küche erinnerte. Dieser Repräsentant der Gastronomie musste die ironische Erfindung eines verborgenen Feindes der proletarischen Diktatur sein, denn er schien sogar persönlich ausgewählt worden zu sein.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Mann; er war blond, rundlich, glänzend, rotgesichtig, bartlos, ein Eunuchoid, wie aus einem französischen Magazin entsprungen.

Sie stellte ihr Tablett mit größter Sorgfalt ab, servierte uns unseren Kaffee und verließ, nachdem sie um Erlaubnis gebeten hatte, mit wiegenden, üppigen Hüften den Raum.

Wir tranken Kaffee, und nachdem ich eine Zigarette geraucht hatte, lud mich Gabriel beiläufig ein, mich auszuruhen: „Du kannst sogar dort liegend schlafen; das könnte noch zwei oder drei Stunden dauern“, und er begann herumzulaufen.

Ich glaube nicht, dass ich geschlafen habe, aber mit geschlossenen Augen muss ich das Zeitgefühl verloren haben. Verschlafen öffnete ich sie wieder, als ich ein Geräusch hörte. Es war Yagoda, der fertig war und seinen Stuhl ein wenig vom Tisch zurückzog. Ich sah, wie Gabriel das letzte Blatt Papier umblätterte und las; die vorherigen hatte er wohl zuerst gelesen. Als er fertig war, ließ er Yagoda seine Brille abnehmen und gab sie dem Soldaten zurück, der damit wegging.

Yagoda blickte ihn erwartungsvoll an, und Gabriel sprach zu ihm:

– Prinzipiell ist das Geständnis akzeptabel. Ich werde es genauer prüfen, und falls etwas unklar ist, melde ich mich bei Ihnen. Eine Frage, Yagoda: Was war der Zweck des Versuchs, Ihren Nachfolger auszuschalten? War es reine persönliche Rache? Hoffte man darauf, die Position zurückzuerlangen? Oder wollte man sie bewusst vakant lassen, damit ein verkappter Trotzlist ernannt werden konnte?

—Nur Bosheit und persönliche Rache—, antwortete Yagoda, ohne darüber nachzudenken.

—Das stimmt nicht; du lügst jetzt.

—Ich sage die Wahrheit; warum sollte ich lügen, jetzt, wo das Wichtigste gestanden ist?...

—Es könnte auch aus posthumer Rache geschehen... wenn der Kandidat noch gut positioniert ist, wenn Sie hoffen, dass unser Kommissar bald stirbt und ein unbekannter Trotzlist seinen Platz einnimmt, könnte dies Ihre letzte Hoffnung auf Rettung sein... Ist das nicht logisch, Yagoda?

—Ich gestehe, dass ich als Staatsanwalt genauso argumentieren würde, aber glauben Sie mir...

„Ich glaube gar nichts“, unterbrach Gabriel. „Leugnest du etwa die Existenz eines eigenen Kandidaten, der dich als Chef des NKWD beerben könnte?“

—Ja, ich bestreite es.

—Probier es aus; wenn nicht...

—Wie kann ich das beweisen?...

—Das wirst du wissen, Meister der Staatsanwälte.

Yagoda schwieg, den Blick gesenkt. Ich fragte mich, was in diesem Moment in dem Kopf dieses Verbrechers vorging. Ich stellte mir vor, wie er plötzlich seine ganze frühere Macht zurückerlangte, und ich zitterte um mich selbst und fürchtete noch mehr um Gabriel. Jetzt verstand ich die Bedeutung der Zyankalikapfel in seinem Körper.

Gabriel sprach erneut:

„Ich werde heute Abend nicht darauf bestehen. Ich gebe Ihnen ein paar Stunden Bedenkzeit. Ich hoffe, Ihnen fällt etwas ein. Wenn nicht, ist das ein schlechter Start in die Zusammenarbeit mit mir. Sie wissen genau, was Ihnen bevorsteht ...“ Wie schade!... Und ich hatte gehofft, eine Einigung mit Ihnen zu erzielen... – und er wandte sich an mich –: Haben Sie Appetit, Doktor?...

Ich hatte tatsächlich gegähnt; ich schaute auf meine Uhr, es war 4:20 Uhr morgens. Ein Drink würde nicht schaden. Ich nahm an.

Gabriel bestellte telefonisch Kaviar, gekochte Eier in Remoulade und Schinken – etwas Spektakuläres, das mir das Wasser im Mund zusammenlaufen ließ –; dann erkundigte er sich nach bestimmten ausländischen Weinmarken, machte dabei Gesten des Missfallens und willigte ein, sich zwei Flaschen Bordeaux bringen zu lassen.

Der opulente Koch erschien zehn Minuten später wieder. Gabriel wies ihn an, das „kleine Abendessen“ auf demselben Arbeitstisch anzurichten und den Wein sowie alles andere, was nicht darauf passte, auf ein paar Stühlen daneben zu stellen. Als Gabriel mit einer gewissen Trotz und Feierlichkeit begann, das Essen zu manipulieren, und besonders als er beim Verkosten des Weins mit der Zunge schnalzte, begriff ich es. Ich erinnerte mich daran, wie er Kramer, diesen Deutschen, verhört hatte.

Natürlich kannte Yagoda, der dienstälteste und erfahrenste Tschekist, den Trick, anders als jener Deutsche; aber auch sein Magenzustand war anders. Was für eine Ernährung hatte der ehemalige Kommissar?... Ich fand ihn jedenfalls sehr dünn; unter seiner spärlichen und abgetragenen Kleidung konnte ich die scharfen Kanten seiner Knochen sehen. Er hatte mehrmals gegähnt; ich wusste nicht, ob vor Hunger oder Müdigkeit oder beidem zugleich.

Gabriel ermutigte mich, und wir begannen zu essen. Obwohl ich kein Vielfraß bin, dachte ich mir, dass dies selbst Gandhi dazu gebracht hätte, sein Fasten zu brechen. Unbewusst musste auch ich für den armen Yagoda ein ziemlicher Hingucker sein. Gabriel spielte natürlich die Rolle des gierigen *Emporkömmlings* perfekt. Beschämt senkte ich den Kopf zum Teller, niedergeschlagen von tiefer Scham, aber oh, wie köstlich alles war!

Er hat einen Magen wie ein wildes Tier!

Doch was geschieht! Ein Stuhl kippt um, und eine Hand greift nach einem Messer, das Gabriel, abgelenkt, in Yagodas Reichweite gelegt hat; Yagoda springt auf und weicht zurück. Ein kaltes, stummes, seltsames Lachen huscht über sein Gesicht.

—Halt! ... Oder ich bringe dich um!

—Zieh, c... Das ist vorbei, sieh her!...

Und blitzschnell schlitzt er sich den Hals auf und kann ihn abtrennen.

Ich schließe die Augen und werde wütend. Ich glaube, ich höre ein lautes Lachen.

Als ich, voller Entsetzen, die Augenlider einen Spalt öffnete und glaubte, Yagoda blutend aus seiner durchtrennten Halsschlagader spritzen zu sehen, sah ich ihn vernichtet, sein Kopf auf die Brust gefallen, seine Arme baumelten herab. Das verbogene Messer lag auf dem Teppich.

Gabriel hat seine Waffe weggesteckt und lacht immer noch. Unglaublich, ich habe ihn noch nie lachen sehen, seit Lydjas Tod.

—Komm her, du Elender... komm her. Wir mussten deinen Zustand herausfinden, und das war schwierig bei dir. Den Fenstertrick, den Komplizen mit dem Gift usw., usw., das kennst du auswendig, also mussten wir uns etwas Neues und Unerwartetes für dich ausdenken: das Bleimesser...

Yagoda rührte sich nicht.

„Komm her“, wiederholte Gabriel. „Soll ich anrufen?“

Er machte ein paar Schritte vorwärts, langsam, schwach, schleppend. Und als ich dachte, Gabriel würde einen Schwall von Flüchen und Drohungen loslassen, allein schon wegen der groben Beleidigung, die er erlitten hatte, sagte er ruhig und mit freundlicher Stimme zu ihm: „Jetzt können wir uns einigen ... nicht wahr? Du weißt genau, dass jemand, der sich umbringen will, zu allem bereit ist ... Eine Zigarette, Yagoda?“

Er reichte ihr freundlich sein Zigarettenetui und half ihr, es anzuzünden. Es war nichts weiter vorgefallen. Ich war die Einzige, der das Essen im Hals stecken blieb, und mein Magen fühlte sich an wie ein Sack, der von einer kräftigen Hand gequetscht wurde. Yagoda hatte mir mein üppiges Festmahl verdorben. Ich konnte nicht einmal mehr versuchen, etwas zu essen; ich riskierte, mich zu übergeben.

—Setz dich, Yagoda... Wenn ich mich recht erinnere, sprachen wir über einen vermeintlichen Nachfolger von dir, nicht wahr?...

Yagoda rauchte und nahm lange Züge von der Zigarette, die sehr schnell abbrannte. Schnell. Er schwieg, und Gabriel insistierte: „Werden wir eine Einigung erzielen?... Wir könnten reden und das alles beenden“ – und wandte sich an mich – „aber Sie wollen nichts anderes, Doktor?... Und Sie, Yagoda..., möchten Sie nicht etwas trinken?“ – und er legte ein paar Schinkenstücke auf einen Teller.

Er brauchte nicht viel Überredung; zunächst schien er seine Angst zu verbergen, doch nach den ersten Bissen hatte sein tierischer Instinkt wohl seinen Willen überwältigt. Er aß hastig und gierig, wie ein Hund, der Angst hat, von einem stärkeren Hund das Futter gestohlen zu werden. Gabriel füllte ihm ein großes Weinglas und beobachtete Yagoda aufmerksam, als fürchtete er, dieser könnte es zerbrechen und ihm mit einer Glasscherbe erneut die Kehle durchschneiden. Doch es geschah nichts dergleichen; er gab das leere Glas ohne jede verdächtige Bewegung zurück. Er musste völlig besiegt gewesen sein.

—Noch eine Zigarette?

Yagoda fing an zu rauchen. Mir fiel auf, wie seine Wangen plötzlich erfrischt wirkten. Sie strahlten vor Vitalität, und der matte, erdige Farbton seiner Haut verblasste.

„Wenn du willst, Yagoda, kann ich jemanden rufen, der dich abholt. Ich muss jetzt gehen; aber vorher möchte ich, zu deinem eigenen Vorteil, gerne etwas Kontakt zu dir aufnehmen. Zum Beispiels, wenn du mir einen Namen nennen würdest ... nur einen Namen.“

—Der Name meines Nachfolgers?...

-Natürlich.

—Meer: Schdanow.

-NEIN!

– Ja, Schdanow oder irgendein Kaganowitsch.

—Ich dachte, wir könnten eine Einigung erzielen, Yagoda; aber ich sehe, dem ist nicht so. Du bist böse, ja, wirklich böse; du willst Rache, du willst deine Feinde selbst nach deinem Tod noch töten.

—Glaubst du mir nicht?... Was kann ich tun?...

„Nichts; siehst du denn nicht, dass ich gar keinen Beweis verlange? Du behauptest ja nicht, einen zu haben, oder? ... Es ist reine Rache. Offenbar hegen unsere Parteiführer in Leningrad eine besondere Vorliebe für deinen Hass. Da du Schdanow nicht wie Kirow ermorden kannst, versuchst du, ihn mit deiner falschen Denunziation auszuschalten. Was die Kaganowitschs betrifft, so scheinen du, Gamarnik, und der Rest von euch Trotzlisten sie für das bestrafen zu wollen, was ihr für unverzeihlichen Verrat haltet ... Ich weiß das genau! ... Du kannst mich nicht täuschen, Yagoda.“

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

„Höre ich dem Staatsanwalt oder dem Verteidiger zu?“, witzelte er. „Wenn ich als Befehlshaber einen Untersuchungsrichter über ein Mikrofon einen Angeklagten verteidigen hörte, ob schuldig oder nicht, hätte ich ihn auf der Stelle töten lassen, oder vielleicht noch Schlimmeres ...“

—Vorausgesetzt natürlich, dass die in einer Erklärung denunzierte Person nicht einer Ihrer Mitverschwörer ist.

-Natürlich...

„Nun, wenn ein Ausbilder oder Vernehmer den Namen eines Beschuldigten zurückhält, sei es aus Glauben oder Unglauben, Schuld oder Unschuld oder aus irgendeinem anderen Grund, dann sage ich Ihnen, ich lasse ihn erschießen. Nein, ich werde Ihre Anschuldigung nicht verheimlichen, nur weil ich sie für Rache halte. Ich werde Sie zwingen, sie zu beweisen, und Sie werden alles unterschreiben, aber in einem separaten Dokument. Nein, Jagoda, nein, ich habe keinen Glauben oder Vorurteil hinsichtlich der Schuld irgendjemandes. Für mich, einen Mann des NKWD, sind alle Beschuldigten schuldig. Alle bis auf zwei; denn es ist absolut unmöglich, dass sie schuldig sind ... Wissen Sie, wer sie sind?“

-NEIN.

—Der erste, Stalin...; der zweite, natürlich, ich. Aber merken Sie sich Folgendes: Hätten Sie auf die Frage, wer Ihr Nachfolger sein sollte, statt Schdanow oder den Kaganowitschen meinen Namen genannt, hätte ich Sie die gleiche Urkunde unterschreiben lassen, exakt die gleiche.

—Das ist ein einzigartiges Verhalten.

„Das Einzige, was ein perfekter Bolschewik tun würde. Das kannst du nicht verstehen ... Aber nun zum Schluss: Du gehst jetzt, schreibst hier kurz und bündig meine Frage zum hypothetischen Nachfolger auf, falls dein Versuch, Jechow zu überführen, erfolgreich sein sollte, und deine Antwort. Los, beeil dich.“

Yagoda nahm den Stift und schrieb. Da er seine Brille nicht mehr hatte, begann er zu schreiben.

Er hielt den Kopf weit vom Papier zurück; seine Handschrift war nun groß, fast schon übertrieben.

Gabriel hätte die Wache rufen sollen, denn bevor Yagoda fertig war

Während er schrieb und an der Tür um Erlaubnis bat, trat ein Soldat ein. Er stand stramm und wartete.

Als Yagoda fertig war, übergab Gabriel es dem Soldaten, ging zurück zu seinem Tisch, sammelte seine vorherigen Aussagen und die letzte ein, ging sie sorgfältig durch, ging zu einem Safe, legte sie hinein und schloss ihn.

—Er drehte sich zu mir um; dabei bückte er sich, um das Spielzeugmesser vom Boden aufzuheben, mit dem Yagoda versucht hatte, ihm die Kehle durchzuschneiden; er betrachtete es mit einem ironischen Ausdruck und sagte zu ihm, als wäre es ein Mensch: —Du hast das, was du getan hast, verloren, weil du so böse warst!

XXXIX

MÄNNER?

Nach einer so interessanten und sogar aufregenden Nacht brachten sie mich zu Labor.

Gabriel, der vor Müdigkeit fast umgefallen wäre, hat mich gebeten, mir eine Krankheit für Jehow auszudenken. Ich habe keine Ahnung, was er will. Ich werde versuchen, ihm diesen Wunsch zu erfüllen; es ist eine echte Herausforderung, aber solche Aufgaben sind für jeden Gefangenen geeignet.

Etwa acht Tage sind vergangen, seit sie mich das letzte Mal erwähnt haben. Ich habe viel über Jehow nachgedacht, aber mir fällt nichts ein. Hundertmal habe ich darüber nachgedacht, was Gabriel will: „eine Krankheit, die man willentlich herbeiführen kann und die, wenn möglich, sichtbare Spuren hinterlässt.“

Ich glaube, wenn ich dieses verzwickte Problem lösen könnte, wäre Jehow erfreut. Ein Attentat auf einen Trotzlisten in seiner Akte zu haben, ist unter stalinistischen Führern eine besondere Ehre. Soweit ich gehört habe, wurden viele Komplote gegen sie geschmiedet, doch keines war erfolgreich, und die Beweise für die vereitelten Anschläge sind höchst verdächtig – keine einzige Wunde, kein einziger Schuss in der Öffentlichkeit, nichts. Für die Skeptiker ist das alles erfunden. Ich bin überzeugt, dass Gabriel deshalb Jehow eine so besondere Ehre zuteilwerden lassen will. Wenn ich könnte, würde ich ihm diese kleine Narbe auf meinem Rücken zeigen, die mir die trotzlistische Kugel in Paris zugefügt hat.

„Trotzlistisch“, so das unumstößliche „offizielle“ Urteil, doch jede Seite beschuldigt die andere, den Schuss abgegeben zu haben. Da meine Kugel nun offiziell trotzlistisch ist, erkenne ich, dass ich ein bolschewistisches Verdienst besitze, das über dem Jehows und sogar Stalins selbst liegt. Welch eine Ehre!

Das waren meine Abschweifungen, der Versuch, meine Fantasie anzuregen. Und so vergingen Tage und Tage. Zweimal rief mich Gabriel an und fragte, ob mir etwas eingefallen sei, und als er erfuhr, dass dem nicht so war, drängte er mich mit großem Interesse. Aber was kann ich tun?

Ich habe mit dem Gedanken gespielt, vorzugeben, der Angriff sei mit einer brennbaren oder ätzenden Flüssigkeit verübt worden, wodurch Stigmata an einer Gliedmaße, vorzugsweise an den Händen oder im Gesicht, entstehen würden. Ich habe den Gedanken jedoch verworfen. Yagoda's Verhaftung muss schon lange zurückliegen, und es wäre töricht von Jehow, jetzt plötzlich mit Narben aufzutauchen, die er vorher nicht hatte.

Ein Gift, das ihm beim Trinken die Lippen verbrennen würde, war leicht zu finden, und auch sein Geruch ließ sich leicht imitieren; aber wie sollte Yagoda es beschaffen, da er ja bereits Gefangener war? Vielleicht sollte er sich einen gehorsamen Komplizen auf freiem Fuß ausdenken. Ein Geständnis schien für die NKWD-Männer nicht schwer zu bekommen. Ich wäre beinahe darauf eingegangen, obwohl ich mich erst einmal fragen musste, ob es überhaupt zulässig war, ein neues Opfer zu erfinden, um den nötigen Komplizen zu finden. Meine Skrupel verflogen, als ich an die Abertausenden dachte, die täglich liquidiert wurden. Was spielte es da schon für eine Rolle, woran sie starben?

Ich ging sogar so weit, Gabriel diese Option in einer Nachricht vorzuschlagen, die ich ihm mit einem seiner Boten zukommen ließ. Er lehnte sie ab und erklärte, das Datum des Angriffs müsse aus der Zeit stammen, als Yagoda noch Freiheit und Macht genoss.

Meine Lage war immens. Es war zu einer Frage des beruflichen Stolzes geworden. Ich war selbst erstaunt darüber, wie besessen ich von etwas war, das einer kriminellen Methode so sehr ähnelte. Aber so war es nun mal, nachdem ich einen Grund gefunden hatte, mein Gewissen zu beruhigen.

Wenn der von mir Gabriel vorgeschlagene Lösungsvorschlag erfolglos und inakzeptabel war, so kam mir durch ihn die perfekte Lösung in den Sinn. Jehows Lippen, gequält von einem ätzenden Medikament, das er eingenommen hatte – demselben Medikament, mit dem sein Feind seinen Magen durchbohren wollte –, deuteten auf etwas äußerst Passendes hin. Ich erinnerte mich an seine durch Zyanid verursachte Stomatitis. Ja, das war die Lösung; ich hatte bereits das nötige sichtbare und öffentliche Stigma. Jagoda hätte versucht, ihn mit etwas Quecksilberhaltigem zu vergiften ... Aber wie? Auf welchem Weg?

Es war einfach, etwas Plausibles zu finden. Ich würde mehrere Methoden vorschlagen. Sie würden auswählen. die bequemste.

Ich habe eine Notiz vorbereitet, die zahlreiche Formeln und wissenschaftliche Begriffe enthält und detailliert beschreibt, wie Vergiftungen oral, intramuskulär und durch Inhalation erfolgen können. Zusammengefasst lautet sie wie folgt

(1):
... ..

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

(1) Der Herausgeber hält es für angebracht, diesen Abschnitt auszulassen, aus denselben Gründen, aus denen die Yagoda vorgeschlagene Formel dahingehend geändert wurde, dass Jehov nicht mehr erwähnt wird. Wir wollen dieses Buch nicht zu einem Handbuch für Giftmischer machen. Die von Landowsky entwickelte Methode der Quecksilbervergiftung ist in den „Stenographischen Aufzeichnungen“ des Prozesses gegen Yagoda auf den Seiten 95–612 und 658 detailliert beschrieben. (Protokoll, herausgegeben vom Justizkommissariat der UdSSR, Moskau 1938.)

Nun müssen sie sich entscheiden.

Ich musste nur noch Gabriel Bescheid geben. Ich ging zum Telefon und sagte ihm, ich hätte das Problem gelöst. Er gratulierte mir und warnte mich, dass sie mich noch in derselben Nacht abholen würden.

Tatsächlich kamen sie noch vor elf Uhr und ich traf Gabriel in demselben Lubjanka-Büro, in dem Jagoda verhört worden war.

Ohne mich auch nur zu begrüßen, fragte er eilig nach Einzelheiten. Ich reichte ihm meinen Bericht, und er las ihn im Nu.

„Ich verstehe das alles nicht ganz“, sagte er und legte das Papier auf seinen Schreibtisch. „Haben Sie das sorgfältig durchdacht? ... Hält Ihre Methode der Trunkenheit einer technischen Überprüfung stand?“

Verstehen Sie mich richtig: Dies ist eine Prüfung für Techniker, nicht nur für neutrale, sondern auch für Techniker, die Feinde des Sowjetregimes waren...

—Ja, selbstverständlich—, bestätigte ich.

—Bedenken Sie, Doktor, dass der Staatsanwalt der UdSSR Ihrer Methode folgen muss; dass Ihre Anklage von ausländischen Botschaftern vernommen werden muss; dass die Weltpresse millionenfach über das Vorgehen berichten wird, mit dem Jagoda Jechow zu vergiften versuchte... Haben Sie daran keinen Zweifel?

—Nein, absolut nicht. Die Wirkung des Giftes tritt je nach gewählter Verabreichungsmethode mehr oder weniger langsam ein; durch Einatmen führt es natürlich nicht zum plötzlichen Tod; die zu vergiftende Person muss mehrere Tage lang Quecksilberdampf ausgesetzt sein. Niemand kann leugnen, dass eine Person stirbt, wenn diese Vergiftung die erforderliche Zeit andauert... und die Dauer dieser Zeit können Sie frei bestimmen.

—Und wenn er an den erforderlichen Tagen nicht da ist, was dann?...

—Wenn die Vergiftung also gestoppt wird, kann die Person weiterleben.

—Ohne gesundheitliche Beeinträchtigungen?...

—Sicherlich verschlechterte sich sein Gesundheitszustand im Verhältnis zum Grad der Vergiftung...

—Nun, durchaus; das könnte auch für den Kommissar gelten... Äußere Symptome?...

Selbst nachdem die Vergiftung abgeklungen ist, leidet er nach längerer Zeit an akuter Stomatitis, sein Zahnfleisch blutet...; genau der Fall von Kommissar Jechow, obwohl es sich in seinem Fall um eine zu Heilzwecken durchgeführte Blutvergiftung handelt. Das sichtbare Stigma ist in beiden Fällen identisch.

—Was für ein glücklicher Zufall!... Herzlichen Glückwunsch, Doktor, herzlichen Glückwunsch.

—Ja, es gibt einen Zufall in der Stigmatisierung; genau dieser Effekt hat mich dazu veranlasst, das Medium in Betracht zu ziehen.

—Großartig!... Wir werden einen Drink nehmen, um das zu feiern... Wie erfreut der Kommissar über Sie sein wird!— rief Gabriel, der sich nun in einem Raum befand, der mit seinem Büro verbunden war, aus dem ich das Klirren von Gläsern hören konnte; er kam mit einigen Gläsern heraus und zeigte mir triumphierend eine Flasche.

—Napoleon Cognac!

—Ich werde Yagoda anrufen—, sagte Gabriel und genoss den ausgezeichneten Cognac—; es ist notwendig, ihm in einer weiteren Aussage zuzustimmen, die dem neuen Vorgehen seines Angriffs auf den Kommissar entspricht.

—Und wird er zustimmen?, fragte ich, als ich die Gewissheit bemerkte, mit der Gabriel sprach.

—Natürlich, welche Wahl haben wir denn?... Bei Yagoda ist es einfach. Er ist von Anfang an gebrochen, ganz ohne Gewalt. Es ist kein Zufall, dass er über unvergleichliche persönliche und technische Erfahrung verfügt. Es gibt Szenen in seiner Erinnerung, deren bloße Vorstellung genügt, um ihn zu beherrschen und ihn zu allem zu zwingen, was man will.

Nach diesen Worten telefonierte er und befahl, die 312 zu ihm zu bringen. Es dauerte nicht lange, bis Yagoda eintraf. Ich weiß nicht, ob es Einbildung war, aber er wirkte noch niedergeschlagener als bei unserem letzten Treffen. Die beiden Soldaten zogen sich auf Gabriels Zeichen zurück.

—Komm näher, Yagoda.

Yagoda näherte sich

„Mal sehen“, begann Gabriel, „ob wir schnell eine Einigung erzielen können. Hier hat der Doktor auf Befehl von oben eine andere Methode entwickelt, um den von Ihnen begangenen Angriff auszuführen.“

gegen Genossen Jechow. Haben Sie Einwände dagegen, zu gestehen, dass Ihr Angriff nicht mit dieser, sondern mit einer anderen Methode ausgeführt wurde?...

Yagoda blinzelte, als ob er sich konzentrieren wollte und als ob er es nicht ganz verstanden hätte, und fragte: „Ein anderes Verfahren?... Welches denn?..."

—Antworte; frag nicht. Ja oder nein?...

—Grundsätzlich...

„Prinzipiell“, unterbrach Gabriel, „prinzipiell ja. Was macht es für einen Unterschied, ob Sie Ihr Verbrechen mit Koch-Bakterien oder mit einer Pistole begangen haben? ... Die Strafe ist dieselbe. Der Unterschied liegt darin, Ihr Geständnis friedlich oder mit Gewalt zu erlangen, wie Sie wissen. Meine Frage ist, ob Sie Ihr Geständnis auf diese neue Weise ablegen wollen oder ob ich warten soll, bis man Sie unten überzeugt hat ... Wissen Sie Bescheid, oder sind Sie völlig verrückt geworden?“

—Ich bin bereit, was muss ich unterschreiben?...

—Noch nichts. Setz dich.

Yagoda setzte sich, und Gabriel las meinen Bericht erneut.

—Was denken Sie, Doktor, über die Atemwege?

—In welchem Sinne?...

—Zum Beispiel im Hinblick auf die Geschwindigkeit und Schwere der Auswirkungen.

—Es handelt sich um die langsamste Formel, die am längsten braucht, um eine tödliche Vergiftung hervorzurufen.

—Aber die diskreteste?

—Ja, in der Tat.

—Wie würden wir es ausdrücken?... Das Raffinierteste?

—Man kann es so betrachten.

—Nun gut: Ich glaube, ich habe hier gesehen – und er deutete auf den Bericht –, dass das Besprühen und Vernebeln wiederholt werden muss, richtig?...

—Ja, wenn das Ziel ein schnellerer und sicherer Effekt ist, dann sollte es auch so sein.

Daher wäre es naheliegend, dass die Manipulationen noch einige Zeit nach Jagodas Ausscheiden aus dem NKWD andauerten. Wir dürfen nicht vergessen, dass er noch eine gewisse Zeit in Freiheit war und dass sein Spätschmerz erst kurz vor seiner Verhaftung entdeckt wurde, als bei Genosse Jechow Vergiftungssymptome festgestellt wurden.

—Aber—ich versuchte, mit einem Körnchen Wahrheit zu kontern.

—Ich spreche rein aus verfahrenstechnischer Sicht, Doktor; unterbrechen Sie mich nicht. Ich möchte abschließend feststellen, dass wir ein oder zwei von Yagodas Komplizen benötigen.

—So dass?...

—Ganz einfach, Yagoda konnte das Vergiftungsmanöver nur hier in der Lubjanka durchführen, als er von seiner Entlassung erfuhr; das heißt, für einen Tag... würde das genügen oder nicht?

Nein, es sei denn, es liegen sehr außergewöhnliche Umstände vor.

Daher ist es erforderlich, dass Yagoda hier Komplizen zurückgelassen hat, die mit der Durchführung weiterer Sprühaktionen beauftragt sind. Stimmt das nicht, Doktor?

Ich war fassungslos. Diese Art, mit perfekter Logik zu argumentieren, angefangen bei ...

Es war eine glatte Lüge, es war unfassbar. Und ich war noch viel erstaunter, als ich ihn sagen hörte: „Und du, Yagoda, welche Namen schlägst du mir vor?“

—Für Komplizen?... Tot oder lebendig?...

—Natürlich am Leben. Männer, deren Freundschaft mit Ihnen, ihr Trotzismus und ihre Situation die Begehung ihres Verbrechens plausibel erscheinen lassen.

—Ich muss nachdenken.

—Ja, aber schnell... Bedienen Sie sich hier — und er gab ihm eine Zigarette.

Ich zündete es ihm an. Im Schein des Streichholzes sah ich die geweiteten, gelblich gefleckten Pupillen jenes Blicks, der mich schon beim bloßen Gedanken daran erschauern ließ. Nun waren sie flüchtig, stumpf, leblos.

Er nahm gierig den ersten Zug und brauchte eine Weile, um den Rauch auszuatmen, *dann* sprach er:

—Artusov?

„Nicht die Schweizer“, antwortete Gabriel.

—Slutsky?

—Mein ehemaliger Chef?... Nein.

—Moltchanov?

—Nennen Sie ruhig weitere Namen.

—Pauker?... Wolowitsch?... Jukow?... Savolainen?... Bulanow?...

Yagoda hielt inne.

—Sonst nichts?...

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

—Sie standen mir am nächsten. Sie wären am besten für den Fall geeignet...

—Aber fast alle haben gewisse Nachteile. Einige wären nicht in der Lage zu erscheinen...

—Flüssig geworden?

—Ich weiß es nicht. Ich werde es herausfinden.

Gabriel nahm den Hörer ab; er bat darum, mit einer Nummer verbunden zu werden, und erkundigte sich nach mehreren anderen; ich glaube, er fragte nach Pauker, Volovitch und Savolainen. Er legte auf und fügte hinzu: „Sean Bulanov, Ihre Sekretärin, und Savolainen ... Ist das klar?“

—Wie Sie möchten.

Das war's. Jetzt müssen Sie nur noch die Zusammenfassung verfassen. Sie werden Ihnen Bescheid geben, damit Sie sie lernen können...

Yagoda wollte gerade antworten, als das Telefon klingelte. Er drehte sich um zu Gabriel sprach, und sein Gesichtsausdruck verriet Besorgnis.

„Einen Moment“, sagte er und drückte die Türklingel. Die Tür öffnete sich, und die beiden Soldaten, die Yagoda gebracht hatten, traten ein. „Bringt ihn nach unten“, befahl er. Yagoda kam mit ihnen heraus, und Gabriel entschuldigte sich: „Verzeiht mir, Genosse Kommissar;

ich hatte Yagoda gerade erst hierher geschickt ... schickt mich.“

Er hörte eine Weile zu. Ich konnte das Gemurmel der Person, die mit ihm sprach, hören, aber ohne seine Worte verstehen.

—Ich habe ihn hier... Ich weiß nicht, ob er es schaffen wird; er ist nicht trainiert, aber nun ja, er wird gehorchen... Die ungefähre Zeit?... Gut, gut, Genosse Kommissar.

Er legte auf und blieb noch einige Augenblicke in Gedanken versunken. Dann stand er auf und schaltete das Licht an. Er zündete sich mechanisch eine Zigarette an; dann begann er zu gehen.

Ich beobachtete ihn verstohlen und versuchte zu erraten, was er tat; aber sein Kommen und Gehen dauerte noch lange an.

Schließlich wandte er sich mir zu.

—Doktor, was kann man tun, um eine schwere Blutung zu stoppen?

—Ich sehe kein Problem.

„Sehen Sie, der Verwundete muss furchtbar aussehen. Ich möchte nicht, dass Sie ohnmächtig werden... Es ist wirklich ein Unglück, Sie zu dieser Stunde rufen zu müssen... Ich hätte es lieber vermieden...“

—Ich fand Gabriels Besorgnis seltsam; ich sah keinen Grund für seine offensichtliche Beunruhigung.

—Keine Sorge; obwohl ich nicht regelmäßig übe, reagieren meine Nerven und meine Hand... Wann immer Sie wollen, können wir diese Notfallbehandlung durchführen.

Ich wollte aufstehen, aber Gabriel hielt mich mit einer Geste davon ab.

„Überstürzen Sie nichts; der Verwundete ist noch nicht da... er ist noch nicht angekommen... es ist noch Zeit. Es ist noch mehr als eine Stunde... Wie spät ist es?...“ — er blickte auf seine Uhr — „Es ist halb zwei; wir müssen mindestens bis drei warten.“

Ihr Gesicht hellte sich auf, und sie kam auf mich zu.

—Wir haben Zeit; wie wäre es mit einem guten Kaffee?...

Er bestellte es telefonisch und wir warteten.

—Eine Zigarette... Kopf hoch, Doktor!

—Ja, ich bin aufgeregt.

Was mich beunruhigte, war genau die Aufmerksamkeit und Ermutigung, die Gabriel mir entgegenbrachte.

Als dann diese prachtvolle, stimmungsvolle Köchin eintraf und einen Kaffee mitbrachte, dessen Aroma herrlich war, und wir ihn tranken, abgerundet mit mehreren Gläsern „Napoleon“-Cognac, erreichte meine Euphorie ihren Höhepunkt.

„Eine Operation?“, dachte ich. „Was für eine große Sache!“, dachte ich. „Ich sah doch schon alles heller und leuchtender.“ Die Flasche leerte sich. Gabriel drängte mich immer wieder zum Trinken. Als der Cognac leer war, ermutigte er mich, den Inhalt eines großen Glases zu probieren, in dem er Liköre verschiedenster Sorten gemischt hatte. Es schmeckte köstlich; ich hätte es in einem Zug ausgetrunken, wenn er mir nicht geraten hätte, langsam zu trinken.

Meine Uhr zeigte halb drei. Ich genoss noch immer den belebenden Aufguss. Keine Sorgen, keine Probleme quälten mich; alles schien leicht, klar, fast schon gut.

Gabriel blickte noch einmal auf seine Uhr. Er ging zu einigen Vorhängen, die ein Fenster verdecken sollten, zog einen zu und zog an einer Schnur; der Vorhang hob sich und gab den Blick auf die Scheibe frei. Gabriel wischte sie mit der Hand ab, und ich schaute aufmerksam hinaus; ich, mit einer für meine übliche Schüchternheit ungewöhnlichen Kühnheit, ging ebenfalls näher heran. Zuerst sah ich nur den Mond, verhüllt von einem leichten Nebel, der sich zu entfernen schien, obwohl er stillstand. Ich senkte den Blick zur Erde und erfasste die Fläche eines Platzes. Es musste die Lubjanka sein, und...

Seltsamerweise war der Verkehr um diese späte Stunde ungewöhnlich.

Sie kamen und gingen unaufhörlich. Das Licht schien sogar noch heller, als wäre ihre Beleuchtung stärker als in jener Nacht, als ich hindurchgegangen war. Soldaten in Zügen standen an jeder Ecke Wache, regungslos in ihren langen Mänteln, wie versteint. Andere uniformierte Männer, vermutlich Offiziere, bewegten sich schnell und dynamisch von einer zur anderen.

Das Telefon klingelte, und Gabriel ging ran. Ich sah ihm nach, während er sprach. Im selben Moment fuhr eine Reihe identischer, großer, schwarzer Autos auf den Platz. Ich zählte vier; ich weiß nicht, ob noch weitere kommen würden, denn Gabriel rief mich mit einem Gefühl der Dringlichkeit zurück.

—Na los, na los, Doktor... Nein, lassen Sie Ihren Mantel hier; kommen Sie einfach so, wie Sie sind.

Er zog seine Tunika herunter und betrachtete sich selbst, als ob er sich selbst prüfte; dann Er musterte mich mit analytischem Blick und hielt dabei den Türknauf in der Hand.

Wir gingen gemeinsam. Er hielt eine Karte in der linken Hand, die er dem Soldaten am Aufzugseingang zeigte. Wir betraten den Aufzug, und ich spürte ein seltsames Gefühl der Abwärtsbewegung; ich weiß nicht, wie tief. Wir verließen den Aufzug und gelangten in einen langen Korridor. Die Wachen waren sehr zahlreich. Ein Offizier, der sich als Gabriel vorstellte, marschierte nach einem Blick auf eine Liste voran. Auch nachdem wir ein gutes Stück gelaufen waren, wurden wir nicht mehr belästigt.

Wir kamen an einer Tür an, die von zwei Wachen bewacht wurde. Der Wachmann blieb draußen, und wir gingen beide hinein. Ich weiß nicht, warum ich etwas Ungewöhnliches erwartet hatte, aber nein, der Raum war nur ein Medizinschrank. Später erkannte ich ihn wieder; es war derselbe, in dem ich mit einem Kollegen die Autopsie an der armen Lydia durchgeführt hatte.

—Ziehen Sie sich einen Kittel an, Doktor; aber beeilen Sie sich.

Ich nahm eines vom Kleiderbügel, und gleichzeitig half mir Gabriel beim Anziehen, erzählte er mir. tiefe und schnelle Stimme.

„Ich hätte Ihnen diese Szene gern erspart ... aber es war eine sehr schnelle, unerwartete Entscheidung. Es gab keinen anderen zuverlässigen Arzt ... Es ist ironisch, dass der Arzt, der bis vor Kurzem solche Fälle behandelt hat, nun selbst Patient ist ... Beruhigen Sie sich, Doktor; ich sollte Ihnen das eigentlich nicht sagen müssen, und wenn doch, dann aus Respekt vor Ihnen; seien Sie tapfer, denn selbst wenn Sie niemanden sehen, werden Sie beobachtet werden, und fragen Sie mich nicht, wer. Kommen Sie, kommen Sie; Sie haben alles, was Sie brauchen.“

Wir gingen wieder nach draußen. Der Offizier marschierte voran; wir bogen in eine andere Galerie ein. Gabriel und ich betraten allein einen anderen Raum.

—Ich dachte schon, du würdest nie ankommen— sagte eine klare und präzise Stimme zu uns—Seid begrüßt, Genosse Reichmann... Der Doktor—Gabriel stellte mich vor.

Der Mann in der ordentlichen Uniform sah mich an.

„Dort sollte alles sein, was Sie brauchen“, sagte er und deutete auf das andere Ende des großen Raumes. „Prüfen Sie, ob alles in Ordnung ist, und geben Sie mir Bescheid.“

Ich ging, nicht ohne ein gewisses Unbehagen, auf die von ihm angegebene Ecke zu; doch ich blieb ruhig. Der Alkohol half mir, Gabriels Worte zu übertönen, die auf etwas äußerst Ernstes hindeuteten. Unterwegs begegnete ich zwei weiteren uniformierten Männern, die auf Reichmann zgingen.

Während ich Gaze, Watte, Nadeln, Pinzetten, Fäden, Zangen, Heftklammern usw. untersuchte, hörte ich die Stimme des Offiziers, der Anweisungen gab; andere Offiziere gingen ein und aus und betraten das Gebäude durch eine Seitentür. Alles schien in Ordnung zu sein, also kehrte ich zu Gabriel zurück, der sich angeregt mit Reichmann unterhielt. Als Reichmann mich kommen sah, fragte er: „Ist alles in Ordnung?“

—Alles erledigt—, versicherte ich mit einer gewissen Gelassenheit, obwohl mir die Bedeutung der Heilung noch nicht ganz bewusst war.

—Mal sehen, ob wir jetzt anfangen sollten.

Sie drehte mir den Rücken zu und ging mit Gabriel zu einem großen Tisch, wo sie telefonierte. Ich blieb etwas entfernt stehen und konnte den Raum auf einen Blick erfassen. Es war ein großer, rechteckiger Raum; kahl, die Wände schmutzigweiß. An einer der Längsseiten stand der bereits erwähnte Tisch; dahinter drei Sessel.

Auf der gegenüberliegenden Seite, etwa einen Meter von der Wand entfernt und parallel zu ihr, befand sich eine waagerechte Stange aus Holz oder Eisen, die von mehreren im Boden verankerten Konsolen getragen wurde. Sie war etwa einen Meter hoch und etwas höher; ihre Länge entsprach fast der Länge des Raumes. In der Mitte stand ein schmaler, niedriger Tisch, der senkrecht über der Stange und dem großen Tisch angebracht war, dessen Enden jedoch mehr als einen Meter von beiden entfernt waren. Links vom Tisch, an einer der kürzeren Seiten, befand sich eine Tür, und an der gegenüberliegenden Seite eine weitere, durch die ich den Raum betreten hatte.

Mir ist im Moment nichts anderes aufgefallen.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Reichmann hatte aufgelegt und sprach leise mit Gabriel.

Ich beobachtete sie aus sechs oder sieben Metern Entfernung, als ich hinter mir schwere Schritte hörte. Ich drehte mich um; ein kräftiger Mann kam näher, in einem prächtigen, bodenlangen Mantel. Während er ging, knöpfte er die vielen Knöpfe auf; die Ohrenklappen seiner Mütze, nun lose, schwangen an seinem geröteten Gesicht hin und her wie die Ohren mancher Hunde.

—Ich dachte, ich würde es nicht schaffen... Ich war in der Datscha, als sie es mir sagten; ich hatte nur ein offenes Auto, das unterwegs dreimal anhalten musste...

Nachdem er bereits Handschuhe und Mütze abgelegt hatte, begrüßte er Gabriel und Reichmann mit ausladenden Gesten; dann gelang es ihm mit deren Hilfe, seinen Mantel auszuziehen, sodass er weiterhin die Uniform der NKWD-Miliz trug. Sowohl er als auch Reichmann trugen Generalsabzeichen.

Gabriel nutzte die Gelegenheit, dass die beiden hochrangigen Offiziere sich unterhielten, und kam auf mich zu.

—Wie geht es Ihnen, Doktor?... Sind Sie mutig genug?...

—Bis jetzt. Warum nicht?

„Was Ihnen widerfahren ist, war Genosse Jechows Werk; ich bin sicher, er meinte es als freundliche Geste ... Sie wissen, wie sehr er Sie schätzt. Und er ahnt noch immer nichts von Ihrer klugen Idee bezüglich seines Mordversuchs. Sie werden sehen, wie er Ihnen danken und Sie belohnen wird ...“

Ich hörte mir das alles nicht an, weil meine Besorgnis immer größer wurde; so sehr, dass ich Ich wagte zu fragen:

„Aber kann ich etwas über diesen Ort erfahren...?“

„Nichts, Doktor, keine Sorge. Ich bin gleich bei Ihnen. Es wird schon etwas Besonderes für Sie sein, aber falls Ihre Nerven auch nur einen Moment lang nachlassen, denken Sie daran, dass alles, was Sie sehen, die Erfindung von Yagoda und einem sadistischen Arzt ist, einem Freund von Ihnen ...“ Sie riefen Gabriel, und er ging zu den Generälen. Sie müssen ihm etwas gesagt haben, als er sich in die Sessel setzte, denn er bedeutete mir, mich zu ihm zu setzen. Ich ging an dem Tisch vorbei, der einem Tribunal ähnelte; die Generäle saßen bereits, Gabriel in den Sesseln. Als ich vorbeiging, schien es mir, als bewege sich eine weiße Gestalt an der Wand entlang, hinter den Generälen. Ich schaute hin und sah eine weitere Person in einem weißen Kittel, die in dieselbe Richtung marschierte wie ich. Es war ich selbst, gespiegelt in einem an der Wand befestigten Spiegel. Der Spiegel war etwa zwei Meter lang und fast einen Meter hoch, und sein unterer Teil reichte bis zur Höhe der Sessellehnen. Ich ging auf Gabriel zu, der sagte: „Bring den Stuhl aus der Ecke und setz dich hierher, neben mich.“

—Licht— befahl Reichmann und beugte sich leicht über eine kleine Schachtel auf dem Tisch vor ihm.

Während der Zeremonie wurde der Raum von einem intensiven Licht erhellt.

Aus der Box kam ein Geräusch wie ein klingelndes Telefon, allerdings viel gedämpfter, und gleichzeitig schaltete sich ein Lichtknopf ein.

Reichmann gab durch den Schalter einen weiteren Befehl.

—Der erste.

Die linke Tür öffnete sich. Zwei Männer traten gleichzeitig ein; der eine dort drüben in Uniform, der andere hier... wie der Mann aussah! Er wirkte wie ein *Zirkusclown*. Seine Hose hing ihm bis zu den Knöcheln. Sein Anblick war grotesk. Die Hose behinderte ihn, und sein Gang war lächerlich. Der Wächter zog mit einer Kette an seiner linken Hand. Nach den beiden traten zwei weitere ein, die sich zum Verwechseln ähnlich sahen, und dann noch zwei. Die Reihe bewegte sich langsam und mit ungleichmäßigen Schritten vorwärts. Diese Szene hätte in einer Manege ein schallendes Gelächter ausgelöst. Ich lachte nicht; die beschämten und betrübten Gesichter der Männer verrieten etwas Unheilvolles. Schließlich erreichten sie das Ende der Stange und blieben stehen. Ihre Wächter zwangen sie, sich mit dem Rücken dagegen zu lehnen; sie manövierten mit den Armen und wurden gefesselt. Die Stange verlief über ihre Armgelenke und Rücken, und ihre beiden Hände wurden, die nun gespreizt waren, mit einer Kette zusammengebunden, die über ihre Bäuche verlief. Ihre erzwungene Position zwang sie dazu, den Kopf hoch und die Brust stolz zu tragen.

Die Wachen zogen ab und kehrten mit weiteren Gefangenen zurück, und dieser Marsch wurde wiederholt, absonderlich.

In der dritten Gruppe glaubte ich, einen alten Mann wiederzuerkennen, den ich schon einmal gesehen hatte. Ich ließ ihn nicht aus den Augen. Als ich ihn gefesselt sah und das grelle Licht direkt auf sein Gesicht fiel, erkannte ich Dr. Levin.

In der vierten Folge tauchte Yagoda auf. Ich hatte ihn erst ein paar Stunden zuvor gesehen, aber er wirkte wie ein anderer Mensch. Er ging mit gesenktem Kopf. Gezwungen, sich schnell durch die...

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Der Mann, der ihn zog, mühte sich, das Gleichgewicht zu halten, behindert von seiner Hose, die über den Boden schleifte. Ich konnte die anderen nicht ansehen; als er in dieser obszönen Position an die Bar gepresst war, wurde sein Blick starr, besessen, gerichtet über unsere Köpfe. Es war, als sähe er den meistgehassten Menschen im Spiegel. Sein hasserfüllter Blick war eiskalt.

—Sieh dir deinen Freund Yagoda an... Sieh dir an, wie er aussieht—, flüsterte Gabriel mir ins Ohr.

—Was sieht er?... Was schaut er an?...— fragte ich mit leiser Stimme. —Er bildet es sich ein, Doktor; er glaubt, er sei an dem Ort gewesen, an dem er vermutet, dass sie ihn ansehen.

—Hier, in diesen Sesseln?...

—Nein, Doktor; weiter hinten. Aber Straße.

Ich konnte nicht anders und warf einen Blick zur Seite. Ich sah nur den Spiegel und darin die bizarre und unverschämte Zeile. Was wollte Gabriel damit sagen?

Die Operation war beendet. Ich zählte bis zu siebenundzwanzig dicht gedrängte Männer, von der größere Altersunterschiede und gegensätzlichere Charaktereigenschaften.

Es war ein riesiges und lächerliches *Puppentheater*.

—Wie viele kennen Sie, Doktor?...

—Ich glaube, nur zwei, Yagoda und Levin.

—Und der mit dem Bart neben Jagoda, das ist auch nicht er?... Es ist schließlich Rikow, ein ehemaliger Vorsitzender des Rates der Volkskommissare, Lenins Nachfolger.

—Ich glaube, ich erinnere mich an seine Fotografien.

Und der, der geniest hat, der Rotgesichtige, der Glatzkopf? ... Das ist Bucharin, ehemaliger Vorsitzender der Komintern; der nächste links ist Rakowszi, Botschafter in London und Paris; der andere ist Grinko, Volkskommissar für Finanzen der UdSSR; Roseuglos und Krstinski, beide stellvertretende Volkskommissare für Auswärtige Angelegenheiten; rechts von Rikow, der mit dem Bart, ist Karachan, ebenfalls stellvertretender Volkskommissar; neben ihm ist Bulanow, Jagodas Sekretär, der Giftmörder; die beiden ganz hinten sind zwei Marschälle, Blücher und Jegorow ...

Ich konzentrierte mich auf Gabriels Worte; die Bewegungen im Raum hatte ich nicht bemerkt. Drei oder vier Männer bewegten sich hinter den gefesselten Männern.

Nur ein junger Mann mit gerötetem Gesicht und kahlgeschorenem Kopf, lächelnd und freundlich, ging an der Spitze der Schlange vor uns vorbei. In der einen Hand trug er einen dünnen, schilfrohrartigen Stock von etwa drei Spannen Länge, den er mit Leichtigkeit und Anmut schwang. Ein großer Hund mit kleinen, spitzen Ohren folgte ihm aufmerksam auf Schritt und Tritt.

Das Klingeln der versteckten Holzglocke hallte erneut in der kleinen Schachtel wider.

Und auch der kleine rote Knopf leuchtete.

Ich möchte es kurz machen, mein Sohn. Was ich danach gesehen habe, ich weiß nicht, ob ich es dir erzählen sollte. Sag es mir. Aber ich denke, du solltest wissen, wozu Männer fähig sind... Männer?...

Auf ein kurzes Zeichen von Reichmann hin ging der Mann mit dem Zauberstab bis zum Ende.

Ich konnte nicht genau erkennen, was er tat. Der erste gefesselte Mann stieß einen langgezogenen, unterdrückten Schrei aus. Er wandte sich dem nächsten zu; nun sah ich deutlicher. Das Schilfrohr schlug gegen seine Genitalien und entlockte dem Gefolterten Schreie. Drei oder vier Schläge, nicht mehr; aber die sadistische Folter musste ihm unerträgliche Schmerzen bereitet haben.

Ich war überrascht, dass keiner von ihnen ein Bein hob, um sich zu verteidigen; doch als der dritte geschlagen wurde, verstand ich. Bevor jeder Gefangene ausgepeitscht wurde, stellte sich ein Soldat hinter ihn, trat zwischen seine Beine und seine Hose und verhinderte so jede Bewegung.

Er schlug einen nach dem anderen mit der Rute und hinterließ eine Reihe von Männern in seinem Gefolge. Sie brüllten und wanden sich wie Besessene.

Der große Hund folgte ihm sehr aufmerksam.

Ich rutschte unruhig auf meinem Stuhl hin und her, als würde mich jemand stechen. Die Wirkung des Alkohols hatte nachgelassen. Ich wollte nicht mehr hinsehen. Jetzt musste ich dorthin, wo die ehemaligen Häuptlinge gewesen waren. Ich schloss die Augen. Ich stützte den Kopf in die Hände und hielt mir gleichzeitig die Ohren zu. Die durchdringenden Schreie verstummten; ich hörte sie, als kämen sie aus weiter Ferne. Hätte ich weitergeschaut und gelauscht, wäre ich wohl ohnmächtig geworden. Allein der Gedanke daran erfüllt mich noch immer mit Grauen. Ich verlor nicht das Bewusstsein, denn ich spürte den Blick zweier Augen auf meinem Rücken, als würden mich zwei eiskalte Kugeln durchbohren.

Ich mobilisierte all meine Kraft und Erinnerungen. Ich stellte mir vor, wie Jagoda meinen Tod befahl; ich sah mich selbst abgeführt werden, genau wie Tuchatschewski ... Ich rief mir noch mehr in Erinnerung: Ich sah meine Frau und meine Töchter vergewaltigt und meinen Sohn den Märtyrertod erleiden, genau wie jetzt ... Meine Fantasie malte die grauenhaften Bilder in roher, ungefilterter Detailgenauigkeit. Mein innerer Schrecken überwältigte den Schrecken, der den Raum erfüllte, und ohne nachzudenken öffnete ich die Augen.

Das Martyrium war vorbei. Nur noch drei oder vier waren übrig. Fast die gesamte Schlange wand sich in den seltsamsten Verrenkungen, wie jemand in einem epileptischen Anfall. Drei oder vier waren ohnmächtig geworden.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Und sie hingen wie Lumpen an der Stange.

—Rauchen Sie, Doktor— und Gabriel hielt mir sein Zigarettenetui vors Gesicht.

Ich ging mir eine Zigarette holen und hielt, ohne nachzudenken, meine Ohren frei; der ohrenbetäubende Lärm drang zu mir herüber.

Es war eine herzerreißende Wunde. Ich habe sie wieder verschlossen.

—Danke, nein—ich habe abgelehnt.

Er bestand darauf, und ich musste nachgeben. Während ich mir eine Zigarette anzündete, flüsterte Gabriel mir ins Ohr:

„Hier“ – und ich spürte, wie er mich unter dem Tisch mit etwas berührte – „Geh kurz zu deinem Instrumententisch und trink; trink ordentlich ... Los, los.“

Ich gehorchte. Ich ging in die Ecke; so gut es ging, trug ich eine kleine, flache Metallflasche zu meinen Freunden und trank, versuchte sie in einem Zug zu leeren; aber es gelang mir nicht. Es war sehr guter *Wodka*, aber sehr stark. Mein Hals brannte, und dann spürte ich ein Feuer in meinem Magen. Es war ein kostbares Stärkungsmittel für mich; ich konnte mit neuer Kraft an den Tisch zurückkehren. Ich würde alles davon brauchen, und noch mehr.

Die Qualen waren vorbei. Zumindest dachte ich das. Der Henker hatte den letzten in der langen Reihe hingerichtet. Ich atmete erleichtert auf, als ich sah, wie er auf unseren Tisch zuing, wo sich ihm bald die Männer anschlossen, die zuvor hinter der Theke gestanden hatten.

Die meisten der Ausgepeitschten stöhnten noch, wenn auch schwächer, und die Mehrheit wand sich. Nur wenige hielten ihre Haltung aufrecht und zeigten ihren furchtbaren Schmerz nur in ihrer absoluten Starre. Unter diesen gefassteren Männern, so schien es mir, befand sich keiner der hochrangigen Offiziere. Levin, jener sadistische und wissenschaftlich orientierte Jude, der mir so enthusiastisch seine wortgewandte Verteidigung der Folter dargebracht hatte, hing regungslos, bewusstlos, am Gerüst.

Ich stellte mir vor, wie der große Dr. Lew Grigorjewitsch, nun tot, auf jenem anderen Tisch in der Mitte des Raumes stand, vollkommen gefasst, wortgewandt und ausdrucksstark, und wie er mit seinen aristokratischen Händen lebhaft, mimische Fechtbewegungen ausführte. Er erklärte einem Saal finsterer Henker die Gründe und die pathologischen und psychologischen Folgen des Ganzen. Zunächst sprach er über die Demütigung durch den Spott in diesem grotesken Marsch, über dessen Wirkung auf jemanden, der von solch einer Höhe so tief gefallen war ... Ein Komplex der innersten Libido; der Schmerz, sich selbst als den früheren Menschen zu sehen. Nur einen Augenblick lang schweifte meine aufgeregte Fantasie so ab. Die Tschekisten erweckten die Ohnmächtigen brutal wieder zum Leben.

„Ruhe!“, schrie der Henker, trat näher und schwang das Schilfrohr. „Jetzt Ruhe! Sonst fangen wir von vorne an ...“

Stille senkte sich herab; nur das Keuchen erstickter Atemzüge drang zu uns. Selbst jene, die ohnmächtig geworden waren, schienen wieder zu sich zu kommen, als diese Stimme erklang.

Imperativ.

Nur der Hund erlaubte sich ein paar kurze Wimmerlaute.

Die Schachspielerin drehte sich um und kam direkt an den Rand unseres Tisches heran und schaute uns an. Reichmann.

—Karakhan—sagte Reichmann.

Der Mann mit dem Zauberstab ging mit den anderen zur Reihe. Sie banden den Mann los, der wohl Karakhan war, und führten ihn herein, wobei sie ihn an einer Hand mit einer Kette festhielten. Er war ein großer, wohlproportionierter Mann mit hellen Gesichtszügen und einem langen, dunklen Bart. Er ließ sich führen. Er war hager und totenblass. Sehr schnell zogen sie ihm die Kleider vom Leib, bis auf seine Hose, die sie ihm, unten zerknittert, hinterherzogen. Dann warfen sie ihn auf den niedrigen Tisch, und ehe ich mich versah, lag er ausgestreckt da, Hände und Füße an seine vier Beine gefesselt. Seine Genitalien waren völlig entblößt.

Er lag da, seine Füße waren uns am nächsten. Der Hund, auf den Hinterbeinen sitzend, startete ihn mit seltsamer Intensität an. Der Henker blickte Reichmann an.

Er gestikulierte mit der Hand. Der Mann trat von einer Seite des Tisches an Karakhan heran, uns zugewandt. Er hob die Stange und schlug ihm blitzschnell in die Hoden ... Was mich am meisten schmerzte, war das leise Pfeifen der dünnen Stange, als sie durch die Luft schnitt ...

Eins..., zwei..., drei..., vier... Die Rute pff und pff immer wieder. Verstummt, hysterische Schreie des gequälten Mannes. Eins..., zwei..., drei..., vier..., fünf... Schreie, Schreie und Ohnmacht...

Die anderen zogen einen kleinen Schlauch unter dem Foltertisch hervor und spritzten einen kräftigen Strahl eiskalten Wassers auf den bewusstlosen Mann.

Es bebt und erzittert; es schreit erneut. Der Stock pfeift wieder, eins, zwei, drei...

Ich halte es nicht mehr aus. Bei jedem Pff spannt sich mein ganzer Körper an. Meine Oberschenkel verkrampfen sich instinktiv. Meine Nerven sind angespannt, als würde man mit einer Pinzette daran ziehen. Ich blende alles um mich herum aus ... Wie lange hat das gedauert?

Ich spüre, wie jemand meinen Arm festhält und kneift; es muss Gabriel sein. Ich öffne meinen Mund halb.

Ich schließe meine Augenlider und sehe wie durch einen Schleier, dass es immer noch unerbittlich, widerlich und obszön ist... Ich schließe meine Augenlider wieder fest, bis es weh tut.

—Na los, na los... Sei nicht kindisch, Doktor — flüstert Gabriel mir ins Ohr —, du musst bald handeln... Hier, nimm das, trink es... — und er reicht mir die Flasche wieder.

Ich stemme mich mit Armen und Beinen gegen die Folgen, aber es gelingt mir nicht; ich muss es dreimal versuchen, bevor ich mich vom Tisch hochziehen kann. Zurück in der Ecke trinke ich, bis ich atemlos bin. Ich fasse etwas Kraft und Mut und wage es, hinzusehen. Ich wage es, den gequälten Körper anzusehen. Es ist entsetzlich. Seine Genitalien sind schwarz, deformiert, geschwollen ... Die traumatische Hodenentzündung sieht aus wie eine monströse Elefantiasis.

Er hat wohl nicht mehr die Kraft zu schreien; nur noch ein gedämpftes Schnarchen entfährt ihm. Aus seinem Mund. Von Zeit zu Zeit besprühen sie ihn mit Wasser.

Die Reihe seiner Gefährten ist regungslos, still, als wären sie Gespenster.

Ich habe nicht mehr die Kraft, mich umzudrehen oder auch nur die Augen zu schließen. Ich muss wie ein Idiot sein, völlig in Gedanken versunken ... „Wollen sie ihn so töten?“, frage ich mich ... aber ich kann noch ein bisschen vernünftig denken: „Nein ... als sie mich hierher brachten ...“ Doch ich frage mich erneut: „Was, wenn ich jemand anderen heilen muss?“

Ich weiß nicht, ob es Minuten oder Stunden dauerte. Das Ende löschte jegliches menschliche Bewusstsein aus mir aus.

Der Angreifer hielt endlich inne. Er stieß einen gurgelnden Schrei aus, und sein Hund stürzte sich auf den wehrlosen Mann. Er biss ihm mit voller Wucht zwischen die Leisten und riss ihm die Genitalien vollständig ab. Blut strömte heraus.

Ich bin nicht ohnmächtig geworden. Eine seltsame Klarheit überkam mich. Etwas Mechanisches trieb mich an. Ich eilte zum Instrumententisch. Ich griff nach einer Handvoll Gaze und Watte und ging zurück zu dem verstümmelten Mann. Ich weiß nicht wie, aber ich legte einen groben, dicken Umschlag an und drückte ihn mit der Hand. Ich wollte sie gerade bitten, den Instrumententisch näher heranzurücken, als ich ihn neben mir sah. Einer dieser Männer half mir, und zwar nicht ohne Geschick.

Meine Aufmerksamkeit, ganz auf die hastige Behandlung gerichtet, verhinderte, dass ich irgendetwas anderes sah. Ich band die Hauptarterien und -venen ab, desinfizierte, komprimierte, nähte, verband... Ich schwitzte, als würde ich in der Sonne braten.

Ich konnte nicht für meine Heilung bürgen. Ich glaubte, alles getan zu haben, was ich konnte. diese Situation.

Als ich mit dem Verbinden fertig war, bemerkte ich, dass Gabriel neben mir stand.

Als ich aufstand, legte er mir die Hand auf die Schulter und machte mir Mut.

—Er hat sich gar nicht so schlecht benommen, Doktor, wenn man bedenkt, dass es das erste Mal war. Ich sah ihm in die Augen. Er war ruhig und rauchte.

"Um Gottes willen, Gabriel, lass dies das erste und letzte Mal sein!", flehte ich ihn an.

„Ich kümmere mich darum, Doktor“, sagte er und wandte sich an einen der anderen. Er befahl ihnen, ihn wegzubringen. Und sie hoben den leblosen Körper des unglücklichen Karakhan auf die Tischplatte und verschwanden aus meinem Blickfeld.

Dann begriff ich, dass wir allein waren. Meine Kräfte verließen mich. Vor meinen Augen begannen sich gelbe, violette und weiße Scheiben zu drehen.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf dem türkischen Bett in Gabriels Büro. Alles war verschwommen. Ich rührte mich, und seine Stimme erreichte mich: „Schlaf, Doktor, schlaf ...“

Es umhüllte mich wie ein Nebel; nun warm und friedlich. Ich spürte nichts anderes.

XL

RÖNTGENBILD DER REVOLUTION

Ich bin zurück im Labor. Mein Nervensystem ist geschwächt, und ich habe mir absolute Ruhe verordnet. Fast den ganzen Tag verbringe ich im Bett. Seit vier Tagen bin ich nun völlig allein hier. Gabriel fragt täglich nach mir. Er muss meinen Zustand verstehen. Schon der bloße Gedanke, dass sie mich zurück in die Lubjanka schicken könnten, um dort ein weiteres Schauspiel des Grauens mitzuerleben, versetzt mich in Aufruhr und lässt mich zittern. Ich schäme mich, ein Mensch zu sein. Wie tief ist die Menschheit gesunken! Wie tief bin ich gesunken!

.....

Die vorangegangenen Zeilen sind die einzigen, die ich in den fünf Tagen nach meiner Rückkehr schreiben konnte, als ich – chronologisch nicht geordnet – versuchte, diesen Schrecken zu Papier zu bringen. Es gelang mir nicht; erst Monate später, als der Sommer nahte, schaffte ich es mit einer gewissen Gelassenheit, dieses faulige, wilde, lüsterne... lakonisch zu beschreiben.

In den letzten Monaten habe ich mir tausendmal dieselbe Frage gestellt: Wer waren die anonymen Zeugen der Folter? Ich habe all meine deduktiven und intuitiven Fähigkeiten eingesetzt. Könnte es Jechow gewesen sein? ... Wahrscheinlich, aber ich finde keinen Grund für sein Schweigen. Er ist offiziell verantwortlich; es ist unlogisch, dass er Angst hätte, die ihn zum Verstecken zwingen würde. Und wenn ich mich selbst als eine Art Psychologen betrachte, muss dieser fanatische NKWD-Chef mit seinen Stigmata der Abnormität sich des kriminellen Exhibitionismus schuldig gemacht haben. Sich seinen gedemütigten Feinden, die zu psychischen und physischen Wracks geworden sind, zur Schau zu stellen, muss ihm ein ungesundes Vergnügen bereiten. Ich analysiere es noch weiter. Die mangelnde Vorbereitung war offensichtlich; die Entscheidung, diese satanische Sitzung abzuhalten, muss überstürzt gewesen sein. Nur eine spontane Übereinkunft konnte dazu führen, dass ich ausgewählt wurde. Hätte Jechow die Freiheit gehabt, den Zeitpunkt zu wählen, wären die Vorbereitungen im Voraus getroffen worden. Ich wäre weder der Auserwählte gewesen, noch hätte der NKWD-General bis zum allerletzten Moment davon gewusst, da er die Hinrichtung nur knapp miterlebte. Und wenn nicht Jechow den Zeitpunkt festlegte ... welcher andere Anführer hätte es dann entscheiden können? ... So begrenzt meine Kenntnisse der sowjetischen Hierarchie auch sein mögen, was Jechow betrifft – in Angelegenheiten des NKWD – gibt es in der UdSSR nur einen Mann, nur einen: Stalin.

Könnte er es sein?

Als ich am Ende meiner Schlussfolgerung noch einmal darüber nachdachte, fiel mir etwas ein und ich antwortete mit Ja. Ich erinnerte mich, dass ich, während ich den Platz betrachtete, Minuten bevor ich zum „Spektakel“ hinunterging, vier identische große Autos darauf einfahren sah. Alle Sowjetbürger wissen, dass Stalin in einer Kolonne identischer Fahrzeuge reist, sodass niemand weiß, in welchem er sitzt, was ein Attentat erschwert... Könnte er es gewesen sein?

Ein weiteres rätselhaftes Problem blieb ungelöst: Den Details nach zu urteilen, mussten die verborgenen Zuschauer, von denen Gabriel mir erzählt hatte, hinter uns positioniert gewesen sein. Doch ich konnte dort nur einen großen, länglichen Spiegel sehen, durch den nichts zu erkennen war. Woher beobachteten sie dieses widerliche Schauspiel? ... Ich konnte mir nur einen winzigen Spalt vorstellen, durch den ich vielleicht einen Blick erhaschen konnte ... War der Spiegel durchsichtig?... Ich glaube nicht; mein Spiegelbild wurde normal darin reflektiert. Das war für mich ein weiteres Rätsel.

Erst sieben Tage waren vergangen, als ich eines Morgens überrascht Gabriel im Haus antraf. Er wirkte energiegeladener, lebhafter und optimistischer. Doch der Funke Freude, der sein Gesicht in den ersten Tagen erhellt hatte, war verschwunden. Es schien, als wolle er den Schatten, der sein Antlitz verhüllte, durch pure Aktivität und innere Anspannung vertreiben.

Er sprach nach dem Frühstück mit mir.

—Wir haben einen Gast. —Wer

ist es?—, fragte ich.

—Rakovski, ehemaliger Botschafter in Paris.

—Ich kenne ihn nicht.

„Er ist einer von denen, die ich Ihnen neulich gezeigt habe; ein ehemaliger Botschafter in London und Paris... Übrigens ein guter Freund Ihres Bekannten Navachin... Ja, das muss mein Mann sein.“

Er ist bei uns und wird gut versorgt und behandelt. Sie werden sehen.

—Ich?... Warum?... Du weißt doch genau, dass ich keinerlei Interesse an solchen Dingen habe.

Solche Schauspiele... Ich bitte Sie inständig, mich vor weiteren solchen Vorkommnissen zu bewahren; meine Gesundheit leidet nach dem, was ich gesehen habe. Mein Nervensystem und selbst mein Herz reagieren nicht mehr.

—Oh!... Keine Sorge. Hier geht es jetzt nicht um Gewalt. Der Mann ist bereits gebrochen.

Kein Blutvergießen, keine Gewalt ... Man hat ihn einfach in abgemessenen Dosen mit Medikamenten behandelt. Hier die Diagnose: Sie stammt von Levin, der uns weiterhin mit seinen wissenschaftlichen Erkenntnissen versorgt. Offenbar gibt es in seinem Labor ein Medikament, das wahre Wunder bewirken kann.

—Glaubst du das alles?...

—Ich meine das im übertragenen Sinne. Rakovski ist bereit, alles zu gestehen, was er darüber weiß. Wir hatten bereits ein erstes Gespräch, und es läuft gut für ihn.

—Wozu gibt es also Wundermittel?

„Sehen Sie, Doktor, sehen Sie. Es ist eine kleine Vorsichtsmaßnahme, die sich aus Levins Berufserfahrung ergibt. Ziel ist es, unserem Patienten Optimismus und Hoffnung zu vermitteln. Er sieht bereits die Möglichkeit, in der Zukunft zu leben. Das ist der erste Effekt, den wir erzielen müssen; dann müssen wir ihn in eine Art glückseligen Zustand versetzen, ohne dass er seine geistigen Fähigkeiten verliert – oder besser gesagt, wir müssen sie schärfen... Wir müssen ihn in einen ganz besonderen Rauschzustand versetzen... wie soll ich es ausdrücken?... einen Zustand klarer Trunkenheit, genau.“

—Eine Art Hypnose?...

—Das stimmt, aber ohne Schlaf.

„Und ich soll ein Medikament erfinden, das all das kann?... Ich fürchte, Sie überschätzen meine wissenschaftlichen Fähigkeiten. So viel kann ich nicht erreichen.“

„Wenn es nichts mehr zu erfinden gibt, Doktor. Wenn er, laut Levin, das Problem bereits gelöst hat...“

—Ich fand ihn schon immer etwas geschwätzig...

– Mag sein, aber ich glaube, dass das Medikament, das er mir verschrieben hat, mir helfen kann, unsere Wünsche zu erfüllen, selbst wenn es keine so gewaltige Wirkung hat; schließlich ist es kein Wundermittel. Alkohol lässt uns gegen unseren Willen Dummheiten sagen. Warum kann uns nicht auch etwas anderes dazu bringen, vernünftige Wahrheiten und nicht Unsinn zu reden?

Darüber hinaus hat Levin mir frühere Fälle genannt, die offenbar echt waren...

„Warum lässt du ihn nicht noch einmal handeln?... Oder wird er dir ungehorsam sein?“

„Oh nein! Er will es unbedingt tun. Sein Leben zu retten oder zu verlängern, sei es auf diese oder eine andere Weise, genügt, um ihn davon zu überzeugen, dass er nicht ablehnen wird. Ich bin es, der ihn nicht ausnutzen will. Er darf nichts hören, was Rakowski mir sagt. Weder er noch irgendjemand sonst.“

—Also, ich...

„Sie sind anders, Doktor; Sie sind ein im Grunde ehrlicher Mensch... und ich bin ja nicht Diogenes, der sich auf die Suche nach einem anderen in der verschneiten UdSSR macht.“

—Vielen Dank..., aber ich glaube an meine Ehrlichkeit...

—Ja, Doktor, ja; Sie sagen, wir würden Ihre Ehrlichkeit für finstere Machenschaften missbrauchen. Ja, Doktor, das stimmt...; natürlich aus Ihrer absurden Sicht. Aber wer findet heutzutage noch eine anständige Absurdität?... Eine Absurdität wie Ihre Ehrlichkeit... Jedenfalls führen Sie mich immer wieder mit den entzückendsten Abschweifungen in die Irre... Ich frage mich, warum?... Wissen Sie, dass Sie mir nur helfen müssen, Levins Droge zu dosieren. Es scheint, dass die feine Linie zwischen Wachsein und Schlaf, Klarheit und Dummheit, Vernunft und Wahnsinn in diesem künstlichen Rausch in der Dosierung liegt.

—Wenn es nur das ist...

Und selbst wenn es mehr wäre... Lasst uns jetzt ernsthaft reden. Studiert Levins Anweisungen, wägt sie sorgfältig ab und wendet sie rational auf den Zustand, die Persönlichkeit und die Kraft des Gefangenen an. Du hast bis heute Abend Zeit zum Lernen; du kannst Rakovski so oft durchgehen, wie du willst. Und das war's für heute. Glaub es oder nicht, ich bin furchtbar müde. Ich werde viele Stunden schlafen. Falls bis heute Abend nichts Außergewöhnliches passiert, ruf mich bitte nicht an, wie ich dir ja schon gesagt habe. Ich rate dir, ein gutes Nickerchen zu machen; es könnte ein sehr langer Abend werden.

Wir gingen hinaus in den *Flur*. Und nachdem sie sich verabschiedet hatte, stieg sie flink die Stufen hinauf. Aber mitten drin Er blieb am Straßenrand

stehen: „Ah, Doktor...“, rief er aus; „Ich hätte es beinahe vergessen. Herzlichen Dank von Genosse Jechow.“

Erwarten Sie ein Geschenk, vielleicht sogar eine Medaille.

Er verabschiedete sich mit einer Handbewegung und verschwand rasch den Treppenabsatz hinunter. vom Obergeschoss aus.

Levins Notiz war kurz, aber klar und eindeutig. Ich konnte sie finden.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Das Medikament war in Milligramm dosiert und in winzigen Tabletten abgefüllt. Ich habe es getestet, und wie angegeben, waren sie sehr gut in Wasser und noch besser in Alkohol löslich. Die genaue Zusammensetzung war nicht angegeben, und ich hatte vor, zu gegebener Zeit eine detailliertere Analyse durchzuführen.

Zweifelloso handelte es sich um eine Verbindung aus der Spezialität Lumenstadts, von der mir der weise Levin in unserem ersten Gespräch erzählt hatte. Ich erwartete nicht, bei der Analyse etwas Überraschendes oder Neues zu finden. Vielleicht eine andere Opiumbase in nennenswerter Menge und von stärkerer Wirkung als *Thebain selbst*. Ich kannte die neunzehn wichtigsten und einige weitere sehr gut. Im Rahmen der materiellen Möglichkeiten meiner Experimente war ich mit der Forschung aufgrund der gewonnenen Erkenntnisse zufrieden. Obwohl meine Arbeit in eine ganz andere Richtung ging, konnte ich mich mit perfekter Anleitung im Bereich der Narkotika bewegen. Ich erinnerte mich, dass Levin mir von der Destillation seltener indischer Hanfsorten erzählt hatte. Ich musste zwischen Opium und *Haschisch* arbeiten, um die Geheimnisse dieser vielgerühmten Droge zu ergründen. Ich würde mich freuen, auf eine oder mehrere neue Basen zu stoßen, in denen die „wunderbare“ Kraft lag. Prinzipiell akzeptierte ich diese Möglichkeit. Letztlich eröffnete die Forschung ohne zeitliche und finanzielle Beschränkungen, die alle kommerziellen Hürden überwand, wie es im Fall des NKWD der Fall war, unbegrenzte wissenschaftliche Möglichkeiten. Ich hegte die Hoffnung, in den Ergebnissen jener Untersuchungen, die darauf abzielten, das Böse hervorzubringen, eine neue Waffe für meinen wissenschaftlichen Kampf gegen das Leid zu finden.

Ich konnte mich nicht lange in dieser angenehmen Illusion verlieren. Ich besann mich und überlegte, wie und in welcher Dosierung ich Rakovski das Medikament verabreichen sollte. Laut Levins Anweisungen würde eine Pille die gewünschte Wirkung erzielen. Er warnte vor jeglicher Herzschwäche des Patienten, da in einem solchen Fall Schläfrigkeit und sogar völlige Lethargie und damit eine Beeinträchtigung seiner geistigen Fähigkeiten eintreten könnten. Daher sollte ich Rakovski zuvor untersuchen. Ich erwartete nicht, sein Herz in einem normalen Zustand vorzufinden; falls es nicht verletzt war, würde er aufgrund einer Nervenstörung unter einem Abfall des Muskeltonus leiden, denn sein Organismus konnte nach der langen und furchtbaren Folter unmöglich unbeeinträchtigt sein.

Ich verschob die Untersuchung auf die Zeit nach dem Mittagessen. Ich wollte vor allem darüber nachdenken, wie Gabriel die Medikamentengabe bevorzugt hätte: mit oder ohne Rakovskis Wissen. Und in jedem Fall wunderte ich mich, warum ausgerechnet ich es ihm geben sollte, da er mir dies ausdrücklich gesagt hatte. Da die Einnahme oral erfolgen sollte, war ein professionelles Eingreifen völlig unnötig.

Nach dem Mittagessen besuchte ich Rakowski. Er war in einem Zimmer im Erdgeschoss eingeschlossen und wurde von einem Mann bewacht. Die einzigen Möbelstücke waren ein alter Sessel, ein schmales türkisches Bett und ein kleiner, grober Tisch.

Rakovski saß noch, als ich eintrat. Er stand sofort auf. Er musterte mich eindringlich, und in seinem Blick las ich Zweifel, ich glaube auch Panik. Vielleicht erkannte er mich wieder, weil er mich in jener denkwürdigen Nacht bei den Generälen hatte sitzen sehen.

Ich schickte seinen Wächter hinaus, nachdem er mir einen Stuhl gebracht hatte. Ich setzte mich und bat dann auch den Gefangenen, Platz zu nehmen. Er war etwa sechzig Jahre alt, ein Mann von mittlerer Größe, mit kahler Stirn und einer fleischigen, markanten Nase. In seiner Jugend muss er ein freundliches Gesicht gehabt haben; er hatte keine karikaturhaften semitischen Züge, aber sie waren deutlich erkennbar. Er muss einst fast fettleibig gewesen sein; jetzt nicht mehr; er hatte überall überschüssige Haut, sein Gesicht und Hals sahen aus wie eine leere Blase. Die „Tarnung“ der Ltubianka musste eine viel zu strenge Diät für einen ehemaligen Botschafter in Paris gewesen sein. Ich untersuchte ihn vorerst nicht weiter.

—Rauchen Sie?...— fragte ich und öffnete mein Zigarettenetui, um eine gewisse Freundlichkeit mit ihm herzustellen.

—Ich hatte aus gesundheitlichen Gründen mit dem Rauchen aufgehört — antwortete er in einem sehr freundlichen Tonfall — aber ich bin dankbar; ich glaube, ich habe mich von meinen Magenproblemen inzwischen gut erholt.

Er rauchte ohne Eifer, zurückhaltend und nicht ohne eine gewisse Eleganz.

—Ich bin Arzt, stellte ich mich vor.

—Ja, ich weiß; ich habe ihn dort spielen sehen... —seine Stimme wurde undeutlich.

—Ich bin gekommen, um mich nach Ihrem Gesundheitszustand zu erkundigen... Wie fühlen Sie sich? Leiden Sie an irgendeiner Krankheit?

—Nein, keiner.

—Bist du in Sicherheit? ... Dein Herz?...

—Abgesehen von den Folgen der erzwungenen Diät bemerke ich keine ungewöhnlichen Symptome bei mir.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

—Manche können vom Patienten selbst nicht erkannt werden, sondern nur vom Arzt...

„Ich bin Arzt“, unterbrach er mich.

—Doktor?...— wiederholte ich überrascht.

—Ja, wusstest du das nicht?...

—Niemand hat mich gewarnt. Ich bin froh; es wird mir eine große Freude sein, einem Kollegen und vielleicht auch einem Kommilitonen helfen zu können. Wo haben Sie studiert? In Moskau, in Retrograde?...

—Oh nein! Damals war ich noch keine russische Staatsbürgerin. Ich habe in Nancy und Montpellier studiert; meinen Abschluss habe ich in Montpellier gemacht.

—Wir konnten uns damals treffen; ich habe einige Kurse in Paris belegt. Waren Sie Franzose/Französin?...

—Beinahe wäre ich es gewesen. Ich bin zwar Bulgarin, aber ohne meine Zustimmung wurde ich Rumänin. Meine Heimatprovinz, die Dobrudscha, wurde durch einen Friedensvertrag rumänisch.

—Lassen Sie mich Sie untersuchen—und ich setzte mir das Stethoskop an die Ohren.

Er zog seine zerrissene und schmutzige Jacke aus und stand auf. Ich musterte ihn.

Nichts Ungewöhnliches; wie ich vorhergesagt hatte, Schwäche, aber keine Ausfälle.

—Ich glaube, wir müssen sein Herz nähren.

„Nur das Herz, Genosse?“... – und seine Ironie war unübersehbar.

—Ich glaube—sagte ich, als ob ich es nicht bemerkt hätte—dass auch ihre Ernährung verbessert werden muss.

—Erlauben Sie mir, die Gegend zu erkunden?

—Mit Vergnügen—und ich reichte ihm das Stethoskop.

Er wurde umgehend untersucht.

—Ich hatte befürchtet, Sie wären viel schlimmer. Vielen Dank. Darf ich jetzt meine Jacke anziehen?

—Absolut... Wir sind uns also einig, dass ein paar Tropfen Digitalis gut für ihn wären, richtig?

—Halten Sie es für unbedingt notwendig?... Ich glaube, mein altes Herz wird die mir verbleibenden Tage oder Monate mehr als überstehen...

—Das verstehe ich nicht; ich glaube, du wirst noch viel länger leben.

—Beunruhige mich nicht, Genosse... Lebe länger! Lebe noch länger!... Die Anweisung muss erfüllt werden; der Prozess kann nicht länger verzögert werden... Dann, dann zur Ruhe.

Und als ich hier ankam und an seine letzte Ruhestätte dachte, schien sein Gesichtsausdruck beinahe Glückseligkeit widerzuspiegeln. Ich schauderte. Diese Sehnsucht zu sterben, bald zu sterben, die ich in seinen Augen sah, jagte mir einen Schauer über den Rücken. Aus Mitleid wollte ich ihn ermutigen.

"Du hast mich nicht verstanden, Kumpel. Ich meinte, dass sein Fall noch gelöst werden kann, dass er noch leben kann, aber ohne zu leiden... Es gibt einen Grund, warum sie ihn hierher gebracht haben."

Wird er jetzt nicht besser behandelt?

—Der letzte Teil, ja, absolut. Der Rest wurde ja bereits angedeutet, aber...

Ich gab ihm eine weitere Zigarette und fügte dabei hinzu:

„Hab Hoffnung. Ich meinerseits werde, sobald der Boss es erlaubt, alles tun, um dich vor Schaden zu bewahren. Ich fange jetzt damit an, dich zu ernähren; in Maßen, deinem Magenzustand entsprechend; wir beginnen mit Milchprodukten und etwas Deftigerem. Ich gebe jetzt die Anweisungen. Du kannst rauchen, nehmen ...“ – und ich legte ihm den Rest meiner Packung in Reichweite.

Ich rief den Wärter und befahl ihm, dem Gefangenen die Zigarette anzuzünden, wann immer er rauchen wollte. Dann ging ich und sorgte, bevor ich mich für ein paar Stunden ausruhte, dafür, dass Rakowski einen halben Liter gesüßte Milch bekam.

Wir haben ein Interview mit Rakovsky für Mitternacht vereinbart. Seine „freundliche“ Art zeigt sich in jedem Detail. Hohe Heizung, ein Kaminfeuer, dezente Beleuchtung, ein leichtes Abendessen, erlesene Weine – alles mit sorgfältiger Improvisation. „Wie ein romantisches Rendezvous“, hat Gabriel es beschrieben. Ich muss dabei sein; meine Hauptaufgabe ist es, dem Betäubten das Medikament zu verabreichen, ohne dass er es merkt. Zu diesem Zweck werden die Getränke „zufällig“ neben mir platziert, und ich werde sie einschenken. Ich muss auch auf die nachlassende Wirkung achten und im richtigen Moment eine weitere Dosis verabreichen. Das ist der Kern meiner Rolle. Gabriel hofft, bei Erfolg des Experiments in dieser ersten Sitzung wesentliche Fortschritte zu erzielen. Er ist sehr zuversichtlich; nach seiner Erholung scheint er in Bestform zu sein; ich bin schon gespannt, wie er sich gegen Rakovsky schlägt, der mir als würdiger Gegner erscheint.

Sie haben drei Stühle mit Blick auf das Feuer aufgestellt; ich sitze auf dem, der der Tür am nächsten ist, Rakowski auf dem mittleren, und Gabriel sitzt auf dem dritten, der seiner Kleidung sogar einen Hauch von Optimismus verliehen hat, indem er eine weiße *Ruskaya* trägt.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Es ist bereits Mittag, als der Gefangene hereingebracht wird. Er ist ordentlich gekleidet und glatt rasiert. Ich mustere ihn professionell und stelle fest, dass er energiegeladener denn je ist.

Sie entschuldigt sich dafür, nicht mehr als ein Getränk zu sich genommen zu haben, und behauptet, einen empfindlichen Magen zu haben. Ich habe sie nicht unter Drogen gesetzt, und das bereue ich.

Das Gespräch beginnt banal. Gabriel muss wissen, dass Rakowski viel fließender Französisch spricht und hat deshalb in dieser Sprache angefangen. Es gibt Anspielungen auf die Vergangenheit. Rakowski ist zweifellos ein hervorragender Gesprächspartner. Seine Sprache ist präzise, elegant und sogar subtil anmutig. Er muss gebildet und belesen sein; er zitiert Autoren ganz selbstverständlich, und seine Zitate sind stets treffend. Einmal spielt er auf seine vielen Fluchten und Ausweisungen an, auf Lenin, Plechanow, Luxemburg und behauptet sogar, als junger Mann dem betagten Engels die Hand geschüttelt zu haben.

Wir trinken *Whiskey*. Nachdem Gabriel ihn fast unbemerkt eine halbe Stunde lang unterhalten hat, frage ich ihn: „Deinen mit viel Soda?“ ... „Ja, reichlich“, antwortet er mechanisch. Ich schwenke das Glas und lasse das Bonbon, das ich von Anfang an zwischen Zeige- und Mittelfinger gehalten hatte, fallen. Ich gebe Gabriel zuerst einen *Whiskey* und zeige ihm mit einem Blick, dass alles geklärt ist. Ich reiche seinen an Rakowski weiter und nehme dann einen Schluck von meinem. Er genießt ihn. „Ich bin ein kleiner Schelm“, denke ich bei mir. Aber es ist nur ein flüchtiger Gedanke, der in den fröhlichen Flammen des Kamins verglüht, die so tun, als kämen sie aus einem ehrlichen Zuhause.

Es war ein langer, aber angenehmer Dialog, bevor Gabriel sich voll und ganz einbrachte. Ich hatte das Glück, das Dokument zu erhalten, das dies besser wiedergibt als das Kurzfassung des Gesprächs zwischen Gabriel und Radovski. Und hier ist sie:

BERICHT

VERHÖR DES ANGEKLAGTEN CRISTIAN GUEORGUEVICH
RAKOVSKI VON GKG AM 26. JANUAR 1938

Gabriel G. Kuzmin. – Wie wir in der Lubjanka vereinbart haben, habe ich Sie um eine letzte Chance gebeten; Ihre Anwesenheit in diesem Haus zeigt, dass ich Erfolg hatte. Mal sehen, ob Sie uns enttäuschen.

Cristian G. Rakovski. – Ich wünsche es mir nicht und erwarte es auch nicht.

G. – Aber zunächst eine Warnung an alle Gentlemen. Jetzt sprechen wir von der ungeschminkten Wahrheit. Nicht von der „offiziellen Wahrheit“, die im Prozess angesichts der Geständnisse aller Angeklagten ans Licht kommen soll. Etwas, das, wie Sie wissen, der politischen Vernunft, der „Staatsvernunft“, wie man im Westen sagt, völlig untergeordnet ist. Die Erfordernisse der internationalen Politik werden uns zwingen, die ganze Wahrheit, die „wahre Wahrheit“, zu verschleiern ... Wie auch immer der Prozess ausgeht, Nationen und Völker werden wissen, was sie wissen müssen ... aber derjenige, der alles wissen muss, Stalin, muss es wissen ... Nun gut: Ihre Worte hier, was auch immer sie sein mögen, können Ihre Lage nicht verschlimmern. Sie wissen, dass sie nicht verschlimmert werden kann. Sie können Ihnen nur nützen. Sie können Ihr Leben retten, das Sie im Grunde schon verloren haben. Nun gut, mal sehen: Sie alle werden gestehen, dass Sie Hitlers Spione im Sold der Gestapo und des OKW sind, nicht wahr?

R. – Ja.

G. – Und seid ihr Hitlers Spione?

R. – Ja.

G. – Nein, Rakovski, nein! Sag die Wahrheit, nicht die Verfahrensfrage.

R. – Wir sind keine Spione Hitlers; wir hassen Hitler genauso sehr, wie Sie ihn hassen, genauso sehr, wie Stalin ihn hassen mag; vielleicht sogar noch mehr. Aber die Sache ist sehr kompliziert ...

G. – Ich helfe Ihnen ... Vielleicht weiß ich auch etwas. Sie Trotzisten haben Kontakt zum deutschen Generalstab aufgenommen. Nicht wahr?

R. – Ja.

G. – Seit wann?...

R. – Ich kenne das genaue Datum nicht; aber es war nicht lange nach Trozki's Sturz. Sicherlich vor Hitlers Machtergreifung.

G. – Also genau, Sie sind keine persönlichen Spione Hitlers oder seines Regimes.

R. – Genau, so waren wir schon vorher.

G. – Und zu welchem Zweck?... Um Deutschland einen Sieg und einige russische Gebiete zu verschaffen?

R. – Nein, überhaupt nicht.

G. – Also, wie gewöhnliche Spione, für Geld?

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

R. – Für Geld? ... Keiner von uns hat auch nur eine Mark von Deutschland erhalten. Hitler hat nicht genug Geld, um beispielsweise einen Volkskommissar für Innere Angelegenheiten in der UdSSR zu bestechen, der über ein Budget verfügt, das größer ist als das Gesamtvermögen von Ford, Morgan und Valderbilt, ohne seine Investitionen rechtfertigen zu müssen.

G. – Und warum?...

R. – Kann ich völlig frei sprechen?...

G. – Ich bitte Sie inständig; genau dazu habe ich Sie doch aufgefordert.

R. – Hatte Lenin nicht einen höheren Grund, die deutsche Hilfe anzunehmen, um nach Russland zu gelangen? Sollten wir die damals gegen ihn erhobenen verleumderischen Anschuldigungen akzeptieren? Wurde er nicht auch als Spion des Kaisers bezeichnet? ... Seine Beziehung zum Kaiser und die deutsche Intervention, die es den defätistischen Bolschewiki ermöglichte, nach Russland zu gelangen, sind offensichtlich.

G. – Ob Wahrheit oder Falschheit für die Angelegenheit irrelevant ist...

R. – Nein, lassen Sie mich ausreden ... Stimmt es oder nicht, dass Lenins Handlungen anfänglich der deutschen Armee genützt haben? ... Lassen Sie mich ... Da ist der Separatfrieden von Brest, in dem riesige Gebiete der UdSSR an Deutschland abgetreten wurden. Wer proklamierte 1913 den Defätismus als bolschewistische Waffe? ... Lenin: Ich kenne die Worte seines Briefes an Gorki auswendig: „Ein Krieg zwischen Österreich und Russland wäre sehr nützlich für die Revolution, aber es ist unwahrscheinlich, dass Franz-Josef und Nickita uns diese Gelegenheit geben werden.“ ... Wie Sie sehen, folgen wir, die sogenannten Trotzlisten, die Erfinder des Defätismus von 1905, zu dem sich Lenin 1913 bekannte, noch heute derselben Linie. Lenins Linie ...

G.—Mit einem kleinen Unterschied, Rakovski: dass es heute in der UdSSR den Sozialismus gibt und nicht einen Zaren.

R. – Glauben Sie das?...

G.—In welchem Bereich?

R. – Zur Existenz des Sozialismus in der UdSSR

G. – War die UdSSR nicht sozialistisch?

R. – Für mich ist es nur dem Namen nach so. Das ist der eigentliche Grund für die Opposition.

Zugegeben, und logisch gesehen müssen Sie mir zugestehen, dass wir theoretisch und rational dasselbe Recht haben, Nein zu sagen, wie Stalin das Recht hatte, Ja zu sagen. Und wenn der Triumph des Kommunismus Defätismus rechtfertigt, dann hat jeder, der den Kommunismus als vom stalinistischen Bonapartismus vereitelt oder verraten ansieht, genauso viel Recht wie Lenin, ein Defätist zu sein.

G. – Ich glaube, Rakovski, dass Ihr großer dialektischer Stil Sie zum Theoretisieren verleitet. Natürlich würde ich Ihnen öffentlich widersprechen; Ihr Argument ist gut, das einzig mögliche angesichts Ihrer Lage; aber ich glaube, ich könnte beweisen, dass es sich lediglich um Sophismen handelt... Lassen wir das auf ein anderes Mal; wir werden Gelegenheit dazu haben... Ich hoffe, Sie gewähren mir eine Revanche... Fürs Erste nur dies: Wenn Ihr Defätismus, wenn die Niederlagen der UdSSR allein auf die Errichtung des Sozialismus, des authentischen Sozialismus, nach Ihren Worten des Trotzismus, zurückzuführen sind, nachdem dessen Führer und Kader liquidiert wurden, wie wir es bereits getan haben, dann hat der Defätismus, die Niederlage der UdSSR, keinen Sinn und keine Begründung mehr... Eine Niederlage wäre heute die Thronbesteigung eines *Führers* oder eines faschistischen Zaren... Nicht wahr?

K. – In der Tat. Ohne Schmeichelei ist Ihre Schlussfolgerung perfekt.

G. – Ja, ich glaube, und ich sage das aufrichtig, wir haben bereits viel erreicht: Ich, ein Stalinist, und Sie, ein Trotzlist, haben eine unmögliche Situation überwunden. Wir haben einen Konsens erzielt; wir sind uns einig, dass die UdSSR heute nicht besiegt werden darf.

R. – Ich gestehe, ich hätte nicht erwartet, einem so intelligenten Menschen gegenüberzustehen ... Tatsächlich können wir uns – derzeit und wohl auch in den kommenden Jahren – weder den Untergang der UdSSR wünschen noch herbeiführen, denn heute sind wir, das stimmt, nicht in der Lage, sie für die Machtergreifung auszunutzen. Wir Kommunisten würden davon nicht profitieren. Genau das ist die Lage, und ich stimme Ihnen zu. Die Zerstörung des stalinistischen Staates kann heute nicht in unserem Interesse liegen; und ich sage das, obwohl ich gleichzeitig feststelle, dass dieser Staat der antikommunistischste ist. Sehen Sie selbst, ob ich es ernst meine.

G. – Ich verstehe; nur so können wir uns verstehen. Ich bitte Sie zunächst, mir den Widerspruch zu erklären, den ich darin sehe: Wenn für Sie der Sowjetstaat der antikommunistischste ist, warum wollen Sie ihn dann nicht heute zerstören? ... Jeder andere Staat wäre weniger antikommunistisch und somit ein geringeres Hindernis für die Errichtung Ihres reinen Kommunismus.

R. – Nein, das ist eine zu vereinfachte Schlussfolgerung. Auch wenn der Stalinismus dem Kommunismus ebenso feindlich gesinnt war wie Napoleon der Revolution, ist es eine Tatsache, dass die UdSSR weiterhin kommunistische Dogmen und Formen beibehält; sie hat einen formalen, keinen realen Kommunismus. Und genau wie Trotzki Verschwinden Stalin

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Um den realen Kommunismus automatisch in den formalen Kommunismus umzuwandeln, würde Stalins Verschwinden uns ermöglichen, seinen formalen Kommunismus in den realen Kommunismus zu transformieren. Das würde uns nur eine Stunde kosten. Hast du mich verstanden?...

G. – Ja, natürlich; er hat uns eine klassische Wahrheit gesagt: Niemand zerstört, was er erben will. Nun gut: Alles andere ist sophistische Spitzfindigkeit. Es basiert auf einer Annahme, die die Beweise widerlegen: der angebliche stalinistische Antikommunismus ... Gibt es Privateigentum in der UdSSR? ... Gibt es persönlichen Mehrwert? ... Gibt es Klassen? ... Ich werde keine weiteren Fakten anführen; wozu auch?

R. – Ich habe die Existenz des formalen Kommunismus bereits eingeräumt. Alles, was Sie erwähnen, sind bloße Formen.

G. – Ja? ... Zu welchem Zweck? ... Aus einer bloßen Laune heraus? ...

R. – Nein, natürlich nicht. Es ist eine Notwendigkeit. Die materialistische Evolution der Geschichte lässt sich nicht aufhalten; allenfalls kann sie verlangsamt werden ... Und um welchen Preis! ... Um den Preis, sie theoretisch zu akzeptieren, nur um sie in der Praxis zu vereiteln. Die Kraft, die die Menschheit zum Kommunismus führt, ist so unbesiegbar, dass nur ebendiese Kraft, gegen sich selbst gerichtet, das Tempo der Evolution verlangsamen kann; genauer gesagt, den Vormarsch der permanenten Revolution verlangsamen kann ...

G. – Ein Fall?

R. – Hitler; das offensichtlichste Beispiel. Er brauchte den Sozialismus, um den Sozialismus zu besiegen. Sein antisozialistischer Sozialismus ist der Nationalsozialismus. Stalin brauchte den Kommunismus, um den Kommunismus zu besiegen. Sein antikommunistischer Kommunismus ist der Nationalkommunismus ... Die Parallele ist klar ... Doch trotz Hitlers Antisozialismus und Stalins Antikommunismus erschaffen beide, wider Willen, objektiv und transzendent, Sozialismus und Kommunismus ... sie und viele andere. Ob sie wollen oder nicht, ob sie es wissen oder nicht, sie konstruieren einen formalen Sozialismus und Kommunismus, den wir, die Kommunisten von Marx, unweigerlich erben werden ...

G.—Erben?... Wen erben?... Die Liquidierung des Trotzkismus ist absolut.

R. – Auch wenn Sie das sagen, glaube ich es nicht. Wie gewaltig die Säuberungen auch sein mögen, wir Kommunisten werden überleben. Nicht alle Kommunisten sind in Stalins Reichweite, so weit die Arme seiner Ochranas auch reichen mögen ...

G.—Rakowski, ich bitte Sie inständig, und wenn nötig, befehle ich Ihnen, von beleidigenden Andeutungen abzusehen... Missbrauchen Sie nicht Ihre „diplomatische Immunität“.

R. – Ich bin Bevollmächtigter! Botschafter wessen?...

G. – Genau, von jenem unerreichbaren Trotzkismus, wenn wir uns darauf einigen, ihn so zu nennen ...

R.—Was den Trotzkismus betrifft, auf den Sie sich beziehen, so kann ich nicht sein Diplomat sein; er hat mir seine Vertretung nicht gewährt, noch habe ich sie übernommen; Sie sind es, die sie mir gewähren.

G. – Ich werde langsam zuversichtlicher. Man muss ihm zugutehalten, dass er die Existenz des Trotzkismus nicht geleugnet hat, als ich ihn darauf ansprach. Das ist ein guter Anfang.

R.—Und wie könnte ich das leugnen?... Ich war es doch, der es erwähnt hat.

G.—In Anbetracht der Existenz eines ganz bestimmten Trotzkismus möchte ich Sie im Interesse beiderseitiger Zweckheit bitten, bestimmte Vorschläge zu unterbreiten, die darauf abzielen, den festgestellten Zufall auszunutzen.

R.—In der Tat; ich kann vorschlagen, was ich für angebracht halte, aber aus eigener Initiative, ohne sicherzustellen, dass es immer genau die Meinung von „Ihnen“ ist.

G.—So werde ich es betrachten.

R. – Wir sind uns einig, dass die Niederlagen und der Sturz Stalins für die Opposition vorerst nicht von Interesse sein können, da wir ihn physisch nicht ersetzen können. Darin stimmen wir beide überein. Nun zu einer unbestreitbaren Tatsache: Der potenzielle Angreifer existiert. Da ist dieser große Nihilist, Hitler, der die gefährliche Waffe der Wehrmacht auf den gesamten Horizont richtet. Ob es uns gefällt oder nicht, wird er auf die UdSSR feuern? ... Wir sind uns einig, dass dies für uns die entscheidende Frage ist. ... Halten Sie die Problemstellung für gut formuliert?

G. – Das ist gut formuliert. Für mich ist die Sache jedoch kein Rätsel mehr. Ich halte Hitlers Angriff auf die UdSSR für unfehlbar.

R. – Warum?...

G. – Ganz einfach, weil der Machthaber das so entscheidet. Hitler ist nur ein *Condottiero* des internationalen Kapitalismus.

R.—Ich räume Ihnen die Existenz der Gefahr ein; aber es besteht ein himmelweiter Unterschied zwischen dieser Tatsache und der Behauptung, Ihr Angriff auf die UdSSR sei unfehlbar.

G. – Der Angriff auf die UdSSR ist im Wesen des Faschismus selbst begründet; außerdem wird er von allen kapitalistischen Staaten vorangetrieben, die ihre Wiederbewaffnung und die Besetzung aller notwendigen wirtschaftlichen und strategischen Stützpunkte autorisiert haben. Das ist selbstverständlich.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

R. – Sie vergessen etwas sehr Wichtiges. Hitlers Wiederbewaffnung und die ihm von den Versailler Nationen gewährten Privilegien und Strafflosigkeit – und das gilt bis heute – wurden ihm in einer einzigartigen Zeit gewährt, als die Opposition noch existierte und wir noch einen besiegten Stalin erben konnten. Halten Sie das für einen Zufall oder bloß für eine zeitliche Koinzidenz?

G. – Ich sehe keinen Zusammenhang zwischen der Duldung der deutschen Wiederbewaffnung durch die Mächte in Versailles und der Existenz der Opposition ... Die Entwicklung des Hitlerismus ist klar und logisch. Der Angriff auf die UdSSR ist seit Langem Teil seines Programms. Die Zerstörung des Kommunismus und die Expansion nach Osten sind Dogmen in „Mein Kampf“, diesem Talmud des Nationalsozialismus ... und dass Ihr Defätismus diese bekannte Bedrohung der UdSSR auszunutzen versucht, ist angesichts Ihrer Mentalität verständlich.

R.—Ja, all das erscheint auf den ersten Blick logisch und natürlich, zu logisch und natürlich, um wahr zu sein.

G. – Um das zu verhindern, um Hitler an einem Angriff auf uns zu hindern, müssten wir uns auf das französische Bündnis verlassen ... und das wäre wahrlich naiv. Es käme einer Annahme gleich, dass der Kapitalismus sich selbst opfern würde, um den Kommunismus zu retten.

R. – Wenn Sie mit nicht mehr politischem Verständnis sprechen als ein Massenmoderator, haben Sie völlig recht. Aber falls Sie es ernst meinen, verzeihen Sie mir, ich bin enttäuscht; ich hielt die politische Kultur der berüchtigten stalinistischen Polizei für fortschrittlicher.

G. – Der Angriff des Hitlerismus auf die UdSSR ist darüber hinaus eine dialektische Notwendigkeit; er läuft darauf hinaus, den verhängnisvollen Klassenkampf auf die internationale Bühne zu erheben. An Hitlers Seite wird zwangsläufig der gesamte Weltkapitalismus stehen.

R. – Glauben Sie mir, mit seiner scholastischen Dialektik gewinne ich ein noch schlechteres Bild von der politischen Kultur des Stalinismus. Ich höre ihn so reden, wie Einstein vielleicht einen Gymnasiasten über vierdimensionale Physik reden hören würde. Ich sehe, dass sie nur die elementaren Aspekte des Marxismus kennen; das heißt, die demagogischen und populistischen.

G.—Wenn Ihre Erklärung nicht zu lang und unverständlich ist, würde ich es begrüßen, wenn Sie etwas über diese „Relativität“ oder „Quanten“ des Marxismus preisgeben könnten.

R. – Das ist keine Ironie; ich meine es wirklich ernst. In diesem elementaren Marxismus, den man Ihnen an der stalinistischen Universität immer noch lehrt, finden Sie einen Grund, der Ihrer These von der Unfehlbarkeit von Hitlers Angriff auf die UdSSR widerspricht. Man lehrt Sie immer noch, als Eckpfeiler des Marxismus, dass Widerspruch die unheilbare und tödliche Krankheit des Kapitalismus ist ... nicht wahr?

G.—In der Tat.

R. – Und wenn dem so ist, da der Kapitalismus unter permanenten Widersprüchen im ökonomischen Bereich leidet, warum sollte er dann nicht auch im politischen Bereich darunter leiden? ... Das Ökonomische und das Politische sind keine eigenständigen Entitäten; sie sind Zustände oder Dimensionen der Gesellschaft, und Widersprüche entstehen im sozialen Bereich und wirken sich auf die ökonomische oder politische Dimension oder beide gleichzeitig aus. ... Es wäre absurd, Fehlbarkeit im ökonomischen Bereich und gleichzeitig Unfehlbarkeit im politischen Bereich anzunehmen – etwas, das für jenen Angriff auf die UdSSR, den Sie für absolut notwendig halten, um ihn zum Scheitern zu bringen, erforderlich wäre.

G. – Sie überlassen also alles dem Widerspruch, dem Schicksal, dem unausweichlichen Irrtum der Bourgeoisie, der Hitlers Angriff auf die UdSSR verhindern soll? Ich bin Marxist, Rakowski, aber hier, unter uns, ohne irgendeinen Militanten zu verärgern, sage ich Ihnen, dass ich bei all meinem Glauben an Marx das Fortbestehen der UdSSR nicht einem Irrtum ihrer Feinde anvertrauen würde ... und ich glaube, Stalin würde es auch nicht.

R.—Nun ja, ich bin... Nein, schau mich nicht so an, ich mache mich nicht über dich lustig und bin auch nicht verrückt.

G.—Erlauben Sie mir wenigstens meine Zweifel, bis Sie mir Ihre Behauptung beweisen.

R. – Sehen Sie, warum ich Grund hatte, Ihre marxistische Kultur als mittelmäßig zu bezeichnen?

Seine Gründe und Reaktionen sind die gleichen wie die eines einfachen Aktivisten.

G.—Und sind das nicht die echten?

R. – Ja; die wahren für den kleinen Führer, den Bürokraten und die Massen ... die bequemen für die einfachen Kämpfer ... Sie müssen sie glauben und wortgetreu wiederholen ... Hören Sie mir vertrauensvoll zu. Mit dem Marxismus ist es wie mit den alten esoterischen Religionen; seine Anhänger sollten nur das Elementare und sogar das Grobe kennen, wenn sie Glauben wecken wollen, etwas absolut Notwendiges, sowohl in der Religion als auch in der Revolution.

G. – Sie wollen mir jetzt doch nicht etwa einen mysteriösen Marxismus enthüllen, so etwas wie eine andere Form der Freimaurerei, oder?

R. – Nein, daran ist nichts Esoterisches. Im Gegenteil, ich werde es Ihnen glasklar darlegen. Der Marxismus ist, bevor er ein philosophisches, ökonomisches und politisches System ist, eine Verschwörung zur Revolution. Da die Revolution für uns die einzig absolute Realität ist, sind Philosophie, Ökonomie und Politik insofern wahr, als sie zur Revolution führen. Die Wahrheit

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Intrinsisches, Subjektives – nennen wir es so – existiert weder in der Philosophie, Ökonomie, Politik noch in der Moral; es mag in wissenschaftlicher Abstraktion wahr oder falsch sein; doch da es für uns der Dialektik der Revolution untergeordnet ist – der einzigen Realität und somit der einzigen Wahrheit –, muss es für jeden authentischen Revolutionär, wie für Marx, so sein, und er muss dementsprechend handeln. Erinnern wir uns an Lenins Ausspruch, als man ihm vorwarf, sein Vorhaben widerspreche der Realität: „Ich bedauere die Realität“, antwortete er. Glauben Sie, Lenin habe Unsinn geredet? Nein; für ihn war alle Realität, alle Wahrheit relativ, verglichen mit der einen und einzigen absoluten Wahrheit: der Revolution. Marx war genial. Wäre sein Werk nur eine tiefgründige Kritik des Kapitals, wäre es bereits ein unvergleichliches wissenschaftliches Werk; doch es erreicht den Rang eines Meisterwerks als ironische Schöpfung. „Der Kommunismus“, sagt er, „muss triumphieren, weil sein Feind, das Kapital, ihm den Sieg schenken wird.“ Das ist Marx' meisterhafte These ... Gibt es eine größere Ironie? Um geglaubt zu werden, genügte es ihm, Kapitalismus und Kommunismus zu entpersonalisieren und den Menschen mit der wundersamen Kunst eines Zauberers in ein vernunftbegabtes Wesen zu verwandeln. Dies war sein genialer Trick, um den Kapitalisten, die die Realität des Kapitals verkörpern, zu erklären, dass der Kommunismus aufgrund ihrer angeborenen Dummheit triumphieren würde: Denn ohne die fortwährende Dummheit des *Homo oeconomicus* kann es keinen von Marx proklamierten permanenten Widerspruch geben. *Den Homo sapiens* in *den Homo stultum* zu verwandeln, bedeutet, eine magische Macht zu besitzen, die den Menschen auf der zoologischen Leiter auf seine erste Stufe herabsteigen lässt: die des Tieres. Nur angesichts der Existenz des *Homo stultum* in dieser Blütezeit des Kapitalismus kann Marx seine axiomatische Gleichung formulieren: *Widerspruch + Zeit = Kommunismus*. Glaubt mir, wenn wir, die Eingeweihten, ein Bildnis von Marx betrachten, selbst jenes, das stolz über dem Haupteingang der Lubjanka prangt, können wir ein inneres Lachen nicht unterdrücken, denn Marx ist ansteckend. Wir sehen ihn hinter seinem Bart über die gesamte Menschheit lachen.

G. – Wirst du in der Lage sein, den angesehensten Gelehrten deiner Zeit zu verspotten?

R. – Ihn verspotten? ... Es ist Bewunderung! Um so viele Wissenschaftler zu täuschen, musste Marx ihnen allen überlegen sein. Um Marx in seiner ganzen Größe zu beurteilen, müssen wir den authentischen Marx, den revolutionären Marx, den Marx des Manifests betrachten. Das heißt, den Marx, den Verschwörer, denn zu seinen Lebzeiten befand sich die Revolution in einem Zustand der Verschwörung. Nicht umsonst verdankt die Revolution ihre späteren Fortschritte und Siege diesen Verschwörern.

G. – Sie leugnen also den dialektischen Prozess der Widersprüche des Kapitalismus im endgültigen Triumph des Kommunismus?

R. – Seien Sie versichert: Hätte Marx geglaubt, der Sieg des Kommunismus sei allein dem Widerspruch des Kapitalismus zu verdanken, hätte er diesen Widerspruch in seinem tausendseitigen wissenschaftlich-revolutionären Werk kein einziges Mal erwähnt. Es wäre ein kategorischer Imperativ von Marx' wahrem Wesen gewesen – nicht seinem wissenschaftlichen, sondern seinem revolutionären. Ein Revolutionär, ein Verschwörer, verrät seinem Gegner niemals das Geheimnis seines Triumphs. Er gibt ihm niemals Informationen; er gibt ihm *Desinformationen*, wie Sie es bei Gegenverschwörungen ja wissen, nicht wahr?

G. – Kurz gesagt, gelangen wir also Ihrer Meinung nach zu dem Schluss, dass es im Kapitalismus keine Widersprüche gibt und dass Marx sie, wenn er sie aufzeigt, nur als revolutionäre Strategie nutzt ... Stimmt das nicht? ... Aber die kolossalen, ständig wachsenden Widersprüche des Kapitalismus sind da ... Nun stellt sich also heraus, dass Marx, indem er log, die Wahrheit gesagt hat ...

R. – Sie sind als Dialektiker gefährlich, wenn Sie sich von den Fesseln scholastischer Dogmen befreien und Ihren eigenen Witz entfesseln. Tatsächlich sprach Marx die Wahrheit, während er log. Er log, als er Irrtum und Widerspruch als „Konstante“ der Wirtschaftsgeschichte des Kapitals bezeichnete und sie als „natürlich und unvermeidlich“ erklärte; doch gleichzeitig sprach er die Wahrheit, da er wusste, dass Widersprüche entstehen und sich im Laufe der Zeit verstärken würden, bis sie ihren Höhepunkt erreichen.

G.—Also..., du erfährst dich als Gegenpol.

R. – Es gibt keinen Gegensatz. Marx täuscht aus taktischen Gründen über den Ursprung der Widersprüche des Kapitalismus, nicht über deren offenkundige Realität. Marx wusste, wie sie entstanden, wie sie sich verschärfen und wie sie zur totalen Anarchie der kapitalistischen Produktion führen würden, als Vorspiel zum Triumph der kommunistischen Revolution ... Er wusste, dass sie eintreten würden, weil er diejenigen kannte, die sie hervorbrachten.

G. – Es ist eine seltsame Neuigkeit, jetzt festzustellen, dass es nicht das Wesen und das inhärente Gesetz des Kapitalismus ist, das ihn dazu bringt, sich selbst zu zerstören, wie der bürgerliche Ökonom Schmalenbach es so treffend formulierte und damit Marx aufgriff. Aber ich bin interessiert, wirklich interessiert, ob uns das zu einer persönlichen Dimension führt.

R. – Hast du es nicht geahnt? ... Ist dir nicht aufgefallen, wie Marx sich selbst widerspricht?

Wort und Tat?... Er verkündet die Notwendigkeit, die Unvermeidlichkeit des kapitalistischen Widerspruchs und hebt Mehrwert und Akkumulation hervor. Er benennt eine Realität. Je größer die Konzentration der Produktionsmittel – so argumentiert er richtig –, desto größer die proletarische Masse, desto größer die Kraft zur Errichtung des Kommunismus, richtig?... Nun gut: Gleichzeitig mit dieser Verkündung gründet er die Internationale. Und die Internationale ist im täglichen Klassenkampf „reformistisch“... das heißt, eine Organisation, die darauf ausgerichtet ist, den Mehrwert zu begrenzen und ihn, wenn möglich, zu beseitigen. Daher ist die Internationale objektiv betrachtet, gemäß der marxistischen Theorie, eine konterrevolutionäre, antikommunistische Organisation.

G.—Nun stellt sich heraus, dass Marx ein Konterrevolutionär, ein Antikommunist ist.

R. – Sie sehen also, wie eine rudimentäre marxistische Kultur instrumentalisiert werden kann. Die Internationale mit logischer und doktrinärer Strenge als konterrevolutionär und antikommunistisch abzustempeln, bedeutet, in den Fakten nur deren sichtbare und unmittelbare Wirkung und in den Texten nur den Buchstaben zu sehen. Solche absurden Schlussfolgerungen, die hinter ihrer scheinbaren Gewissheit verborgen liegen, beruhen darauf, dass man vergisst, dass im Marxismus Worte und Taten den strengen Regeln der höheren Wissenschaft, der sie dienen, untergeordnet sind: den Regeln der Verschwörung und der Revolution.

G. – Werden wir endlich zu einem endgültigen Ergebnis kommen?...

R. – Gewiss. Wenn der Klassenkampf im Wirtschaftsbereich in seiner anfänglichen Wirkung reformistisch und damit den theoretischen Prämissen, die das Aufkommen des Kommunismus bestimmen, zuwiderläuft, so ist er in seiner wahren Bedeutung rein revolutionär. Aber, ich wiederhole, er ist den Regeln der Verschwörung untergeordnet; das heißt, der Verschleierung und Verheimlichung seines wahren Ziels. Die Begrenzung des Mehrwerts und damit der Akkumulation durch den Klassenkampf ist nur ein Schein, eine Fata Morgana, die geschaffen wurde, um die anfängliche revolutionäre Bewegung in den Massen zu provozieren. Der Streik ist bereits eine Generalprobe für die revolutionäre Mobilisierung. Ungeachtet seines Erfolgs oder Misserfolgs ist seine wirtschaftliche Wirkung anarchisch. Letztlich ist dieses Mittel zur Verbesserung der wirtschaftlichen Lage einer Klasse an sich eine Verarmung der Gesamtwirtschaft; unabhängig von Umfang und Ergebnis eines Streiks bedeutet er Produktionsrückgang. Die allgemeine Folge: mehr Elend, von dem auch die Arbeiterklasse nicht verschont bleibt. Immerhin etwas. Doch dies ist nicht die einzige, nicht einmal die wichtigste Folge. Bekanntlich ist das alleinige Ziel jedes Klassenkampfes im Wirtschaftsbereich, mehr zu verdienen und weniger zu arbeiten; wirtschaftlich ausgedrückt bedeutet dies, mehr zu konsumieren und gleichzeitig weniger zu produzieren. Diese wirtschaftliche Absurdität – in unserem Sprachgebrauch ein solcher Widerspruch – bleibt den Massen, die kurzzeitig von einer Lohnerhöhung geblendet sind, verborgen und wird automatisch durch steigende Preise ausgeglichen. Und wenn diese durch staatlichen Zwang begrenzt werden, geschieht dasselbe: Der Widerspruch, mehr konsumieren und gleichzeitig weniger produzieren zu wollen, wird durch einen anderen behoben: Geldmengenausweitung. So entsteht dieser Teufelskreis aus Streiks, Hunger, Inflation und erneutem Hunger.

G.—Außer wenn der Streik auf Kosten des Mehrwerts des Kapitalismus geht.

R. – Theorie, reine Theorie. Unter uns gesagt: Nehmen Sie ein beliebiges Wirtschaftsjahrbuch eines Landes und teilen Sie das Gesamteinkommen und die Gewinne durch die Zahl der Lohnempfänger. Sie werden sehen, welch ein außergewöhnlicher Quotient sich ergibt. Dieser Quotient ist das Konterrevolutionärste schlechthin, und wir müssen ihn streng geheim halten. Denn von der theoretischen Dividende, wenn wir die Löhne und Verwaltungskosten abziehen, die durch die Beseitigung des Eigentümers entstehen, ergibt sich fast immer eine passive Dividende für das Proletariat. Passiv, in der Realität sogar immer, wenn wir den Rückgang des Produktionsvolumens und der sinkenden Produktionsqualität berücksichtigen. Wie Sie sehen, ist die Behauptung, der Streik sei ein Kampf für das unmittelbare Wohl des Proletariats, lediglich ein Vorwand; ein notwendiger Vorwand, um es zur Sabotage der kapitalistischen Produktion anzustacheln; und so die Widersprüche des Proletariats denen des bürgerlichen Systems hinzuzufügen. eine doppelte Waffe der Revolution... die, wie man sieht, nicht spontan entsteht, denn es bedarf Organisation, Führung, Disziplin und vor allem keiner Dummheit...

Können Sie nicht vermuten, dass die bekannten Widersprüche des Kapitalismus, insbesondere des Finanzwesens, von jemandem inszeniert werden? ... Zur Veranschaulichung erinnere ich Sie daran, dass die Proletarische Internationale in ihrem wirtschaftlichen Kampf mit dem internationalen Finanzwesen zusammenwirkt und Inflation erzeugt ... und wo Übereinstimmung herrscht, kann auch Einigkeit bestehen. Das sind Ihre eigenen Worte.

G. – Ich sehe eine so ungeheure Absurdität voraus, oder den Versuch, ein neues Paradoxon zu konstruieren, dass ich es mir gar nicht erst vorstellen will. Es scheint, als wollten Sie die Existenz einer Art kapitalistischer Internationale, einer weiteren Komintern, andeuten ... natürlich das Gegenteil.

R. – Genau, als ich „Internationale Finanzen“ sagte, habe ich es genauso persönlich genommen, als würde ich von der Komintern sprechen; aber indem ich die Existenz einer „Kapintern“ anerkenne, sage ich nicht, dass sie der Feind ist...

G.—Wenn Sie beabsichtigen, dass wir unsere Zeit mit klugen Ideen und Fantasien vergeuden, muss ich Sie warnen, dass Sie einen schlechten Zeitpunkt gewählt haben.

R. – Glauben Sie, ich sei die Heldin aus *Tausendundeiner Nacht*, die Nacht für Nacht ihre Fantasie verschwendet, um ihr Leben zu retten? ... Nein; wenn Sie denken, ich rede wirres Zeug, irren Sie sich. Um unser gemeinsames Ziel zu erreichen, muss ich Sie, wenn ich nicht scheitern will, zunächst über einige wesentliche Dinge aufklären, angesichts Ihrer völligen Unkenntnis dessen, was ich „höheren Marxismus“ nennen würde. Ich kann nicht ohne diese Erklärung auskommen, denn ich weiß genau, dass dieselbe Unwissenheit auch im Kreml herrscht ... Sagen Sie mir, ob ich fortfahren soll ...

G. – Sie können gerne fortfahren, aber ich bin Ihnen treu ergeben; sollte sich das Ganze als bloße Fantasie herausstellen, wird Ihr Vergnügen ein sehr böses Ende nehmen. Sie wurden gewarnt.

R. – Ich fahre fort, als hätte ich nichts gehört. Da Sie ein Kenner des *Kapitals* sind und ich Ihre induktiven Fähigkeiten wecken möchte, möchte ich Sie an etwas ganz Bestimmtes erinnern. Beachten Sie, mit welcher Schärfe Marx aus dem rudimentären englischen Industrialismus seiner Zeit den gesamten zukünftigen und gigantischen zeitgenössischen Industrialismus ableitet; wie er ihn analysiert und anprangert; wie er den abstoßenden Industriellen zeichnet... Ihre Vorstellungskraft, wie die der Massen, sieht, wenn sie die menschliche Verkörperung des monströsen Kapitals heraufbeschwört, genau das, was Marx gemalt hat: einen dickbäuchigen Industriellen, Zigarre im Mund, der zufrieden rülpsst und die Frau oder Tochter des Arbeiters vergewaltigt... Ist es nicht so?... Gleichzeitig sollten Sie sich Marx' Mäßigung und seine bürgerliche Orthodoxie vor Augen halten, wenn er die Frage des Geldes untersucht. Seine berühmten Widersprüche treten im Bereich des Geldes nicht auf... Finanzen als eigenständige Entität existieren für ihn nicht, und der Handel mit Geld und dessen Umlauf sind eine Folge des verwerflichen kapitalistischen Produktionssystems, das sie unterordnet und absolut bestimmt... In der Geldfrage ist Marx ein Reaktionär; und zu seinem weiteren Erstaunen war er es, da vor ihm, hell erleuchtet in ganz Europa, der fünfzackige Stern der fünf Rothschild-Brüder stand – ähnlich dem sowjetischen –, die mit ihren Banken den bis dahin größten bekannten Reichtum angehäuft hatten... Diese so gewaltige Tatsache, die die damaligen Vorstellungen beflügelte, entging Marx. Merkwürdig, nicht wahr?... Vielleicht entspringt dieser besonderen Blindheit von Marx ein Phänomen, das allen nachfolgenden sozialen Revolutionen gemein ist. Wir alle können beobachten, dass die Massen, wenn sie die Kontrolle über eine Stadt oder eine Nation ergreifen, stets eine Art abergläubische Furcht vor Banken und Bankiers zeigen. Sie haben Könige, Generäle, Bischöfe, Polizisten, Priester und andere Vertreter des verhassten Privilegs getötet; Sie haben Kirchen, Paläste und sogar Bildungseinrichtungen geplündert und niedergebrannt; da es sich aber um wirtschaftliche und soziale Revolutionen handelte, verschonten sie das Leben der Bankiers, und die prächtigen Bankgebäude blieben unversehrt...

Meinen Informationen zufolge wiederholt sich das Ganze nun, nachdem ich inhaftiert wurde...

G.—Wo?...

R. – In Spanien ... Wissen Sie das nicht? ... Nun, fragen Sie doch mal herum; und jetzt sagen Sie mir: Kommt Ihnen das nicht alles sehr merkwürdig vor? ... Nachforschen, Herr Polizist ... Ich weiß nicht, ob Ihnen die seltsame Ähnlichkeit zwischen der internationalen Finanzwelt und der Proletarischen Internationale aufgefallen ist. Man sollte meinen, das eine sei das Gegenteil des anderen; und wenn es ein Gegenteil gibt, dann wäre es die Proletarische Internationale, weil sie moderner ist als

die Finanzwelt. G. – Wo sehen Sie eine Ähnlichkeit zwischen so gegensätzlichen Dingen? ...

R. – Objektiv betrachtet sind sie identisch. Wenn, wie ich bereits gezeigt habe, die Komintern, unterstützt von der Reformbewegung und der gesamten Gewerkschaftsbewegung, die Produktionsanarchie, die Inflation, das Elend und die Verzweiflung der Massen verursacht, dann schafft das Finanzwesen, insbesondere das internationale Finanzwesen, bewusst oder unbewusst unterstützt von privaten Finanzinstitutionen, dieselben Widersprüche, nur vervielfacht. Wir könnten bereits erraten, warum Marx die finanziellen Widersprüche verschleierte, die seinem scharfen Blick nicht verborgen bleiben konnten, wenn er im Finanzwesen einen Verbündeten gehabt hätte, dessen objektiv revolutionäres Wirken schon damals von außerordentlicher Bedeutung war.

G. – Unbewusster Zufall; keine Allianz, die Intelligenz, Willen, Pakt voraussetzen würde...

R. – Wenn Sie einverstanden sind, verschieben wir diesen Aspekt... Nun ist es besser, zur subjektiven Analyse der Finanzwelt überzugehen und, noch wichtiger, die Persönlichkeiten ihrer Akteure zu betrachten. Das internationalistische Wesen des Geldes ist hinlänglich bekannt; daraus ergibt sich die Tatsache, dass die Entität, die es besitzt und erhebt, kosmopolitisch ist. Die Finanzwelt, in ihrer Blütezeit ein Selbstzweck, die internationale Finanzwelt, leugnet und missachtet alles Nationale. Sie erkennt den Staat nicht an; daher ist sie objektiv Anarchie, und das wäre sie absolut, wenn sie, indem sie jeden Nationalstaat leugnet, nicht in ihrem Wesen notwendigerweise selbst ein Staat wäre. Der reine Staat ist nichts anderes als Macht. Und Geld ist reine Macht. Geld ist der Staat. Der kommunistische Superstaat, den wir seit einem Jahrhundert errichten und dessen Blaupause Marx' Internationale ist – analysieren Sie ihn, und Sie werden sein Wesen erkennen. Die Blaupause, die Internationale, und ihr Prototyp, die UdSSR, sind ebenfalls reine Macht. Die essentielle Identität zwischen beiden Schöpfungen ist absolut. Etwas Fatales; weil die Persönlichkeiten ihrer Autoren ebenfalls identisch waren; daher ist internationalistisch

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Der Finanzier ähnelt dem Kommunisten. Beide leugnen und bekämpfen, unter verschiedenen Vorwänden und mit verschiedenen Mitteln, den bürgerlichen Nationalstaat. Der Marxist hingegen ist ein Internationalist. Der Finanzier leugnet den bürgerlichen Nationalstaat, und diese Leugnung scheint ein Selbstzweck zu sein; genau genommen präsentiert er sich nicht als Internationalist, sondern als kosmopolitischer Anarchist. So gibt er sich heute, doch wir werden sehen, was er ist und sein will. Wie man sieht, besteht im Negativen eine individuelle Identität zwischen internationalistischen Kommunisten und kosmopolitischen Finanziers; als natürliche Folge davon besteht auch eine zwischen der Kommunistischen Internationale und dem internationalen Finanzwesen.

G.—Zufällige subjektive und objektive Ähnlichkeit in Gegensätzen, ausgelöscht und gebrochen im Radikalen und Transzendentalen.

R. – Erlauben Sie mir, an dieser Stelle nicht zu antworten, um den logischen Ablauf nicht zu stören. Ich möchte lediglich das grundlegende Axiom wiederholen: Geld ist Macht. Geld ist heute der Mittelpunkt der universellen Macht ... Ich denke, Sie werden mir zustimmen?

G.—Bitte fahren Sie fort, Rakovjki; ich flehe Sie an.

R. – Zu verstehen, wie die internationale Finanzwelt in den Besitz des Geldes gelangte, jenes magischen Talismans, der für die Menschen nacheinander bis heute das geworden ist, was Gott und Nation waren, ist von wissenschaftlichem Interesse und übertrifft sogar die Kunst revolutionärer Strategie; denn es ist zugleich Kunst und Revolution. Lassen Sie mich das erläutern. Geblendet vom Lärm und Glanz der Französischen Revolution, berauscht vom Erfolg, dem König alle Macht und alle Privilegien entrissen zu haben, bemerkte das Volk nicht, dass eine Handvoll Männer – heimtückisch, vorsichtig, unbedeutend – die wahre Macht des Königshauses an sich gerissen hatte, eine magische, beinahe göttliche Macht, die es unwissentlich besaß. Die Massen erkannten nicht, dass andere sich diese Macht aneigneten, die sie bald in eine noch grausamere Sklaverei stürzen würde als die des Königs selbst, denn dieser war aufgrund seiner religiösen und moralischen Vorurteile und seiner Dummheit unfähig, eine solche Macht auszuüben. So gelangte die größte Macht des Königs in die Hände von Männern, deren moralische, intellektuelle und weltoffene Qualitäten sie dazu befähigten. Natürlich handelte es sich dabei um Männer, die nicht von Geburt an Christen waren, sondern weltoffen.

G.—Was könnte diese mythische Macht gewesen sein, die sie an sich gerissen haben?

R. – Sie rissen sich das königliche Privileg an, Münzen zu prägen ... Lächeln Sie nicht, sonst denke ich noch, Sie wüssten nicht, was Münzen sind ... Versetzen Sie sich bitte in meine Lage. Ich fühle mich wie ein Arztkollege, der einem vor Pasteur wiederauferstandenen Arzt Bakteriologie erklären muss. Aber ich verstehe Ihre Unwissenheit und sehe darüber hinweg. Sprache, die mit Worten falsche Vorstellungen von Dingen und Ereignissen weckt, kann dank der Trägheit des Denkens keine wirklichen und exakten Erkenntnisse liefern. Ich erwähnte Münzen; natürlich entstand in Ihrer Vorstellung sofort das Bild von physischem Geld aus Metall und Papier. Aber nein. Geld ist nicht mehr das; zirkulierendes physisches Geld ist ein wahrer Anachronismus. Wenn es existiert und zirkuliert, dann nur aufgrund eines Atavismus; nur weil es bequem ist, eine Illusion aufrechtzuerhalten, heute reine Fantasie ...

G. – Es ist ein gewagtes und sogar poetisches, ein solch brillantes Paradoxon...

R. – Das mag Ihnen genial erscheinen, aber was ich sage, ist kein Paradoxon. Ich weiß – und das brachte ihn zum Lächeln –, dass Staaten noch immer königliche Büsten oder Staatswappen auf Metall und Papier prägen lassen; na und? ... Die große Menge an im Umlauf befindlichem Geld, das Geld für große Transaktionen, die Repräsentation des gesamten nationalen Reichtums, Währung, ja, Währung, wurde von jenen wenigen Männern, die ich erwähnte, in Umlauf gebracht. Titel, Banknoten, Schecks, Schuldscheine, Indossierungen, Rabatte, Angebote, Zahlen und noch mehr Zahlen, wie ein entfesselter Wasserfall, überschwemmten die Nationen ... Was waren da schon Metallgeld und Papiergeld im Vergleich dazu?

Etwas Unbedeutendes, Minimales im Vergleich zu der Flutwelle, die alles mit Finanzgeld überschwemmte ... Diese gerissenen Psychologen nutzten die allgemeine Unwissenheit und die damit einhergehende Straflosigkeit aus und gingen noch weiter. Um dem immensen, bunten Geflecht an Finanzgeld ein nahezu unendliches Volumen und die Geschwindigkeit des Denkens zu verleihen, schufen sie die Kreditwährung ... eine Abstraktion, eine Vernunftfeinheit, eine Zahl, eine Ziffer; Kredit, Vertrauen ... Verstehen Sie jetzt? ... Ein Betrug: gefälschtes Geld mit dem Status eines gesetzlichen Zahlungsmittels ... Anders ausgedrückt: Banken, Börsen und das gesamte universelle Finanzsystem sind eine gigantische Maschine, die den – wie Aristoteles es nannte – monströsen Akt gegen die Natur begeht, Geld Geld produzieren zu lassen. Was an sich schon ein Verbrechen gegen die Wirtschaft ist, ist im Falle von Finanzleuten ein Verbrechen nach dem Strafgesetzbuch, denn es ist Wucher. Ich kenne das Verteidigungsargument bereits: dass sie einen gesetzlichen Zinssatz berechnen... Selbst wenn man das zugesteht, was schon ein großes Zugeständnis ist, bleibt es Wucher, denn wenn der berechnete Zinssatz dem gesetzlichen entspricht, gaukeln sie durch seine Fälschung ein nicht existierendes Kapital vor. Banken haben immer schon Kredite vergeben oder in

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Produktive Bewegung, eine Menge Kreditgeld, Währung in Zahlen, fünf- oder gar hundertmal größer als die Menge des ausgegebenen physischen Geldes. Ich werde nicht sagen, um wie viel das Kreditgeld – das hergestellte Falschgeld – das als Kapital ausgezahlte Geld übersteigt. Da es nicht auf reales, sondern auf nicht existierendes Kapital Zinsen abwirft, müssen diese Zinsen um ein Vielfaches illegal sein, um wie viel die Fälschung das reale Kapital vervielfacht... Und bedenken Sie, dass das System, das ich beschreibe, das harmloseste von denen ist, die zur Herstellung von Falschgeld verwendet werden. Stellen Sie sich vor, einige wenige Männer hätten die unbegrenzte Macht, reale Güter zu besitzen, und Sie würden sie als absolute Diktatoren des Tauscherts erkennen; somit als Diktatoren der Produktion und Verteilung und folglich der Arbeit und des Konsums. Wenn Ihre Vorstellungskraft es zulässt, übertragen Sie ihr Handeln auf eine globale Ebene, und Sie werden seine anarchischen, moralischen und sozialen Auswirkungen sehen; das heißt, revolutionär... Verstehen Sie jetzt?

G.—Nein, noch nicht.

R.—Wunder sind natürlich sehr schwer zu verstehen.

G. – Ein Wunder?...

R. – Ja, ein Wunder. Ist es nicht ein Wunder, eine Holzbank in eine Kathedrale verwandelt zu sehen? ... Nun, die Menschen haben ein solches Wunder tausendfach erlebt, ohne mit der Wimper zu zucken, ein ganzes Jahrhundert lang. Denn es war ein gewaltiges Wunder, dass die Banken, in denen skrupellose Wucherer mit ihrem Geld handelten, heute jene Tempel sind, die mit ihren heidnischen Säulengängen an jeder Ecke der modernen Stadt prahlen, wo die Massen, besessen von einem Glauben, der nicht länger von himmlischen Gottheiten inspiriert ist, glühend all ihren Reichtum dem Geldgott darbringen, der, so glauben sie, im eisernen Tresor des Bankiers wohnt und seiner göttlichen Mission gewidmet ist, sich bis ins metaphysische Unendliche zu vermehren ...

G.—Es ist die neue Religion der verkommenen Bourgeoisie.

R.—Religion, ja; die Religion der Macht.

G.—Du entpuppst dich als Poet der Ökonomie.

R.—Poesie ist notwendig, wenn man eine Vorstellung von Finanzen vermitteln will, dem genialsten und revolutionärsten Kunstwerk aller Zeiten.

G. – Das ist eine falsche Ansicht. Die Finanzwelt, wie Marx und vor allem Engels sie weiterentwickelt haben, wird durch das kapitalistische Produktionssystem bestimmt.

R. – Genau, nur umgekehrt: Das kapitalistische Produktionssystem wird von der Finanzwelt bestimmt. Engels' gegenteilige Behauptung und sein Versuch, sie zu beweisen, sind der deutlichste Beweis dafür, dass die Finanzwelt die bürgerliche Produktion beherrscht. Da die Finanzwelt schon vor Marx und Engels die mächtigste Maschine der Revolution war – die Komintern ist im Vergleich dazu ein bloßes Spielzeug –, würden Engels und Marx sie nicht aufdecken und entlarven. Im Gegenteil, sie müssen, mithilfe ihres wissenschaftlichen Talents, die Wahrheit zum Wohle der Revolution erneut *verschleiern* haben. Und genau das taten sie.

G.—Die Geschichte ist nicht neu; sie erinnert mich alles an etwas, das Trotzki vor mehr als zehn Jahren geschrieben hat.

R. – Sag mir...

G.—Wenn er verkündet, dass die Komintern im Vergleich zur New Yorker Börse eine konservative Organisation sei; und dabei auf die großen Bankiers als Architekten der Revolution hinweist.

R. – Ja, das sagte er in einem kleinen Buch, in dem er den Zusammenbruch Englands voraussagte... Ja, das sagte er und fügte hinzu: „Wer treibt England auf den Weg der Revolution?“... Und er antwortete sich selbst: „Nicht Moskau, sondern New York.“

G.—Sie werden sich aber daran erinnern, dass er auch behauptete, wenn die New Yorker Finanziere die Revolution schmiedeten, dann täten sie dies unbewusst.

R.—Die Erklärung, die ich bereits gegeben habe, um zu begründen, warum Engels und Marx die Wahrheit *verschleierten*, gilt gleichermaßen für Leo Trotzki.

G.—Ich schätze an Trotzki lediglich die Vision einer bereits bekannten Tatsache in einem gewissen literarischen Stil, die bereits berücksichtigt wurde; denn, wie Trotzki selbst sagt, erfüllen diese Bankiers „unwiderstehlich und unbewusst ihre revolutionäre Mission“.

R. – Und sie führen ihre Mission aus, obwohl Trotzki sie warnt? Wie seltsam, dass sie ihren Kurs nicht ändern!

G.—Finanziere sind unbewusste Revolutionäre, weil sie es objektiv betrachtet nur aufgrund ihrer geistigen Unfähigkeit sind, die letztendlichen Auswirkungen zu erkennen.

R. – Glauben Sie das wirklich? ... Halten Sie diese wahren Genies für leichtsinnig? ... Halten Sie die Männer, denen heute die ganze Welt gehorcht, für Idioten? ... Das wäre ja ein herrlicher Widerspruch!

G. – Was beabsichtigen Sie?...

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

R.—Ich bestätige lediglich, dass sie revolutionär sind, objektiv wie subjektiv; sie sind sich dessen vollkommen bewusst.

G. – Die Banker!... Seid ihr verrückt geworden?...

R. – Ich? Nein ... und du? ... Denk mal drüber nach. Diese Männer sind Männer wie du und ich. Dass sie Geld besitzen, weil sie es geschaffen haben, ohne erkennbare Grenzen, kann nicht das Ende all ihrer Ambitionen bestimmen. Wenn etwas im Menschen proportional zu seiner Zufriedenheit wächst, dann ist es der Ehrgeiz. Und von allen Ambitionen ist die größte der Ehrgeiz nach Macht ... Warum sollten diese Banker nicht den Drang verspüren, zu herrschen, die totale Herrschaft zu erlangen? ... Genau wie du und ich.

G.—Aber wenn sie, wie Sie und ich glauben, bereits die universelle Wirtschaftsmacht besitzen, welche andere Macht könnten sie dann noch begehren?

R. – Ich habe es bereits gesagt: totale Macht. Eine Macht wie Stalins Macht über die UdSSR; aber universell.

G. – Eine Macht wie die Stalins? Aber mit dem gegenteiligen Ziel ...

R. – Macht, wenn sie wirklich absolut ist, kann nur eine sein. Der Gedanke des Absoluten schließt den der Pluralität aus. Daher muss die Macht, nach der Kaputern und Komintern streben, da sie absolut ist und beide innerhalb derselben politischen Ordnung existieren, eine einzige, identische Macht sein. Absolute Macht ist entweder ein Zweck an sich oder sie ist nicht absolut. Und bis heute wurde keine andere Maschine der totalen Macht erfunden als der kommunistische Staat. Die bürgerlich-kapitalistische Macht, selbst in ihrer höchsten Form, der Cäsareanischen, ist eine beschränkte Macht, denn obwohl sie theoretisch mit der Inkarnation der Göttlichkeit in den Pharaonen und Cäsaren der Antike existierte, ließen das Wirtschaftssystem des Lebens in diesen primitiven Staaten und die technologische Rückständigkeit des Staatsapparats immer einen Spielraum für individuelle Freiheit. Verstehen Sie, warum diejenigen, die bereits relative Macht über die Nationen und Regierungen der Erde ausüben, nach absoluter Macht streben? ... Verstehen Sie, dass es die einzige Macht ist, die sie noch nicht erlangt haben ...

G. – Das ist interessant; zumindest als Fall von Wahnsinn...

R. – Natürlich ist das weniger bedeutend als der Wahnsinn eines Lenin, der in einer Dachkammer in der Schweiz davon träumt, die ganze Welt zu beherrschen, oder als der eines Stalin, der in seinem Exil in einer sibirischen Hütte dasselbe träumt... Ich finde es aber natürlicher, wenn die Reichen von der Spitze eines New Yorker Wolkenkratzers solche Ambitionen hegen.

G. – Kommen wir zum Schluss; wer sind sie?...

R. – Sind Sie so naiv zu glauben, dass ich hier als Gefangener säße, wenn ich wüsste, wer „Sie“ sind?

G. – Warum?...

R.—Aus dem einfachen Grund, dass niemand, der „Sie“ kennt, in eine Lage gebracht wird, in der er gezwungen ist, sie zu denunzieren... Das ist eine elementare Regel jeder intelligenten Verschwörung, wie Sie sicher verstehen können.

G. – Hast du nicht gesagt, es seien Banker?...

R – Nicht ich; denken Sie daran, dass ich mich immer auf die internationale Finanzwelt bezogen habe, und wenn ich von Einzelpersonen gesprochen habe, habe ich immer nur „Sie“ gesagt, nicht mehr. Um ehrlich zu sein, werde ich Ihnen nur Fakten nennen, keine Namen, weil ich sie nicht kenne. Ich glaube nicht, dass ich falsch liege, wenn ich sage, dass mit „Sie“ keiner der Männer gemeint ist, die Positionen in der Politik oder im internationalen Bankwesen innehaben. Soweit ich weiß, haben sie seit den Attentaten auf Rathenau und Rapallo nichts anderes als Mittelsmänner in Politik und Finanzen benutzt. Natürlich sind das Männer, denen sie vollkommen vertrauen, deren Loyalität durch tausend verschiedene Mittel garantiert wird; daher kann man getrost sagen, dass die Banker und Politiker lediglich ihre „Strohleute“ sind ... egal wie hoch ihr Rang ist und selbst wenn sie persönlich als Täter erscheinen.

G. – Obwohl Ihre vorgebliche Unwissenheit verständlich und logisch erscheint, könnte sie nicht nur ein Vorwand sein? ... Meiner Meinung nach und nach meinen Informationen waren Sie in dieser Verschwörung zu hochrangig, um nichts zu wissen. Hegen Sie nicht einmal den Verdacht, wer die Beteiligten sind?

R. – Ja, aber vielleicht glauben Sie mir nicht. Ich bin zu dem Schluss gekommen, dass es ein oder mehrere Männer mit einer... wie soll ich sagen?... mystischen Persönlichkeit sein müssen, ein Gandhi oder so etwas Ähnliches, aber ohne dessen Spektakel. Mystiker reiner Kraft, befreit von ihrem groben Beiwerk.

Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen. Aber wenn ich Ihren Namen und Ihre Adresse kenne, ist das nicht...

Stellen Sie sich vor, Stalin regierte heute tatsächlich die UdSSR, jedoch ohne Mauern und ohne Leibwache, ohne mehr Rechtssicherheit für sein Leben als für jeden anderen Bürger. Wie könnte er Attentate verhindern? ... Dasselbe wie jeder Verschwörer, egal wie mächtig: Anonymität.

G.—Was Sie sagen, ist logisch; aber ich glaube Ihnen nicht.

R. – Glauben Sie mir, ich weiß von nichts. Hätte ich es gewusst, wäre ich überglücklich gewesen! ... Ich wäre nicht hier.

Ich verteidige mein Leben. Ich verstehe Ihre Zweifel und den Drang Ihrer Polizeiberufe, etwas Persönliches aufzudecken. Zu Ihren Ehren und weil es für unser gemeinsames Ziel unerlässlich ist, werde ich mein Bestes tun, Sie zu führen. Wissen Sie, dass die ungeschriebene Geschichte, die nur uns bekannt ist, Weishaupt als Gründer der ersten Kommunistischen Internationale – natürlich einer geheimen – ausweist. Erinnern Sie sich an seinen Namen?... Er war das Oberhaupt jener Freimaurerei, die als Illuminaten bekannt ist, ein Name, den er der zweiten antichristlichen und kommunistischen Verschwörung jener Zeit, dem Gnostizismus, entlehnte. In Voraussicht des Triumphs der Französischen Revolution beschloss dieser große Revolutionär, Semit und Ex-Jesuit – oder wurde dazu befohlen –, eine Geheimorganisation zu gründen, die die Französische Revolution über ihre politischen Ziele hinausführen und sie in eine soziale Revolution zur Errichtung des Kommunismus verwandeln sollte. In jenen heroischen Zeiten war es äußerst gefährlich, den Kommunismus auch nur als Ziel zu erwähnen; Daher rühren all die Vorsichtsmaßnahmen, Prüfungen und Geheimnisse, die die Aufklärung umgaben. Es sollte noch ein Jahrhundert vergehen, bis sich jemand öffentlich zum Kommunisten bekennen konnte, ohne Gefängnis oder Tod zu riskieren. Das ist mehr oder weniger bekannt. Unbekannt ist hingegen die Beziehung zwischen Weishaupt und seinen Anhängern zum ersten Rothschild. Das Rätsel um den Ursprung des Vermögens der berühmtesten Bankiers könnte dadurch erklärt werden, dass sie Schatzmeister der ersten Komintern waren. Es gibt Hinweise darauf, dass, als die fünf Brüder das europäische Finanzimperium unter fünf Provinzen aufteilten, ihnen noch etwas anderes, Verborgenes half, dieses sagenhafte Vermögen anzuhäufen; es könnten jene frühen Kommunisten aus den bayerischen Katakomben gewesen sein, die bereits über ganz Europa verstreut waren. Andere wiederum behaupten – und ich glaube, mit mehr Recht –, dass die Rothschilds keine Schatzmeister, sondern vielmehr Anführer dieses verborgenen, frühen Kommunismus waren. Diese Ansicht wird durch die unbestreitbare Tatsache gestützt, dass Marx und die ranghöchsten Führer der bereits öffentlich bekannten Ersten Internationale, darunter Herzen und Heine, Baron Lionel Rothschild gehorchten. Dessen revolutionäres Porträt, gemalt von Disraeli, dem britischen *Premierminister* und ebenfalls einer Schöpfung Rothschilds, verkörpert sich in der Figur des Sidonia. Dieser Mann, so die Legende, kannte und befehligte trotz seines Multimillionärs zahlreiche Spione, Carbonari, Freimaurer, geheime Juden, Roma, Revolutionäre und so weiter. Das alles klingt fantastisch; doch es ist erwiesen, dass Sidonia das idealisierte Bild von Nathan Rothschilds Sohn darstellt, ebenso wie der dokumentierte Kampf, den er gegen Zar Nikolaus II. zugunsten Herzens führte – ein Kampf, den er gewann. Wenn alles, was sich aus diesen Fakten schließen lässt, stimmt, wie ich glaube, könnten wir sogar den Erfinder der gewaltigen Akkumulations- und Anarchiemaschine namens Internationales Finanzwesen identifizieren, der zugleich der Schöpfer der Revolutionären Internationale wäre. Etwas Geniales: durch den Kapitalismus Akkumulation auf höchstem Niveau zu schaffen, das Proletariat in Arbeitslosigkeit und Verzweiflung zu treiben und gleichzeitig die Organisation zu schaffen, die das Proletariat vereint, um es zur Revolution zu führen. Dies wäre das erhabenste Kapitel der Geschichte. Wir erinnern uns an einen Ausspruch der Mutter der fünf Rothschild-Brüder: „Wenn meine Söhne es wünschen, wird es keinen Krieg geben.“ Das heißt, sie waren die Schiedsrichter, die Herren über Frieden und Krieg, nicht die Kaiser. Können Sie sich ein Ereignis von solch kosmischer Tragweite vorstellen? ... Enthüllt dies nicht bereits den Krieg in seiner revolutionären Funktion? ... Kriegskommune. Von da an war jeder Krieg ein Riesenschritt in Richtung Kommunismus. Als würde eine geheimnisvolle Kraft die Sehnsucht erfüllen, die Lenin gegenüber Gorki geäußert hatte. Denken Sie daran: 1905–1914. Erkennen Sie zumindest an, dass zwei der drei Hebel, die die Welt in Richtung Kommunismus führen, nicht vom Proletariat betätigt werden können. Die Kriege wurden weder von der Dritten Internationale noch von der damals noch nicht existierenden UdSSR provoziert oder gelenkt. Selbst wenn sie es gewollt hätten, hätten sie sie nicht provozieren können, und noch weniger hätten sie von den kleinen, im Exil schmachthenden Bolschewiki-Gruppen gelenkt werden können. Das ist völlig klar. Und noch weniger hätten die Internationale oder die UdSSR jene ungeheure Kapitalakkumulation und die nationale und internationale Anarchie der kapitalistischen Produktion herbeiführen können. Eine Anarchie, die fähig ist, riesige Mengen an Nahrungsmitteln zu verbrennen, anstatt sie hungernden Menschen zu geben; fähig zu dem, was Rathenau so drastisch aussprach: „Die eine Hälfte der Welt dazu zu bringen, sich der Produktion meiner ... zu widmen, und die andere Hälfte dazu, sie zu konsumieren.“ Und schließlich kann das Proletariat nicht behaupten, für diese stetig steigende, geometrisch fortschreitende Inflation, die Abwertung, den fortwährenden Diebstahl von Mehrwert und Ersparnissen durch nichtfinanzielles Kapital – nicht wucherisches Kapital – und seine Unfähigkeit, sich vom ständigen Kaufkraftverlust zu erholen, verantwortlich zu sein, wodurch die Proletarisierung des Mittelstands, des wahren Feindes der Revolution, herbeigeführt wird. ... Nicht das Proletariat übt den wirtschaftlichen Hebel oder den Hebel des Krieges aus. Vielmehr ist es ein dritter Hebel, der einzig sichtbare und spektakuläre, der der Festung des kapitalistischen Staates den Todesstoß versetzt und sie erobert. ... Ja, er erobert sie, wenn „Sie“ sie ihm übergeben.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

G.—Ich wiederhole Ihnen, dass all dies, was Sie so literarisch geschildert haben, einen Namen hat, den wir in dieser endlosen Diskussion schon bis zum Überdruß wiederholt haben: „natürlicher Widerspruch des Kapitalismus“, und wenn es, wie Sie behaupten, einen Willen und eine Handlung gibt, die dem des Proletariats fremd sind, fordere ich Sie auf, mir einen konkreten persönlichen Fall zu nennen.

R. – Sie geben sich also mit nur einem zufrieden? ... Nun, hören Sie sich eine kleine Geschichte an: „Sie“ isolierten den Zaren diplomatisch im Russisch-Japanischen Krieg, und die Vereinigten Staaten finanzierten Japan – genauer gesagt Jacob Schiff, Chef von Kuhn, Loeb & Co., dem Nachfolger des Rothschild-Hauses, das er sogar übertraf. Schiff stammte aus diesem Haus. Seine Macht war so groß, dass er die Nationen mit Kolonialreichen in Asien dazu brachte, die Gründung des fremdenfeindlichen Japanischen Kaiserreichs zu unterstützen, dessen Fremdenfeindlichkeit bereits in Europa spürbar ist. Die besten Kämpfer kamen aus Kriegsgefangenenlagern nach Petrograd, ausgebildet von revolutionären Agenten, die sie mit Genehmigung ihrer japanischen Geldgeber aus Amerika eingeschleust hatten. Der Russisch-Japanische Krieg, mit der organisierten Niederlage der zaristischen Armeen, provozierte die Revolution von 1905, die, obwohl verfrüht, beinahe erfolgreich gewesen wäre und, selbst wenn sie gescheitert wäre, die notwendigen politischen Bedingungen für den Sieg von 1917 geschaffen hätte. Und es gibt noch mehr. Haben Sie Trotzki's Biografie gelesen? Erinnern Sie sich an seine frühen revolutionären Jahre. Er war ein junger Mann, der nach seiner Flucht aus Sibirien einige Zeit mit Emigranten in London, Paris und der Schweiz verbracht hatte; Lenin, Plechanow, Martow und die anderen Führer hielten ihn lediglich für einen vielversprechenden Neuling. Doch er wagte es bei der ersten Spaltung, sich unabhängig zu machen und die Einigung Russlands zu vermitteln. 1905, gerade fünfundzwanzig Jahre alt, kehrte er allein nach Russland zurück, ohne Partei oder eigene Organisation. Lesen Sie die Berichte über die Revolution von 1905, die nicht von Stalin „gesäubert“ wurden; beispielsweise die von Lunatscharski, der kein Trotzki war. Trotzki ist die Schlüsselfigur der Petrograder Revolution; das ist die Wahrheit. Nur er geht mit Prestige und Popularität daraus hervor. Weder Lenin noch Martow noch Plechanow erlangen, bewahren oder mindern dies. Wie und warum steigt der bis dahin unbekannte Trotzki auf und erlangt plötzlich eine Autorität, die die ältesten und angesehensten Revolutionäre übertrifft?... Ganz einfach: Er hat geheiratet.

Seine Frau Sedova kam mit ihm nach Russland. Wissen Sie, wer sie ist? Sie ist die Tochter von Givotovsky, der Verbindungen zu den Warburg-Bankiers hatte, zu Partnern und Verwandten von Jossob Schiff, einer Finanzgruppe, die, wie bereits erwähnt, Japan und über Trotzki auch die Revolution von 1905 finanzierte. Darin liegt der Grund, warum Trotzki mit einem Schlag an die Spitze der revolutionären Hierarchie aufstieg. Und darin liegt der Schlüssel zu seiner wahren Persönlichkeit.

Springen wir ins Jahr 1914. Trotzki steckt hinter dem Attentat auf den Erzherzog, und der Anschlag löst den europäischen Krieg aus. Glauben Sie wirklich, dass das Attentat und der Krieg bloße Zufälle sind?, wie Lord Melchett auf einem zionistischen Kongress fragte. Analysieren Sie den Verlauf des Russlandfeldzugs im Lichte dieses „Nicht-Zufalls“. Der „Defätismus“ ist ein Meisterwerk. Die Hilfe seiner Verbündeten für den Zaren ist so kunstvoll orchestriert und dosiert, dass sie den alliierten Botschaftern als Rechtfertigung dient, Nikolaus' Torheit für offensive Massaker nacheinander auszunutzen. Die Masse des russischen Fleisches war gigantisch, aber nicht unerschöpflich. Organisierte Niederlagen führen zur Revolution. Wenn sie von allen Seiten droht, besteht die Lösung darin, eine demokratische Republik zu errichten. Die Republik – wie Lenin sie nannte – „der Botschaften“; das heißt, sie garantieren die Straflosigkeit der Revolutionäre. Doch es ist noch mehr nötig. Kerenski muss eine weitere Offensive – ein Massaker – provozieren, und er führt sie aus, um die demokratische Revolution zu zerschlagen. Mehr noch: Kerenski muss den Staat vollständig dem Kommunismus übergeben, und er tut es ... Trotzki kann den gesamten Staatsapparat „unsichtbar“ besetzen. Welch seltsame Blindheit! ... Das ist die Realität der so oft gefeierten Oktoberrevolution ... Die Bolschewiki nahmen, was „Sie“ ihnen überlassen hatten.

G. – Wagen Sie es zu behaupten, Kerenski sei ein Komplize Lenins gewesen?...

R. – Nicht von Lenin; von Trotzki, ja; oder besser gesagt, von „ihnen“. G. – Absurd!...

R. – Können Sie das denn nicht verstehen ... gerade Sie? ... Ich bin überrascht. Wenn Sie als Spion, unter dem Deckmantel der Geheimhaltung, Kommandant einer feindlichen Festung würden ... würden Sie dann nicht die Tore für die angreifenden Truppen öffnen, also genau die, denen Sie eigentlich dienen? ... Wären Sie dann nicht nur ein weiterer Besiegter und Gefangener? ... Wären Sie nicht in Lebensgefahr, wenn die Festung gestürmt würde, wenn ein Angreifer, der Ihre Uniform nicht als Tarnung erkennt, Sie für einen Feind hielte? Glauben Sie mir, ohne Statuen oder Mausoleum verdankt der Kommunismus Kerenski mehr als Lenin.

G.—Meinen Sie, dass Kerensky ein bewusster und freiwilliger Verlierer war?

R. – Ja, das weiß ich ganz genau. Ich persönlich habe mich in all das eingemischt. Aber ich sage Ihnen noch mehr. Wissen Sie, wer die Oktoberrevolution finanziert hat? ... Sie haben sie finanziert.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

„Sie“, genau, über dieselben Bankiers, die Japan und die Revolution von 1905 finanzierten. Jacob Schiff und die Warburg-Brüder; also die große Bankenkonstellation, eine der fünf Banken der Federal Reserve, Kuhn, Loeb & Co. Bank; mit anderen beteiligten amerikanischen und europäischen Bankiers wie Guggenheim, Heinewer, Breitung, Aschberg von der „Nya Banken“, jener aus Stockholm... Ich war „zufällig“ dort in Stockholm und griff in die Geldtransfers ein. Bis Trotzki eintraf, war ich der Einzige, der auf revolutionärer Seite intervenierte. Aber Trotzki kam schließlich; ich muss betonen, dass die Alliierten ihn wegen seiner Defätistenhaltung aus Frankreich auswiesen und ihn dann freiließen, damit er im verbündeten Russland weiterhin Defätisten sein konnte... „Ein weiterer Zufall.“

Wer könnte das vollbringen? ... Dieselben, die Lenin durch Deutschland schmuggelten. Wenn es „ihnen“, also denen in England, gelang, den Defätisten Trotzki aus einem kanadischen Lager nach Russland zu bringen und ihn durch alle alliierten Kontrollpunkte zu schleusen, dann gelang es einem anderen „Ihnen“, darunter Rathernau, Lenin durch das feindliche Deutschland zu bringen. Studiert man die Geschichte der Revolution und des Bürgerkriegs unvoreingenommen und mit dem Forschergeist, den man auch in weniger wichtigen und weniger offensichtlichen Dingen an den Tag legt, sowohl im Gesamtbild als auch im Detail und selbst in den Anekdoten, so stößt man auf eine Reihe erstaunlicher „Zufälle“.

G. – Okay, nehmen wir einmal an, dass nicht alles Glückssache ist. Was lässt sich daraus praktisch ableiten?

R. – Lassen Sie mich diese kleine Geschichte zu Ende erzählen, dann können wir beide unsere eigenen Schlüsse ziehen ... Vom Moment seiner Ankunft in Retrograde an wurde Trotzki von Lenin vorbehaltlos akzeptiert. Wie Sie nur allzu gut wissen, waren die Meinungsverschiedenheiten zwischen ihnen in der Zeit zwischen den beiden Revolutionen tiefgreifend. Alles ist vergessen, und Trotzki ist der Architekt des Triumphs der Revolution, ob Stalin es nun mag oder nicht. Warum? ... Das Geheimnis liegt bei Lenins Frau Krupskaja. Sie weiß, wer Trotzki wirklich ist; sie war es, die Lenin überzeugte, ihn zu akzeptieren. Hätte er das nicht getan, wäre Lenin in der Schweiz gefangen geblieben; das war bereits ein gewichtiger Grund für ihn, ebenso wie das Wissen, welche Unterstützung Trotzki der Revolution brachte. Lenin wusste natürlich, dass Trotzki das Geld und mächtige internationale Hilfe mitbrachte; der versiegelte Eisenbahnwaggon war der Beweis dafür. Die Einigkeit der gesamten revolutionären Linken, der revolutionären Sozialisten und Anarchisten um die unbedeutende Bolschewistische Partei ist also das Werk Trotzkis und nicht Lenins eiserner Unnachgiebigkeit.

Es überrascht nicht, dass der alte Bund der jüdischen Proletarier, aus dem alle Moskauer Revolutionszweige hervorgingen und dem er neunzig Prozent seiner Führer stellte, die eigentliche Partei des „parteilosen“ Trotzki war. Natürlich nicht der offizielle, öffentliche Bund, sondern der geheime Bund, der in allen sozialistischen Parteien verankert war und dessen Führer fast alle unter seiner Kontrolle standen.

G.—Auch Kerensky?

R. – Kerensky auch ... und einige andere nichtsozialistische Führer, Führer bürgerlicher politischer Gruppierungen ...

G. – Wie das?...

R. – Vergessen Sie die Rolle der Freimaurerei in der ersten bürgerlich-demokratischen Phase der Revolution?...

G. – Hat er sich auch an den Bund gehalten?...

R.—Als unmittelbarer Zwischenschritt, gewiss; aber in Wirklichkeit habe ich "ihnen" gehorcht.

G. – Trotz der aufkommenden marxistischen Strömung, die auch ihre Privilegien und ihr Leben bedrohte?...

R. – Trotz alledem: Natürlich sah ich keine solche Gefahr. Man muss *bedenken*, dass jeder Freimaurer mehr gesehen und zu sehen geglaubt hat, als der Realität entsprach, weil er sich das ausmalte, was ihm passte. Die zunehmende Präsenz von Freimaurern in den Regierungen und unter den Staatsoberhäuptern bürgerlicher Nationen ist für sie ein Beweis für die politische Macht ihrer Vereinigung. Man muss bedenken, dass damals alle Herrscher der verbündeten Nationen, bis auf wenige Ausnahmen, Freimaurer waren ... Das war für sie ein sehr starkes Argument. Sie glaubten fest daran, dass die Revolution von der bürgerlichen Republik französischen Vorbilds gestoppt werden würde.

G.—Wenn man bedenkt, wie Russland im Jahr 1917 dargestellt wurde, müsste man schon sehr naiv sein, um das zu glauben.

R. – Das waren sie und sind sie. Die Freimaurer haben die erste Lektion nicht gelernt, nämlich die Große Revolution, in der sie eine enorme revolutionäre Rolle spielten und die die freimaurerische Mehrheit verschlang, angefangen mit ihrem Großmeister, den Orléans; oder besser gesagt, mit dem Freimaurer Ludwig XVI., um sich mit Girondisten, Hébertisten, Jakobinern usw. fortzusetzen, und wenn einige überlebten, dann dank des Brumaire.

G. – Wollen Sie damit sagen, dass die Freimaurer dazu bestimmt sind, durch die Revolution, die sie mit ihrer Hilfe herbeigeführt haben, zu sterben?...

R. – Genau ... Sie haben eine Wahrheit formuliert, die in einem großen Geheimnis verborgen war. Ich bin Freimaurer; das wissen Sie doch bereits, nicht wahr? ... Nun gut: Ich werde Ihnen dieses große Geheimnis verraten, dessen Offenbarung dem Freimaurer im nächsthöheren Grad versprochen wird ..., das aber weder im 25. noch im 33. noch im 93. Grad noch im höchsten Grad irgendeines Ritus offenbart wird ...

Natürlich kenne ich ihn nicht, weil er Freimaurer ist, sondern weil er zu „ihnen“ gehört...

G.—Und was ist es?...

R.—Die gesamte Ausbildung des Freimaurers und der öffentliche Zweck der Freimaurerei zielen darauf ab, alle notwendigen Voraussetzungen für den Triumph der kommunistischen Revolution zu schaffen und zu gewährleisten; natürlich unter sehr unterschiedlichen Vorwänden; die jedoch unter ihrem bekannten Trilemma zusammengefasst werden können. Verstehst du?... Und da die kommunistische Revolution die Liquidierung der gesamten Bourgeoisie als Klasse und die physische Beseitigung jedes fleißigen bürgerlichen Politikers vorsieht, ist das wahre Geheimnis der Freimaurerei der Selbstmord der Freimaurerei als Organisation und der physische Selbstmord jedes wichtigen Freimaurers... Du wirst verstehen, dass ein solches Ende, das den Freimaurern vorbehalten ist, Mysterien, Inszenierungen und so viele „Geheimnisse“ verdient... die das wahre Geheimnis verschleiern sollen... Verpasse nicht, falls sich dir die Gelegenheit bietet, in einer zukünftigen Revolution den Ausdruck von Erstaunen und Verblüffung im Gesicht eines Freimaurers zu beobachten, wenn er überzeugt ist, dass er durch die Hand der Revolutionäre sterben wird... Wie er schreit und versucht, seine Dienste für die Revolution zu beweisen!... Es ist ein Schauspiel, das dich ebenfalls umbringen könnte... aber vor Lachen.

G. – Und Sie leugnen immer noch die angeborene Dummheit der Bourgeoisie?...

R. – Ich verneine es für die Bourgeoisie als Klasse, nicht für bestimmte Sektoren. Die Existenz von Irrenanstalten deutet nicht auf allgemeinen Wahnsinn hin. Auch die Freimaurerei kann eine Irrenanstalt sein, aber in Freiheit ... Doch ich fahre fort: Die Revolution hat gesiegt; die Machtergreifung ist vollzogen. Das erste Problem stellt sich: der Frieden und damit die erste Auseinandersetzung innerhalb der Partei, an der die Kräfte der herrschenden Koalition beteiligt sind. Ich werde nicht wiederholen, was bereits über den Kampf in Moskau zwischen den Befürwortern und Gegnern von Brets Frieden bekannt ist. Ich möchte nur darauf hinweisen, dass sich die später so genannte trotzkistische Opposition, die Liquidierten und die noch zu Liquidierenden, dort bereits definiert hatte; alle waren gegen die Unterzeichnung des Friedensvertrags. Dieser Frieden war ein Fehler, ein unbewusster Verrat Lenins an der internationalen Revolution. Stellen Sie sich die Bolschewiki in Versailles auf der Friedenskonferenz und später im Völkerbund vor, mit der von den Alliierten verstärkten und bewaffneten Roten Armee in Deutschland. Es wäre gleichbedeutend damit gewesen, den Sowjetstaat zur deutschen Revolution zu zwingen. Die Landkarte Europas sähe heute völlig anders aus. Doch Lenin, machtrunken, unterstützt von Stalin, der bereits den Rausch der Herrschaft gekostet hatte, und dem russisch-nationalistischen Flügel der Partei, setzte sich mit Gewalt durch.

Und so entstand der „Sozialismus in einem Land“, also der Nationalkommunismus, der mit Stalin seinen Höhepunkt erreichte. Natürlich gab es Widerstand, aber nur in einer Form und einem Umfang, die den kommunistischen Staat nicht zerstören würden – eine Bedingung, die für die Opposition in ihrem weiteren Kampf bis heute gilt. Dies war die Ursache unseres ersten Scheiterns, aller folgenden. Doch es gab einen erbitterten, wenn auch verdeckten Kampf, um unsere Machtbeteiligung nicht zu gefährden. Trotzki organisierte über seine Kontakte das Attentat Kaplans auf Lenin. Auf seinen Befehl hin ermordete Blumkin Botschafter Mirbacli. Der Staatsstreich von Spiridonowa und ihren Sozialrevolutionären wurde nach Trotzki's Plan durchgeführt. Sein Mann für all das war eine unerwartete Gestalt: Rosenblum, ein litauischer Jude, der den Namen O'Reilly benutzte und als bester Spion des britischen Geheimdienstes galt. In Wirklichkeit ein Mann der „Anderen“. Der Grund für die Wahl dieses berühmten Rosenblum war, dass, wenn er nur als englischer Spion bekannt war, England – nicht Trotzki oder wir – im Falle eines Scheiterns die Verantwortung für Angriffe und Komplote tragen würde. Und so geschah es. Der Bürgerkrieg zwang uns, die verschwörerischen und terroristischen Methoden aufzugeben, da er uns die Möglichkeit bot, die wahre Macht des Staates auszuüben, als Trotzki zum Organisator und Anführer der Roten Armee wurde. Die Sowjetarmee, die sich ständig vor den „Weißen“ zurückzog und das Gebiet der UdSSR auf das ehemalige Fürstentum Moskau reduzierte, errang wie durch Zauberei den Sieg. Warum, glauben Sie, war das so?

War es Magie oder bloßer Zufall? Ich sage es Ihnen: Als Trotzki das Oberkommando der Roten Armee übernahm, verfügte er bereits über die nötige Macht, um die Macht zu ergreifen. Siege würden sein Ansehen und seine Stärke mehren; die Weißen konnten nun besiegt werden. Glauben Sie der offiziellen Version, die alles dem wundersamen sowjetischen Sieg über die mittelmäßige, entwaffnete und undisziplinierte Rote Armee zuschreibt?

G.—An wen denn dann?...

R. – Neunzig Prozent davon gehen auf „sie“ zurück. Man darf nicht vergessen, dass die

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Die „Weißen“ waren in gewisser Weise „demokratisch“. Mit ihnen kämpften die Menschewiki und die Überreste aller alten liberalen Parteien. Innerhalb dieser Kräfte standen „Sie“ stets – bewusst oder unbewusst – viele Persönlichkeiten in ihren Diensten. Als Trotzki das Kommando übernahm, erhielten sie den Befehl, die „Weißen“ systematisch zu verraten, und gleichzeitig das Versprechen, früher oder später an der Sowjetregierung beteiligt zu werden. Maisky war einer dieser Männer; einer der wenigen, die die Erfüllung dieses Versprechens in sich sahen, doch er konnte dies nur erreichen, indem er Stalin von seiner Loyalität überzeugte. Diese Sabotage, gepaart mit der schrittweisen Reduzierung der alliierten Hilfe für die „weißen“ Generäle – die zudem klägliche Dummköpfe waren –, führte zu einer Niederlage nach der anderen. Schließlich führte Wilson in seinen berühmten Vierzehn Punkten den sechsten Punkt ein, der ausreichte, um jeden Versuch der „Weißen“ in der UdSSR endgültig zu beenden. Während des Bürgerkriegs wurde Trotzki's Anspruch auf Lenins Nachfolge gefestigt. Er stand außer Zweifel. Der alte Revolutionär konnte nun in Ruhm sterben.

Wenn er die Kugeln der Kaplans überlebt hätte, so hätte er die getarnte Euthanasie, der er unterzogen wurde, nicht überlebt.

G. – Hat Trotzki sein Leben verkürzt? ... Ein wichtiger *Hinweis* für Ihren Prozess! ... Könnte es Lewin gewesen sein, der Lenin begleitete?

R. – Trotzki? ... Vielleicht hat er eingegriffen; dass er davon wusste, ist ziemlich sicher. Nun zu den technischen Aspekten ... dem Zufall, wer weiß? „Sie“ haben zu viele Wege, um überall hinzukommen, wo sie hinwollen.

G. – Die Ermordung Lenins ist jedenfalls von höchster Bedeutung, um sie vor Gericht zu bringen ... Wie würden Sie sich fühlen, Rakowski, wenn Sie zufällig der Autor wären? ... Natürlich, wenn Sie in diesem Gespräch scheitern ... Der technische Fall ist Ihnen als Arzt sehr gelegen ...

R. – Ich rate davon ab. Lassen Sie dieses Thema ruhen; es ist selbst für Stalin zu gefährlich. Sie können mit Ihrer Propaganda machen, was Sie wollen; aber „Sie“ haben auch ihre eigene, wirkungsvollere Propaganda und ein Argument, das allen Geständnissen, die man Levin, mir oder sonst jemandem abgerungen hat, überlegen ist. Diejenigen, die *propagieren*, werden Stalin als Lenins Mörder darstellen.

G. – Was meinen Sie?...

R. – Die klassische und unfehlbare Regel, um einen Mörder zu überführen, lautet: Finde heraus, wer von dem Mord profitiert ... und im Fall Lenins war der Nutznießer sein Chef Stalin. Denken Sie darüber nach, und ich bitte Sie inständig, diese Abschweifungen zu unterlassen, die mich ablenken und mich am Beenden hindern.

G. – Na gut, fahren Sie fort; aber Sie wissen ja...

R. – Es ist allgemein bekannt, dass Trotzki's Scheitern als Lenins Nachfolger nicht auf menschliches Versagen zurückzuführen war. Trotzki's Machtfülle während Lenins Krankheit war weitaus größer als nötig gewesen wäre. Wir hatten sogar ein Todesurteil gegen Stalin. Der Brief, den Krupskaja ihrem Mann gegen seinen damaligen Machthaber abgerungen hatte, hätte in den Händen eines diktatorischen Trotzki ausgereicht, um Stalin zu beseitigen.

Doch ein dummer Unfall, wie Sie wissen, durchkreuzte all unsere Pläne. Trotzki erkrankte zufällig an einer Krankheit und war im entscheidenden Moment, als Lenin starb, bereits seit Monaten handlungsunfähig. Ein Nachteil unserer Organisation, neben ihren großen Vorteilen, war die personelle Zentralisierung. Natürlich lässt sich ein für seine Mission ausgebildeter Trotzki nicht einfach improvisieren. Keiner von uns, nicht einmal Sinowjew oder Kamenew, besaß die nötige Ausbildung oder den Einfluss, den Trotzki, aus Angst, verdrängt zu werden, ohnehin niemandem gewährte. Als Lenin starb und wir Stalin gegenüberstanden, der fieberhaft, aber im Geheimen aktiv war, sahen wir eine Niederlage im Zentralkomitee voraus. Wir mussten improvisieren, und die Lösung bestand darin, uns *Stalin* anzuschließen, noch stalinistischer als er zu sein, zu übertreiben; also zu sabotieren. Den Rest kennen Sie ja. Unser andauernder Untergrundkampf und sein ständiges Scheitern gegen einen Stalin, der sich als ein in der Geschichte beispielloses Polizeigenie entpuppt. Stalin betont, vielleicht aufgrund eines nationalistischen Atavismus, den er seinem jungen Marxismus nicht entziehen konnte, seinen Panrusslandismus und schürt hinter sich eine Klasse, die es auszurotten gilt: den Nationalkommunismus, im Gegensatz zum internationalen Kommunismus, den wir vertreten. Er stellt die Internationale in den Dienst der UdSSR, die ihm wiederum gehorcht. Wollen wir eine historische Parallele finden, müssen wir auf den Bonapartismus verweisen; wollen wir eine persönliche Parallele finden, finden wir keine vergleichbare historische Figur. Doch ich glaube, im Wesentlichen eine zu finden, indem ich zwei verschmelze: Fouché und Napoleon.

Lassen wir von ihm seine zweite Hälfte weg, die Accessoires, die Uniform, die militärische Hierarchie, die Krone usw., Dinge, die Stalin nicht zu reizen scheinen, und zusammen ergeben sie einen Stalin, der im Wesentlichen identisch ist: in der Unterdrückung der Revolution, nicht in ihrem Dienst, sondern in ihrer Instrumentalisierung; in der Identifizierung mit dem ältesten Imperialismus, dem russischen, so wie Napoleon sich mit dem französischen identifizierte;

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

bei der Schaffung einer Aristokratie, wenn nicht einer militärischen, da diese keine Siege vorzuweisen hat, dann einer bürokratisch-polizeilichen...

G.—Jetzt reicht's, Rakowski, du bist nicht hier, um trotzkistische Propaganda zu betreiben.

Wirst du der Sache jemals auf den Grund gehen?...

R. – Natürlich werde ich kommen; aber erst, wenn es mir gelungen ist, Ihnen ein grundlegendes Verständnis von „ihnen“ zu vermitteln, auf die wir in praktischen und konkreten Angelegenheiten angewiesen sein werden. Nicht vorher; mir ist es wichtiger als Ihnen, nicht zu scheitern, wie Sie verstehen werden.

G.—Nun, kürzen Sie es so weit wie möglich.

R. – Unser Scheitern, das sich von Jahr zu Jahr verschärft, bedeutet, dass wir jeglichen unmittelbaren Sinn dessen verloren haben, was „Sie“ uns in der Nachkriegszeit für den neuen Aufschwung der Revolution auferlegt haben. Der Vertrag von Versailles, der für Politiker und Ökonomen aller Nationen so unerklärlich war, weil keiner von ihnen seine wahren Auswirkungen vorhergesehen hatte, war die entscheidendste Voraussetzung für die Revolution.

G. – Das ist eine sehr interessante Theorie. Wie erklären Sie sie?

R. – Die Reparationen und wirtschaftlichen Beschränkungen von Versailles wurden nicht von den Interessen einer einzelnen Nation bestimmt. Ihre arithmetische Absurdität war so offensichtlich, dass selbst die angesehensten Ökonomen der Siegermächte sie umgehend anprangerten. Allein Frankreich forderte weit höhere Reparationen, als sein gesamtes nationales Vermögen wert war – mehr, als wenn ganz Frankreich in eine Sahara verwandelt worden wäre. Noch absurder war die Forderung, Deutschland ein Vielfaches dessen aufzubürden, was es sich leisten konnte, selbst wenn es sich vollständig verkaufte und die Produktion seiner gesamten nationalen Arbeitskraft abtrat. Letztendlich führte dies praktisch dazu, dass die Weimarer Republik gezwungen war, ein groteskes *Dumping* zu betreiben, um überhaupt Reparationen zahlen zu können. Und was war dieses *Dumping*? ... Unterkonsumtion, Hungersnot in Deutschland und Arbeitslosigkeit in gleichem Maße in den Importländern. Importierten diese Länder nicht, herrschte auch in Deutschland Arbeitslosigkeit.

Hunger und Arbeitslosigkeit auf der einen oder anderen Seite; das ist die erste Folge von Versailles... War der Vertrag revolutionär oder nicht?... Es wurde noch mehr getan: Man versuchte, ihn auf internationaler Ebene ähnlich zu regeln... Wissen Sie, was diese Maßnahme in revolutionärer Hinsicht bedeutet?

Es bedeutet, die anarchische Absurdität zu propagieren, jede Volkswirtschaft zu einer ausreichenden Produktion zu zwingen, unter der Annahme, dass Klima, natürliche Ressourcen und selbst die technische Ausbildung von Managern und Arbeitern dabei irrelevant seien. Es war stets ein Mittel, um natürliche Ungleichheiten in Bodenqualität, Klima, Mineralien, Öl usw. zwischen Volkswirtschaften auszugleichen, indem ärmere Länder gezwungen wurden, härter zu arbeiten; das heißt, ihre Arbeitskapazität stärker auszuschöpfen, um den durch schlechte Böden verursachten Mangel zu kompensieren. Hinzu kamen weitere Ungleichheiten, die ebenfalls auf diese Weise ausgeglichen wurden, beispielsweise Unterschiede in der Industrieausrüstung. Ich möchte dies nicht weiter ausführen; aber die vom Völkerbund auferlegten Arbeitsbestimmungen, die sich auf ein abstraktes Prinzip der Arbeitszeitgleichheit beriefen, führten in Wirklichkeit innerhalb eines unveränderten kapitalistischen Systems internationaler Produktion und des internationalen Austauschs zu wirtschaftlicher Ungleichheit, da sie den Zweck der Arbeit, nämlich die ausreichende Produktion, missachteten. Die unmittelbare Folge war ein Produktionsausfall, der durch Importe aus Ländern mit natürlicher und industrieller Selbstversorgung ausgeglichen wurde, die in Gold bezahlt wurden, solange es in Europa Gold gab.

Der fiktive Wohlstand der Vereinigten Staaten, die ihre sagenhafte Produktion gegen Gold und Gold in Form von Banknoten eintauschten, die im Überfluss vorhanden waren. Wie alle Produktionsanarchien – und die jener Zeit war beisspiellos – nutzten „sie“ sie unter dem Vorwand der Behebung aus, und zwar mit einer noch größeren Anarchie: der Inflation der offiziellen Währung und hundertfach stärker der Inflation ihres eigenen Geldes, Kreditgeldes und Falschgeldes. Man erinnere sich an die aufeinanderfolgenden Abwertungen in vielen Ländern; die deutsche Abwertung, die amerikanische Krise und ihre verheerenden Folgen ... eine *Rekordarbeitslosigkeit*: mehr als dreißig Millionen Arbeitslose allein in Europa und den Vereinigten Staaten. War der Versailler Vertrag und der Völkerbund nicht eine revolutionäre Prämisse?

G. – Es könnte unbeabsichtigt sein; man kann nicht rechtfertigen, warum sie vor der logischen Konsequenz, der Revolution, dem Kommunismus, zurückschrecken; außerdem sehen sie sich ihr mit dem Faschismus gegenüber, der in Italien und Deutschland triumphiert... Was sagen Sie dazu?

R.—Nur wenn Sie die Existenz und das Ende von „Ihnen“ ausklammern würden, hätten Sie vollkommen Recht... aber Sie dürfen weder deren Existenz noch deren Ende vergessen, noch die Tatsache, dass Stalin in der UdSSR die Macht innehatte.

G. – Ich sehe den Zusammenhang nicht.

R. – Weil er es nicht will: Er verfügt über mehr als genug induktives Denkvermögen und Urteilsvermögen. Ich wiederhole es noch einmal: Stalin ist für uns ein Bonapartist, kein Kommunist.

G.—Na und?...

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

R.—Nun, die großen Voraussetzungen, die wir in Versailles für den Triumph der kommunistischen Revolution in der Welt geschaffen hatten und die, wie Sie gesehen haben, eine gigantische Realität darstellten, wollten wir nicht dazu missbrauchen, dem stalinistischen Bonapartismus den Sieg zu verschaffen...

Ist das klar?... Es wäre etwas anderes gewesen, wenn Trotzki der Diktator der UdSSR gewesen wäre; das heißt, wenn „Sie“ die Führer des internationalen Kommunismus gewesen wären.

G. – Aber der Faschismus ist ein vollständiger Antikommunismus, sowohl trotzkistisch als auch stalinistisch ... und wenn die Macht, die „ihnen“ zugeschrieben wird, so groß ist, warum haben sie es dann nicht verhindert?

R.—Weil es "Sie" sind, die Hitler zum Triumph verholfen haben.

G.—Du hast alle Rekorde der Absurdität gebrochen.

R. – Das Absurde und das Geniale werden durch kulturelle Unfähigkeit verwechselt. Hören Sie mir zu. Ich habe das Scheitern der Opposition bereits eingestanden. „Sie“ erkannten schließlich, dass Stalin nicht durch einen Staatsstreich gestürzt werden konnte. Und ihre historische Erfahrung diktierte ihnen eine Lösung: *mit* Stalin zu wiederholen, was mit dem Zaren geschehen war. Es gab eine Schwierigkeit, die uns unüberwindbar schien. Es gab kein Land in ganz Europa, das hätte einmarschieren können. Keines besaß die geografische Lage oder eine ausreichende Armee, um in die UdSSR einzumarschieren. Da es keines gab, mussten „Sie“ eines erfinden. Nur Deutschland hatte die Bevölkerung und die Lage, die für einen Einmarsch in die UdSSR und die Niederlage Stalins geeignet waren; aber, wie Sie verstehen werden, war die Weimarer Republik weder politisch noch wirtschaftlich als Eroberer, sondern als Opfer konzipiert. Am Horizont der deutschen Hungersnot begann der flüchtige Stern Hitlers zu leuchten. Ein scharfsinniges Auge richtete sich auf ihn. Die Welt hat seinen kometenhaften Aufstieg miterlebt. Ich will nicht behaupten, dass alles unser Verdienst war, nein. Die revolutionär-kommunistische Wirtschaft von Versailles bescherte Deutschland seine stetig wachsenden Massen. Obwohl Versailles nicht auf Hitlers Triumph ausgerichtet war, basierte die Prämisse, die Deutschland auferlegt wurde, auf Proletarisierung, Arbeitslosigkeit und Hunger. Die Folge hätte der Triumph der kommunistischen Revolution sein sollen. Doch Stalins Führung der UdSSR und der Internationale sowie seine Weigerung, Deutschland dem neuen Bonaparte zu übergeben, verhinderten dies. Die Dawes- und Young-Pläne milderten diese Prämissen nur teilweise ab und warteten auf den Triumph der Opposition in Russland. Da dieser jedoch ausblieb, mussten die bestehenden revolutionären Prämissen ihre Konsequenzen tragen. Deutschlands ökonomischer Determinismus zwang dem Proletariat die Revolution auf. Weil Stalin die sozial-internationalistische Revolution eindämmen musste, stürzte sich das deutsche Proletariat in die nationalsozialistische Revolution. Das war eine dialektische Tatsache. Doch mit all ihren Prämissen und ihrer Begründung hätte die nationalsozialistische Revolution niemals triumphieren können. Es brauchte mehr. Es war notwendig, dass die Trotzkisten und die Sozialisten, den Parolen folgend, die Massen spalteten, die ein erwachtes und intaktes Klassenbewusstsein besaßen.

Wir waren bereits involviert. Doch es war mehr nötig: 1929, als die NSDAP in Schwierigkeiten geriet und ihre finanziellen Mittel schwanden, entsandten „sie“ einen Botschafter; ich kenne sogar seinen Namen, es war ein Warburg. Die Finanzierung der NSDAP erfolgte durch direkte Verhandlungen mit Hitler, und innerhalb weniger Jahre erhielt er Millionen Dollar von der Wall Street und Millionen Mark von deutschen Finanziers, letztere über Schacht. Der Unterhalt von SA und SS sowie die Finanzierung der darauffolgenden Wahlen, die Hitler an die Macht brachten, wurden allesamt mit den von „ihnen“ geschickten Dollar und Mark beglichen.

G. – Diejenigen, die Ihrer Meinung nach einen perfekten Kommunismus anstreben, bewaffnen Hitler, der schwört, die erste kommunistische Nation auszulöschen ... Ich glaube das; unter Finanziers ist das logisch ...

R. – Du vergisst schon wieder den Stalinismus und Bonapartismus. Denk daran: Im Gegensatz zu Napoleon, dem Würger der Französischen Revolution, der ihr die Kraft raubte, waren Ludwig XVIII., Wellington, Metternich und sogar der autokratische Zar objektiv revolutionär. Das ist stalinistische Doktrin in ihrer strengsten Form. Du musst seine Kolonialthesen über imperialistische Nationen auswendig kennen. Ja, ihm zufolge sind der Emir von Afghanistan und König Farouk objektiv kommunistisch, weil sie gegen Seine Kaiserliche Majestät kämpften. Warum sollte Hitler also nicht objektiv kommunistisch sein, weil er gegen den autokratischen Zaren Koba I. kämpfte? Nun gut, genug der Vorrede. Da haben wir Hitler, der seine militärische Macht ausbaut, sein Drittes Reich erweitert und es weiter vergrößern wird ... so weit wie nötig, bis er genügend Macht besitzt, Stalin anzugreifen und ihn entscheidend zu besiegen ... Seht ihr nicht die allgemeine Unterwürfigkeit dieser Wölfe von Versailles, die sich auf schwaches Knurren beschränken? ... Ist auch das ein Zufall? ... Hitler wird in die UdSSR einmarschieren, und wie 1917 die Niederlagen des Zaren zu seinem Sturz führten, werden die Niederlagen Stalins zu seinem Sturz und seiner Ersetzung führen ... Die Stunde der Weltrevolution wird erneut schlagen. Denn die demokratischen Nationen, die heute schlafen, werden, sobald Trotzki wieder die Macht übernimmt, wie im Bürgerkrieg, ...

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Eine allgemeine Mutation. Hitler wird dann vom Westen angegriffen; seine Generäle werden rebellieren und ihn eliminieren... War Hitler objektiv ein Kommunist, ja oder nein?

G. – Ich glaube nicht an Fabeln oder Wunder...

R. – Nun, wenn Sie nicht glauben wollen, dass „Sie“ zu dem fähig sind, was sie getan haben, bereiten Sie sich darauf vor, innerhalb eines Jahres den Einmarsch in die UdSSR und Stalins Ende mitzuerleben. Ob Sie es nun für ein Wunder oder einen Zufall halten, seien Sie bereit, es mitzuerleben und zu erleiden ... Aber werden Sie in der Lage sein, das, was ich Ihnen gesagt habe, auch nur hypothetisch, zu leugnen?

Ich werde erst dann entsprechend handeln, wenn ich die Beweislage im Lichte unserer Übereinkunft betrachte.

G. – Okay, reden wir mal hypothetisch... Was lässt das vermuten?...

R. – Sie haben auf unsere Übereinstimmung hingewiesen. Wir sind derzeit nicht an einem Angriff auf die UdSSR interessiert, denn Stalins Sturz würde den Zusammenbruch dieses Kommunismus bedeuten, dessen Fortbestand wir, auch wenn er nur formal ist, wünschen, da wir überzeugt sind, ihn regieren und in einen echten Kommunismus umwandeln zu können. Ich glaube, ich habe die aktuelle Lage treffend zusammengefasst.

G. – Perfekt; Lösung...

R.—Zuallererst müssen wir die potenzielle Gefahr eines Hitler-Angriffs beseitigen.

G.—Wenn, wie er behauptet, „Sie“ ihn zum Führer gemacht haben, müssen sie Macht über Hitler haben, um ihn zum Gehorsam zu zwingen.

R. – Da ich mich angesichts des Tempos des Gesprächs nicht klar ausgedrückt habe, haben Sie mich missverstanden. Es stimmt zwar, dass „sie“ Hitler finanziert haben, aber das bedeutet nicht, dass sie ihm seine Existenz oder seine Absichten offenbart haben. Der Gesandte Warburg trat unter falscher Identität auf; Hitler scheint nicht einmal seine Herkunft erraten zu haben, und er log auch über seine Auftraggeber. Er gab sich als Gesandter eines Wall-Street-Finanzkreises aus, der die nationalsozialistische Bewegung finanzieren wollte, um Frankreich zu bedrohen, dessen Regierung eine Finanzpolitik verfolgte, die die Wirtschaftskrise in den Vereinigten Staaten auslöste.

G. – Und glaubte Hitler das?...

R. – Wir wussten es nicht. Es war unwichtig, ob er die Motive glaubte; unser Ziel war sein Triumph, ohne jegliche Bedingungen. Das eigentliche Ziel wurde unter jedem Vorwand erreicht, ohne Pakt, ohne Bedingungen; denn unser Ziel war es, den Krieg zu provozieren ... und Hitler war der Krieg. Verstehen Sie jetzt?

G. – Ich verstehe. Dann sehe ich keinen anderen Weg, ihn einzudämmen, als eine Koalition der UdSSR und der demokratischen Nationen, die Hitler einschüchtern können. Meiner Ansicht nach ist er nicht in der Lage, alle Staaten der Welt gleichzeitig anzugreifen ... höchstens einen nach dem anderen.

R. – Findest du das nicht eine sehr simple Lösung? Ich würde sogar sagen, konterrevolutionär?

G. – Einen Krieg gegen die UdSSR vermeiden?...

R. – Halbieren Sie Ihren Satz ... und sprechen Sie mir nach: „Krieg vermeiden“ ... ist das nicht etwas Konterrevolutionäres? ... Denken Sie darüber nach. Jeder aufrichtige Kommunist, der seinem Idol Lenin und den größten revolutionären Strategen nacheifert, muss sich stets nach Krieg sehnen. Nichts beschleunigt den Triumph der Revolution so sehr wie der Krieg. Es ist ein marxistisch-leninistisches Dogma, zu dem Sie sich bekennen sollten ... Nun gut: Dieser stalinistische Nationalkommunismus, dieser Bonapartismus, vermag die Vernunft der reinsten Kommunisten so sehr zu trüben, dass sie die von Stalin begangene Verdrehung nicht erkennen: die Unterordnung der Revolution unter die Nation und nicht, wie es richtig ist, die Unterordnung der Nation unter die Revolution ...

G. – Sein Hass auf Stalin trübt sein Urteilsvermögen und lässt ihn sich selbst widersprechen ... waren wir uns nicht einig, dass ein Angriff auf die UdSSR unerwünscht war?

R. – Und warum muss der Krieg unbedingt gegen die UdSSR geführt werden?...

G. – Welches andere Land könnte Hitler angreifen? ... Es ist doch völlig klar, dass er seinen Angriff gegen die UdSSR richten wird; seine Reden verkünden es. Was für Beweise brauchen Sie noch? ...

R. – Und wenn Sie, die Sie im Kreml, das so fest und unbestreitbar glauben, warum haben Sie dann den Bürgerkrieg in Spanien provoziert? Sagen Sie mir nicht, es seien rein revolutionäre Gründe gewesen. Stalin ist unfähig, irgendeine marxistische Theorie in die Praxis umzusetzen. Wenn es einen revolutionären Grund gegeben hätte, wäre es nicht richtig gewesen, so viele hervorragende internationale Revolutionskräfte in Spanien zu verschwenden. Es ist das Land, das am weitesten von der UdSSR entfernt ist, und die grundlegendsten strategischen Überlegungen rieten davon ab, dort Kräfte zu verschwenden... Wie hätte es im Falle eines Konflikts einen Krieg gegen die UdSSR geben können? Zweitens, welchen Vorteil hatte es, ihn zu provozieren? Konnte Stalin eine spanische Sowjetrepublik versorgen und militärisch unterstützen?... Aber ich bin ehrlich, aus einem anderen Blickwinkel betrachtet waren die Revolution und der Krieg in Spanien gerechtfertigt.

Es gab einen entscheidenden strategischen Punkt, einen Schnittpunkt gegensätzlicher Einflüsse zwischen kapitalistischen Nationen ... ein Krieg hätte zwischen ihnen provoziert werden können. Zugegeben, theoretisch war es plausibel ... praktisch jedoch nicht. Man sieht ja, dass es nicht zum Krieg zwischen demokratischem und faschistischem Kapitalismus kam ... Und nun frage ich Sie: Wenn Stalin glaubte, er könne im Alleingang einen Vorwand schaffen, der einen Krieg zwischen kapitalistischen Nationen provozieren könnte ... warum sollte er dann nicht zumindest theoretisch zugeben, dass andere das erreichen können, was ihm selbst nicht unmöglich schien?

R.—Es gibt also noch einen weiteren Punkt der Übereinstimmung: erstens, dass kein **Text fehlt?**

G.—Unter Annahme ihrer Prämissen kann die Hypothese zugelassen werden. **die bürgerlichen Nationen.**

G. – Okay. Sagen Sie das als Ihre persönliche Meinung oder als deren Meinung?

R. – Das ist meine persönliche Meinung. Ich habe weder Einfluss noch Kontakt zu „ihnen“; ich kann aber bestätigen, dass sie in diesen beiden Punkten mit dem Kreml übereinstimmen werden.

G. – Dies muss unbedingt im Voraus geklärt werden, da es von entscheidender Bedeutung ist. Daher möchte ich gerne wissen, auf welcher Grundlage Sie sich der Zustimmung „der Betroffenen“ sicher sind.

R. – Hätte ich Zeit gehabt, Ihren vollständigen Plan auszuarbeiten, wüssten Sie bereits, warum er angenommen wurde. Wir beschränken uns nun auf drei Gründe.

G. – Welche sind es denn?...

R. – Erstens, wie ich bereits sagte, etablierte Hitler, dieser elementare Ignorant, aus reiner Intuition und sogar entgegen Schachts fachlicher Meinung ein höchst gefährliches Wirtschaftssystem. Unfähig, in jeglicher Wirtschaftstheorie bewandert, gehorchte er nur der Notwendigkeit und beseitigte, wie wir in der UdSSR, sowohl das internationale als auch das private Finanzwesen. Das heißt, er erlangte das Privileg zurück, Währung zu schaffen, nicht nur physische, sondern auch finanzielle; er übernahm die Geldfälschungsmaschinerie unversehrt und setzte sie zum Nutzen des Staates ein. Er war uns voraus, denn wir hatten sie in Russland abgeschafft, und sie wurde nur durch jenen groben Apparat namens Staatskapitalismus ersetzt; es war ein sehr teurer Sieg, erkaufte mit notwendiger vorrevolutionärer Demagogie. Dies sind die beiden Realitäten, die hier verglichen werden. Selbst das Glück war Hitler hold; er war fast ohne Gold und erlag daher nicht der Versuchung, seinen eigenen „Standard“ zu schaffen. Da die einzige monetäre Garantie die Technologie und die kolossale Arbeitskraft der Deutschen waren, waren Technologie und Arbeit ihr „goldenes Kapital“ ... etwas so wahrhaft Konterrevolutionäres, dass es, wie Sie sehen können, die Arbeitslosigkeit von mehr als sieben Millionen Technikern und Arbeitern wie durch Zauberei radikal beseitigte.

G.—Aufgrund der beschleunigten Wiederbewaffnung.

R. – Was spielt das Ziel für eine Rolle? ... Wenn Hitler dies gegen all die ihn umgebenden bürgerlichen Ökonomen erreicht hat, wäre er durchaus in der Lage, sein System – ohne Kriegsgefahr – auch zur Friedensproduktion anzuwenden. ... Können Sie sich vorstellen, wie dieses System aussehen würde, wenn es sich auf mehrere Nationen ausbreitete und sie zu einem autarken Kreislauf führte? ... Nehmen wir zum Beispiel den Commonwealth. Stellen Sie es sich, wenn möglich, in einer konterrevolutionären Rolle vor. ... Die Gefahr ist noch nicht unmittelbar, denn wir hatten das Glück, dass Hitler sein System nicht auf einer vorgelagerten Theorie, sondern empirisch begründete und es daher nicht wissenschaftlich formuliert wurde. Das heißt, da er nicht rational-deduktiv vorging, gibt es weder eine wissenschaftliche These noch eine formulierte Doktrin. Doch die Gefahr ist latent; denn eine Formulierung könnte jederzeit durch Deduktion entstehen. Das ist sehr ernst ... viel ernster als all die spektakulären und grausamen Aspekte des Nationalsozialismus. Unsere Propaganda greift sie nicht an, denn durch theoretische Debatten könnten wir selbst die Formulierung und Systematisierung einer solch entscheidenden, gegenrevolutionären Wirtschaftsdoktrin provozieren. Es bleibt nur ein Ausweg: Krieg.

G. – Und der zweite Grund?...

R. – Wenn der Thermidor der Sowjetrevolution triumphierte, dann aufgrund des bereits existierenden russischen Nationalismus. Ohne diesen Nationalismus wäre der Bonapartismus unmöglich gewesen. Und wenn dies in Russland geschah, wo der Nationalismus nur embryonal und persönlich – auf den Zaren beschränkt – war, welches Hindernis sollte der Marxismus dann nicht im voll entwickelten Nationalismus Westeuropas finden? ... Marx irrte sich hinsichtlich der Reihenfolge des revolutionären Triumphs. Der Marxismus triumphierte nicht in der am stärksten industrialisierten Nation, sondern in Russland, das fast frei von Proletariat war. Unser Triumph hier ist unter anderem darauf zurückzuführen, dass Russland einen echten Nationalismus vermissen ließ, während er in anderen Nationen auf seinem Höhepunkt war. Seht, wie er dort mit der ungeheuren Macht des Faschismus wiederkehrt und sich ausbreitet. Ihr werdet verstehen, dass die Unterdrückung des Nationalismus in Europa, ungeachtet dessen, ob es Stalin heute nützt oder nicht, einen Krieg wert ist.

G.—Zusammenfassend, Herr Rakovski, haben Sie einen wirtschaftlichen und einen politischen Grund angeführt.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Was ist das dritte?...

R. – Das liegt auf der Hand. Wir haben einen religiösen Grund. Ohne die Überwindung des überlebenden Christentums ist ein Triumph des Kommunismus unmöglich. Die Geschichte spricht Bände: Die Permanente Revolution brauchte sechzehn Jahrhunderte, um ihren ersten Teilerfolg zu erringen, indem sie das erste Schisma innerhalb der Christenheit auslöste. In Wirklichkeit ist das Christentum unser einziger Feind, denn die politische und wirtschaftliche Lage in bürgerlichen Nationen ist lediglich seine Folge. Indem das Christentum den Einzelnen beherrscht, kann es die revolutionären Bestrebungen des neutralen, säkularen oder atheistischen Staates ersticken und, wie wir in Russland sehen, sogar jenen spirituellen Nihilismus erzeugen, der in den beherrschten, aber immer noch christlichen Massen herrscht; ein Hindernis, das in zwanzig Jahren Marxismus noch nicht überwunden wurde. Wir räumen Stalin ein, dass er in religiösen Fragen kein Bonapartist war. Wir hätten nicht mehr und nicht weniger getan als er ... Ach! ... wenn Stalin es doch nur wie Napoleon gewagt hätte, den Rubikon des Christentums zu überschreiten; sein Nationalismus und seine konterrevolutionäre Macht hätten sich tausendfach vervielfacht. Und vor allem, wenn dem so wäre, hätte eine solch radikale Unvereinbarkeit jede Übereinstimmung zwischen uns und ihm unmöglich gemacht, selbst wenn sie nur vorübergehend und objektiv wäre... wie die, die Sie sicherlich schon vor unseren Augen Gestalt annehmen sehen.

G. – In der Tat; meiner persönlichen Meinung nach haben Sie die drei grundlegenden Punkte definiert, auf denen sich die Grundzüge eines Plans aufbauen lassen... Mehr will ich im Moment nicht einräumen. Ich wiederhole jedoch meine Vorbehalte, ja, meine absolute Ungläubigkeit gegenüber allem, was Sie über Menschen, Organisationen und Ereignisse dargelegt haben. Aber kurz gesagt: Schlagen Sie bitte umgehend die Grundzüge Ihres Plans vor.

R. – Ja, jetzt ist der richtige Zeitpunkt. Nur eine Vorbemerkung: Ich spreche in eigener Verantwortung. Ich übernehme die Verantwortung für die Interpretation der Argumentation von „ihnen“ in den drei vorangegangenen Punkten, räume aber ein, dass „ihnen“ einen völlig anderen aktuellen Handlungsplan für die drei vorgeschlagenen Ziele als effektiver erachten könnten als den, den ich nun vorschlagen werde. Bitte berücksichtigen Sie dies.

G. – Es wird geschehen. Sag es jetzt.

R. – Vereinfachen wir es. Da das Ziel, für das die deutsche Militärmacht geschaffen wurde – uns die Macht in der UdSSR zu verschaffen –, nun fehlt, geht es jetzt darum, eine Umkehr der Fronten zu erreichen; den Hitler-Angriff vom Osten in den Westen zu lenken.

G. – Genau. Haben Sie sich schon einen praktischen Umsetzungsplan überlegt?

R. – In der Lubjanka war viel Zeit. Ich habe nachgedacht. Wissen Sie: Wenn die Schwierigkeit zwischen uns darin bestand, einen gemeinsamen Nenner zu finden, und alles andere sich von selbst ergab, reduziert sich das Problem darauf, etwas zu finden, worin Stalin und Hitler ebenfalls übereinstimmen ...

G.—Ja; aber Sie werden zugeben, dass es ein ziemliches Problem ist.

R. – Nicht so unlösbar, wie Sie denken. In Wirklichkeit sind Probleme nur dann unlösbar, wenn sie subjektive dialektische Gegensätze beinhalten ... und selbst dann glauben wir stets, dass eine Synthese möglich und notwendig ist und die „moralische Unmöglichkeit“ christlicher Metaphysiker überwindet.

G.—Zurück zur Theoriebildung.

R. – Das ist für mich aufgrund meiner geistigen Disziplin notwendig. Die Hochkultur nähert sich dem Konkreten lieber von der Verallgemeinerung her, nicht umgekehrt. Hitler und Stalin können übereinstimmen, weil sie, obwohl sie sehr verschieden sind, im Kern identisch sind; wenn Hitler ein pathologischer Sentimentalist und Stalin normal ist, sind beide Egoisten; keiner von ihnen ein Idealist; deshalb sind sie beide Bonapartisten, also klassische Imperialisten. Und so ist eine Übereinstimmung zwischen ihnen schon leicht zu erklären ... Warum nicht, wenn es auch zwischen einer Zarin und einem preußischen König möglich war? G. – Rakowski, Sie sind unverbesserlich ...

R. – Können Sie es sich denken? ... Wenn Polen Katharina und Friedrich zusammenbrachte, die beide Vorbilder für die heutigen „Zaren und Könige“ Russlands und Deutschlands waren, warum sollte Polen dann nicht auch die Ursache für die Annäherung Hitlers und Stalins sein? Die historischen zaristisch-bolschewistischen und monarchistisch-nationalsozialistischen Traditionen sowie die persönlichen Traditionen Hitlers und Stalins könnten in Polen zusammenlaufen. Unsere, ihre auch: Es ist eine christliche Nation und, schlimmer noch, katholisch.

G. – Und angesichts des dreifachen Zufalls?...

R.—Wenn Einigkeit herrscht, ist ein Abkommen möglich.

G. – Zwischen Hitler und Stalin? ... Absurd! Unmöglich!

R.—In der Politik gibt es keine Absurditäten oder Unmöglichkeiten.

G. – Stellen wir uns einmal hypothetisch Folgendes vor: Hitler und Stalin greifen Polen an...

R.—Erlauben Sie mir, Sie zu unterbrechen: Ihr Angriff kann nur diese Alternative provozieren: Krieg oder Frieden..., das müssen Sie zugeben.

G. – Ja, aber was soll's?...

R. – Halten Sie England und Frankreich, trotz ihrer im Vergleich zu Hitler geringeren Heeres- und Luftstreitkräfte, für fähig, Hitler und Stalin gemeinsam anzugreifen?

G. – In der Tat erscheint mir das schwierig..., es sei denn, Amerika...

R. – Lassen wir die Vereinigten Staaten für den Moment beiseite. Werden Sie mir zugestehen, dass es aufgrund eines Angriffs Hitlers und Stalins auf Polen keinen europäischen Krieg geben kann?

G.—Logisch betrachtet erscheint das nicht sehr möglich.

R. – In diesem Fall wäre der Angriff, der Krieg, nahezu sinnlos. Er würde nicht zur Zerstörung der bürgerlichen Nationen untereinander führen: Die Hitler'sche Bedrohung der UdSSR durch die Teilung Polens bestünde weiterhin, da Deutschland und die UdSSR theoretisch gleichermaßen gestärkt worden wären, praktisch Hitler sogar noch stärker, da die UdSSR weder Land noch Rohstoffe zur weiteren Stärkung benötigte, Deutschland hingegen schon.

G.—Das ist allgemein bekannt..., aber es scheint keine andere Lösung zu geben.

R.—Ja, es gibt eine Lösung.

G.—Welcher von beiden?...

R.—Dass Demokratien den Aggressor angreifen und nicht angreifen.

G.—Du spinnst wohl!... Gleichzeitig anzugreifen und nicht anzugreifen..., das ist absolut unmöglich.

R. – Meinst du das wirklich? ... Beruhig dich ... Gäbe es dann nicht zwei Angreifer? ... Hatten wir nicht vereinbart, dass der Angriff gerade deshalb nicht stattfinden würde, weil es zwei Angreifer wären? ... Nun ja ... was spricht dagegen, wenn sie nur einen der beiden angreifen?

G. – Was möchten Sie ausdrücken?...

R.—Einfach ausgedrückt: Demokratien sollten nur einem Aggressor den Krieg erklären; insbesondere Hitler.

G. – Das ist nur eine unbegründete Hypothese.

R. – Eine Hypothese, aber keine unbegründete. Bedenken Sie Folgendes: Jede Nation, die gegen eine Koalition feindlicher Staaten kämpfen muss, hat als höchstes strategisches Ziel, diese einzeln zu besiegen. Das ist eine so bekannte und rationale Regel, dass sie keiner weiteren Erklärung bedarf. Nun gut, Sie werden mir zustimmen, dass es kein Problem darstellt, diese Möglichkeit zu schaffen. Solange Stalin sich durch den Angriff auf Hitler nicht beleidigt fühlt und sich ihm nicht anschließt, ist die Sache meiner Meinung nach erledigt. Nicht wahr? ... Außerdem gibt die Geografie die Strategie vor. So töricht Frankreich und England auch sein mögen, gleichzeitig gegen zwei Mächte zu kämpfen, von denen die eine neutral bleiben will und die andere allein schon ein gewaltiger Gegner für sie ist ... wie sollten sie einen Angriff auf die UdSSR starten? ... Sie haben keine Grenze, es sei denn, sie greifen sie über den Himalaya an ... Ja, es gibt die Luftgrenze ... aber womit und von wo aus könnten sie Russland angreifen? ... In der Luft sind sie Hitler unterlegen. All das, was ich hier darlege, ist kein Geheimnis; Es ist alles viel zu öffentlich. Wie Sie sehen, ist alles stark vereinfacht, G. – Ja, indem man den Konflikt auf die vier Mächte beschränkt, erscheinen Ihre Schlussfolgerungen logisch; aber es gibt nicht vier, sondern viele, und Neutralität ist in einem Krieg dieser Größenordnung nicht einfach.

R. – Gewiss, aber die mögliche Intervention weiterer Nationen ändert nichts am Machtgleichgewicht. Rechnen Sie es sich im Kopf durch, und Sie werden sehen, dass das Gleichgewicht selbst bei einer Intervention weiterer oder aller europäischen Nationen bestehen bleibt. Darüber hinaus – und das ist der entscheidende Punkt – könnte keine andere Nation, die an der Seite Englands und Frankreichs in den Krieg eintreten würde, ihnen die Kontrolle entreißen; daher bleiben die Gründe, die sie von einem Angriff auf die UdSSR abhalten, weiterhin gültig.

G. – Du vergisst die Vereinigten Staaten.

R. – Sie werden sehen, ich habe sie nicht vergessen. Wenn ich mich auf ihre Rolle im vorherigen Problem beschränke, mit dem wir uns jetzt befassen, kann ich Ihnen sagen, dass Amerika Frankreich und England nicht zwingen kann, Hitler und Stalin gleichzeitig anzugreifen. Um dies zu erreichen, müssten die Vereinigten Staaten vom ersten Tag an in den Krieg eintreten. Und das ist unmöglich. Erstens, weil Amerika noch nie in einen Krieg eingetreten ist und auch nie eintreten wird, es sei denn, es wird angegriffen. Seine Führung kann einen Angriff provozieren, wenn es ihr passt. Das räume ich ein. Wenn die Provokation gescheitert ist und der Feind angebissen hat, dann war die Aggression vorgetäuscht.

In ihrem ersten internationalen Krieg, dem Krieg gegen Spanien, dessen Niederlage außer Frage stand, hatten sie bereits Aggression vorgetäuscht, oder besser gesagt, „sie“ hatten sie vorgetäuscht. 1914 gelang die Provokation.

Ob es sich um einen Aggressionsakt handelte, wird sicherlich juristisch umstritten sein; es gilt jedoch die unumstößliche Regel, dass jeder, der gegen seine eigenen Interessen handelt, dies durch Provokation tut. Diese großartige amerikanische Taktik, die ich begrüße, unterliegt allerdings stets einer Bedingung: Die Aggression muss „gelegentlich“ erfolgen, wenn sie dem Opfer, den Vereinigten Staaten, nützt; das heißt, wenn diese militärisch bewaffnet sind. Befinden wir uns heute in dieser Situation?

Offensichtlich nicht. Amerika verfügt heute über kaum mehr als hunderttausend Soldaten und eine mittelmäßige Luftwaffe; die Flotte ist zwar beachtlich, aber Sie werden verstehen, dass sie die Alliierten damit nicht zu einem Angriff auf die UdSSR bewegen konnte, da Englands und Frankreichs einzige Überlegenheit zur See gehörte. Ich bin zurückgekehrt zu

um zu zeigen, dass es keine Veränderung in der Korrelation der auf dieser Seite vorhandenen Kräfte geben kann.

G.—Selbst wenn Sie es zugeben, erklären Sie mir bitte die technische Umsetzung.

R.—Wie Sie gesehen haben, läuft angesichts der übereinstimmenden Interessen Stalins und Hitlers bei ihrem Angriff auf Polen alles darauf hinaus, diese Übereinstimmung zu formalisieren und sich auf ihre doppelte Aggression zu einigen.

G. – Und glauben Sie, dass es sehr einfach ist?...

R. – Ehrlich gesagt, nein. Eine geschicktere Diplomatie als die Stalins wäre nötig.

Es müsste derjenige sein, den Stalin enthauptete, oder der, der jetzt in der Lubjanka verrottet. Litwinow wäre früher, mit einiger Mühe, vielleicht dazu fähig gewesen, obwohl seine Hautfarbe im Umgang mit Hitler ein großes *Handicap* gewesen wäre ; aber jetzt ist er ein gebrochener Mann, von einer furchtbaren Panik verzehrt, der sich mehr vor Molotow als vor Stalin fürchtet. Sein ganzes Talent wird von dem Bemühen aufgezehrt, nicht für einen Trotzlisten gehalten zu werden...

Ihm vorzuschlagen, Kontakt zu Hitler aufzunehmen, käme einer Aufforderung gleich, seinen eigenen Beweis für den Trotzismus zu erfinden. Ich sehe keinen Mann, der dazu fähig wäre; er müsste schon ein waschechter Russe sein. Ich würde ihm meine Hilfe anbieten. Fürs Erste rate ich demjenigen, der die Gespräche initiiert – die unbedingt unter strengster Geheimhaltung geführt werden müssen –, absolute Aufrichtigkeit. Nur mit der Wahrheit, angesichts der bestehenden Mauer der Vorurteile, wird es möglich sein, Hitler zu täuschen.

G.—Ich verstehe Ihre paradoxe Sprache immer noch nicht.

R. – Verzeihen Sie, aber es ist nur oberflächlich; die Kürze zwingt mich dazu. Ich meinte, dass wir Hitler gegenüber in konkreten und unmittelbaren Punkten fair sein müssen. Wir müssen ihm beweisen, dass dies kein provokativer Versuch ist, ihn in einen Zweifrontenkrieg zu verwickeln. Wir können zum gegebenen Zeitpunkt beispielsweise versprechen und beweisen, dass unsere Mobilisierung auf die wenigen für den Einmarsch in Polen notwendigen Kräfte beschränkt sein wird, die in Wirklichkeit gering sein werden. Unsere tatsächlichen Streitkräfte müssen so positioniert sein, dass sie eine hypothetische anglo-französische Aggression abwehren können. Stalin muss Hitler die angeforderten Vorablieferungen, vor allem Öl, großzügig gewähren. Das ist, was mir im Moment einfällt. Tausend weitere Fragen ähnlicher Art werden sich stellen, die wir lösen müssen, indem wir Hitler die praktische Zusicherung geben, dass wir nur unseren Teil Polens einnehmen werden. Und da dies praktisch der Fall sein muss, wird er von der Wahrheit getäuscht werden.

G. – Aber wo liegt in diesem Fall die Täuschung?

R. – Ich gebe Ihnen einen Moment Zeit, um selbst herauszufinden, wo Hitlers Täuschung liegt. Zuvor möchte ich betonen – und das sollten Sie sich merken –, dass ich bis jetzt einen logischen, normalen Plan dargelegt habe, mit dem die Zerstörung kapitalistischer Nationen möglich ist, indem man ihre beiden Flügel gegeneinander ausspielt: den faschistischen gegen den bürgerlichen. Aber ich wiederhole: Mein Plan ist normal und logisch. Wie Sie gesehen haben, spielen keine mysteriösen oder seltsamen Faktoren eine Rolle. Kurz gesagt: „Sie“ sind nicht an der Umsetzung dieses Plans beteiligt. ... Ich glaube, ich kann mir vorstellen, was Sie denken: Sie denken jetzt, es war dumm, Zeit damit zu verschwenden, die unbeweisbare Existenz und Macht von „Ihnen“ beweisen zu wollen ... nicht wahr?

G.—In der Tat.

R. – Seien Sie ehrlich zu mir. Sehen Sie denn wirklich nicht deren Beteiligung? ... Ich warne Sie, zu Ihrem eigenen Wohl, dass deren Beteiligung existiert und entscheidend ist; so sehr, dass die Logik und Natürlichkeit des Plans nichts als Schein sind ... Sehen Sie denn wirklich „sie“?

G.—Ehrlich gesagt, nein.

R. – Die Logik und Natürlichkeit meines Plans sind nichts als eine Illusion. Natürlich und logisch wäre es, wenn Hitler und Stalin sich gegenseitig vernichteten. Für die Demokratien wäre das ein Leichtes, wenn ihr Ziel tatsächlich das wäre, was sie verkünden – auch wenn viele Demokraten das glauben –, denn es würde genügen, Hitler einen Angriff auf Stalin zu erlauben. Erzählen Sie mir nicht, Deutschland könnte gewinnen. Wenn die russische Ausdehnung und die Verzweiflung Stalins und seiner Anhänger unter Hitlers Axt oder angesichts der Rache ihrer Opfer nicht ausreichen, um Deutschlands Militärmacht zu erschöpfen, stünde den Demokratien nichts im Wege, Stalin klug und methodisch zu unterstützen, sollten sie ihn wanken sehen, und ihre Hilfe bis zur völligen Erschöpfung beider Armeen fortzusetzen. Das wäre in der Tat einfach, natürlich und logisch, wenn die Motive und Ziele der Demokratien, an die die meisten ihrer Mitglieder glauben, Realität wären und nicht das, was sie sind: Vorwände. Es gibt nur ein einziges Ziel: den Triumph des Kommunismus. Nicht Moskau zwingt dies den Demokratien auf, sondern New York; nicht die Komintern, sondern die Kapintern der Wall Street... Wer sonst könnte Europa einen solch eklatanten und absoluten Widerspruch aufzwingen?... Welche Kraft könnte es in den totalen Selbstmord treiben? Es gibt nur eine: Geld. Geld ist Macht; die einzige Macht.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

G. – Ich will ehrlich zu Ihnen sein, Rakowski. Ich räume Ihnen außergewöhnliches Talent ein. Sie besitzen eine brillante, angriffslustige und raffinierte Dialektik; wenn sie ins Stocken gerät, vermag Ihre Fantasie ihren farbenprächtigen Vorhang zu lüften und leuchtende, klare Perspektiven vorzutäuschen ...; aber all das, so sehr es mich auch erfreut, genügt mir nicht. Ich werde Sie nun befragen, als ob ich alles, was Sie mir gesagt haben, glaubte. R. – Und ich werde Ihnen die Antwort geben, unter der einzigen Bedingung, dass Sie mir nicht mehr und nicht weniger zuschreiben, als ich gesagt habe.

G. – Versprochen. Sie schreiben, dass „sie“ den aus kapitalistischer Sicht logischen Krieg, den deutsch-sowjetischen Krieg, verhindern und verhindern werden. Habe ich das richtig verstanden?

R.—Genau.

G. – Aber die Realität ist, dass sie die deutsche Expansion und Wiederbewaffnung zulassen. Das ist eine Tatsache. Ich weiß, dass dies Ihrer Ansicht nach durch den trotzkistischen Plan motiviert war, der aufgrund der Säuberungen gescheitert ist; daher ist er nun sinnlos. Angesichts dieser neuen Situation schlagen Sie lediglich vor, Hitler und Stalin sollten einen Pakt schließen und Polen unter sich aufteilen. Und ich frage Sie: Wie können wir sicher sein, dass Hitler die UdSSR nicht angreift, ob mit oder ohne Pakt, ob mit oder ohne Teilung?

R.—Es ist nicht garantiert.

G. – Also, warum noch weiterreden?...

R. – Ziehen Sie keine voreiligen Schlüsse; die gewaltige Bedrohung für die UdSSR ist real und konkret. Es handelt sich nicht um eine Hypothese oder eine leere Drohung. Es ist eine Tatsache, die unumstößliche Tatsache ist. „Sie“ sind Stalin bereits überlegen; eine Überlegenheit, die sie nicht aufgeben werden. Stalin wird lediglich eine Alternative, eine Option geboten; keine völlige Freiheit. Hitlers Angriff wird von selbst erfolgen; „Sie“ müssen nichts tun, um ihn herbeizuführen; sie müssen ihn nur handeln lassen. Dies ist die grundlegende und bestimmende Realität, die Sie mit Ihrer kremlähnlichen Mentalität vergessen haben ... Introversion, mein Herr, Introversion.

G. – Die Option?...

R. – Ich werde es Ihnen noch einmal kurz und bündig erklären: Entweder wird Stalin angegriffen, oder mein Plan wird umgesetzt, was dazu führt, dass sich die europäischen kapitalistischen Nationen gegenseitig vernichten. Ich habe dies als Alternative bezeichnet; aber, wie Sie sehen, ist es nur eine theoretische Alternative. Stalin wird gezwungen sein, den von mir vorgeschlagenen Plan auszuführen, sobald er von „ihnen“ ratifiziert wurde, wenn er überleben will.

G. – Und was, wenn er sich weigert?...

R. – Es wird ihm unmöglich sein. Die deutsche Expansion und Aufrüstung wird weitergehen. Wenn Stalin sie vor sich sieht, gigantisch, bedrohlich ... was wird er tun? ... Sein eigener Selbsterhaltungstrieb wird es ihm diktieren.

G. – Es scheint nur so, als würden sich die Ereignisse nach dem von „Ihnen“ vorgegebenen Muster entwickeln...

R. – Und das stimmt. Natürlich sind die Verhältnisse in der UdSSR heute nicht mehr dieselben; aber früher oder später werden sie es sein. Es ist nicht schwer, etwas vorherzusagen und umzusetzen, wenn es demjenigen passt, der es tun muss – in diesem Fall Stalin, den wir nicht für selbstmörderisch halten. Es ist viel schwieriger, etwas vorherzusagen und durchzusetzen, das demjenigen nicht passt, der es tun muss – in diesem Fall den Demokratien. Ich habe mir diesen Moment aufgehoben, um Ihnen die wahre Lage zu erklären. Geben Sie den Irrglauben auf, Sie seien die Schiedsrichter in dieser Situation, denn die Schiedsrichter sind „Sie“.

G. – „Sie“ immer und immer wieder ... Müssen wir uns mit einem Geist herumschlagen? ...

R. – Sind diese Ereignisse Hirngespinnste? ... Die internationale Lage mag gewaltig sein, aber sie ist kein Hirngespinnst; sie ist real, sehr real. Es ist kein Wunder; die zukünftige Politik wird dort entschieden ...
Glauben Sie, dass es das Werk von Geistern ist?...

G.—Aber mal sehen; angenommen, Ihr Plan wird angenommen... Etwas Konkretes, Persönliches, das wir wissen müssen, um damit umgehen zu können.

R. – Zum Beispiel?...

G. – Jemand mit Repräsentation, mit Befugnissen...

R. – Und wozu? ... Nur um sie zu treffen? ... Nur um mit ihr zu reden? ... Bedenken Sie, dass die vermeintliche Person, sollte sie erscheinen, weder Beglaubigungsschreiben mit Siegeln noch Wappen vorweisen wird, noch eine diplomatische Jacke tragen wird, zumindest nicht die von „Ihnen“. Was immer sie sagt oder verspricht, wozu auch immer sie zustimmt, hat keinerlei rechtliche oder vertragliche Gültigkeit. ... Verstehen Sie, dass „Sie“ kein Staat sind; sie sind das, was die Internationale vor 1917 war; was sie offiziell immer noch ist: nichts und alles zugleich. Stellen Sie sich vor, die UdSSR würde mit der Freimaurerei, einem Spionageverband, den *Comitaljis*, Mazedoniern oder den kroatischen *Ustascha* verhandeln ... Gäbe es da irgendetwas Offizielles, Schriftliches oder Vertragliches? ... Diese Pakte, wie Lenins mit dem deutschen Generalstab, wie Trotzki mit „Ihnen“, werden ohne Schriftstücke oder Unterschriften geschlossen. Die einzige Garantie für die Erfüllung des Vertrages liegt darin, dass die Erfüllung der Vereinbarung die beteiligten Parteien bindet... eine Garantie, die die einzig wahre ist.

Pakt, wie groß auch immer seine Feierlichkeit sein mag.

G.—Wie würden Sie in diesem Fall vorgehen?

R. – Kurz gesagt, ich würde morgen anfangen, in Berlin nachzuforschen...

G. – Dem Angriff auf Polen zustimmen?

R. – Ich würde nicht damit anfangen ... Ich würde mich versöhnlich zeigen, etwas desillusioniert von Demokratien, und Spanien gegenüber nachgiebiger werden ... Das wäre ein ermutigendes Zeichen; dann würde Polen zur Sprache kommen.

Wie Sie sehen, nichts Kompromissbereites; aber genug, damit die Elemente des OKW, die Bismarckisten, wie sie sich selbst nennen, Argumente für Hitler haben ...

G.—Sonst nichts?...

R.—Fürs Erste nichts weiter; es ist bereits eine große diplomatische Aufgabe.

G. – Ehrlich gesagt, angesichts der vorherrschenden Ansichten im Kreml glaube ich nicht, dass heute irgendjemand einen derart radikalen Kurswechsel in der internationalen Politik wagen würde. Ich bitte Sie, Herr Rakowski, sich gedanklich in die Lage der Person zu versetzen, die im Kreml diese Entscheidung treffen muss ... Allein aufgrund Ihrer Enthüllungen, Ihrer Begründungen, Ihrer Hypothesen und Ihrer Vorschläge werden Sie mir zustimmen, dass niemand zu überzeugen ist. Ich selbst, der Sie sprechen gehört hat – und ich darf es nicht leugnen –, war stark von Ihren Worten und Ihrer Überzeugungskraft beeinflusst, doch ich bin nie auch nur einen Augenblick in Versuchung geraten, die Idee eines deutsch-sowjetischen Paktes in Betracht zu ziehen.

R. – Internationale Ereignisse werden mit Nachdruck...

G. – Aber das wäre reine Zeitverschwendung. Bringen Sie etwas Handfestes vor, etwas, das ich als Beweis der Wahrheit vorlegen kann ... Andernfalls wage ich es nicht, den Bericht unseres Gesprächs einzureichen; ich werde ihn zwar gewissenhaft verfassen, aber er wird am Ende im Kremlarchiv verstauben.

R. – Würde es für eine Berücksichtigung genügen, wenn jemand, auch nur inoffiziell, mit einer hochgestellten Persönlichkeit gesprochen hätte?...

G.—Ich glaube, es wäre etwas Substanzielles.

R. – Aber ... mit wem? ...

G. – Das ist nur meine persönliche Meinung. Rakowski, Sie sprachen von bestimmten Personen, von bedeutenden Finanziers; wenn ich mich recht erinnere, erwähnten Sie beispielsweise einen Schiff; Sie erwähnten auch einen anderen, der als deren Verbindungsmann zu Hitler für deren Finanzierung fungierte. Es wird auch Politiker oder hochrangige Persönlichkeiten geben, die zu „ihnen“ gehören oder, wenn Sie so wollen, ihnen dienen. Jemand wie dieser könnte uns nützlich sein, um etwas Praktisches anzustoßen ... Kennen Sie denn niemanden?

R. – Ich sehe keinen Grund dafür ... Überlegen Sie mal: Was wollen Sie denn besprechen? ... Den Plan, den ich vorschlage, doch sicher, oder? ... Wozu denn? ... In diesem Plan haben „sie“ vorerst nichts zu tun; ihre Aufgabe ist es, „nichts zu tun“ ... Daher können Sie weder einer positiven Maßnahme zustimmen noch sie fordern ... Denken Sie daran: Überlegen Sie gut.

G.—Dennoch erfordert unsere persönliche Meinung die Notwendigkeit einer Realität, selbst wenn diese unnötig ist... Ein Mann, dessen Persönlichkeit die Macht, die Sie „Ihnen“ zuschreiben, plausibel macht.

R. – Ich werde Ihrem Wunsch nachkommen, obwohl ich überzeugt bin, dass es sinnlos ist. Ich habe Ihnen ja bereits gesagt, dass ich nicht weiß, wer „Sie“ sind. Das liegt sicherlich daran, dass es mir jemand gesagt hat, der es hätte wissen müssen.

G.—Wer?...

R. – Trotzki. Weil Trotzki es mir gesagt hat, bin ich der Einzige, der weiß, dass einer von „ihnen“ Walter Rathenau war, der aus Rapallo. Sehen Sie sich den letzten von „ihnen“ an, der politische und öffentliche Macht innehatte, wie er den Wirtschaftsblock der UdSSR zerschlagen hat, obwohl er einer der reichsten Menschen war. Natürlich war auch Lionel Rothschild einer von ihnen. Mehr Namen kann ich Ihnen sicher nicht nennen. Nun, ich könnte viele weitere nennen, deren Persönlichkeiten und Handlungen ich als völlig im Einklang mit „ihnen“ sehe, aber ob diese Männer befehlen oder gehorchen, kann ich nicht mit Sicherheit sagen.

G.—Erzähl mir etwas.

R. – Die Bank Kuhn, Loeb & Co. an der Wall Street; innerhalb dieser Firma sind die Familien Schiff, Warburg, Loeb und Kuhn vertreten; ich spreche von Familie, wenn ich verschiedene Nachnamen nenne, da sie alle durch Heirat miteinander verbunden sind: Baruch Frankfurter, Altschul, Cohen, Benjamin; Straus, Steinhardt, Blum, Rosenman, Lippmann, Lehman, Dreifus, Lamont, Rothschild, Lord; Mandel, Morgenthau, Ezechiel, Lasky... Ich denke, diese Namen genügen; wenn ich mein Gedächtnis weiter anstrengte, könnten mir noch mehr einfallen; aber ich wiederhole, ich weiß nicht, wer einer von „ihnen“ sein könnte, und ich kann nicht einmal mit Sicherheit sagen, dass es einer von ihnen ist; ich möchte mich jeglicher Verantwortung entziehen. Aber ich bin fest davon überzeugt, dass jeder der Genannten, selbst wenn er nicht einer von ihnen ist, „ihnen“ einen wichtigen Vorschlag unterbreiten würde. Natürlich sollten Sie, unabhängig davon, ob Sie die richtige Person erraten oder nicht, keine direkte Antwort erwarten. Die Antwort ergibt sich aus den Fakten. Es ist eine unveränderliche Methode, die

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Sie respektieren einander und sorgen für Respekt. Wenn Sie beispielsweise diplomatische Bemühungen unternehmen, sollten Sie keine persönliche Sprache verwenden, die sich an „sie“ richtet; beschränken Sie sich stattdessen darauf, eine Überlegung oder eine rationale Hypothese auszudrücken, die sich nach den konkreten Unbekannten richtet. Dann bleibt nur noch abzuwarten.

G. – Sie werden verstehen, dass ich derzeit keine Akte mit den Namen aller von Ihnen genannten Personen habe; aber ich nehme an, sie müssen sehr weit weg sein. Wo denn?

R.—Die meisten von ihnen befinden sich in den Vereinigten Staaten.

G. – Sie werden verstehen, dass wir, wenn wir uns für eine Vorgehensweise entscheiden, viel Zeit investieren würden. Und es besteht Eile, nicht unsere, sondern Ihre, Rakovski...

R.—Meins?...

G. – Ja, von Ihnen; denken Sie daran, dass Ihr Prozess in Kürze stattfindet. Ich weiß nicht, aber ich halte es für vernünftig anzunehmen, dass es klug wäre, den Kreml zu informieren, bevor Sie vor Gericht erscheinen, falls das, was hier besprochen wurde, für ihn von Interesse sein könnte; das wäre für Sie von entscheidender Bedeutung. Ich glaube, es liegt in Ihrem eigenen Interesse, wenn Sie uns schneller etwas mitteilen. Es ist unerlässlich, möglichst innerhalb von Tagen, nicht Wochen, einen Beweis dafür zu erhalten, dass Sie die Wahrheit gesagt haben. Ich glaube, wenn Sie dies tun, könnte ich Ihnen beinahe mit ziemlicher Sicherheit zusichern, dass Ihr Leben gerettet wird ... Andernfalls kann ich für nichts verantwortlich gemacht werden.

R. – Nun, ich wage mal eine Vermutung. Wissen Sie, ob Davies in Moskau ist? ... Ja, der Botschafter der Vereinigten Staaten.

G.—Ja, ich glaube schon; er muss zurückgekehrt sein.

R.—Es wäre ein Verbindungskanal.

G. – Ich denke, wenn das der Fall ist, hätten Sie dort anfangen sollen.

R.—Nur ein solch außergewöhnlicher Fall berechtigt mich meines Erachtens, entgegen den Regeln, einen offiziellen Kanal zu benutzen.

G. – Wir können also davon ausgehen, dass die amerikanische Regierung hinter all dem steckt...

R. – Nicht dahinter; darunter...

G.—Roosevelt?...

R. – Woher soll ich das wissen? Ich kann nur spekulieren. Sie sind immer noch besessen von Ihrer fiktiven Spionagegeschichte. Ich könnte Ihnen eine ganze Geschichte ausdenken; ich habe mehr als genug Fantasie, Daten und Fakten, um sie als fast selbstverständliche Wahrheit erscheinen zu lassen. Aber sind öffentliche Fakten nicht offensichtlicher? ... Und den Rest können Sie Ihrer Fantasie nachhängen. Sehen Sie selbst. Erinnern Sie sich an den Morgen des 24. Oktober 1929. Es wird eine Zeit kommen, da wird dieser Tag in der Geschichte der Revolution eine wichtigere Rolle spielen als der 25. Oktober 1917. Der 24. ist der Tag des *Börsenkrachs* in New York; der Beginn der sogenannten „Depression“, einer wahren Revolution. Hoovers vier Jahre sind ein revolutionärer Fortschritt: zwölf bis fünfzehn Millionen Arbeitslose. Im Februar 1933 folgt mit der Schließung der Banken der endgültige Schlag der Krise. Die Finanzwelt konnte nichts mehr tun, um den „klassischen Amerikaner“, der sich noch immer in seiner industriellen Bastion verschanzt hatte, zu besiegen und ihn wirtschaftlich an die Wall Street zu versklaven. Es ist bekannt, dass jede Verarmung der Wirtschaft, ob sozial oder tierisch, ein Aufblühen von Parasitismus ist, und die Finanzwelt ist der größte Parasit. Doch die Amerikanische Revolution hatte nicht nur das wucherische Ziel, die Macht des Geldes zu vergrößern; sie strebte nach mehr. Die Macht des Geldes, obwohl politische Macht, war bisher nur indirekt ausgeübt worden, und nun musste sie in direkte Macht umgewandelt werden. Der Mann, durch den sie diese Macht ausüben würden, war Franklin Roosevelt. Verstehen Sie? ... Beachten Sie Folgendes: Im Februar 1929, dem ersten Jahr der Amerikanischen Revolution, verließ Trotzki Russland; der *Krach* war da. Im Oktober ... Hitlers Finanzierung wurde im Juli 1929 vereinbart. Glauben Sie, das war alles Zufall? ... Hoovers vier Jahre verbrachte er damit, die Machtübernahme in den Vereinigten Staaten und der UdSSR vorzubereiten; dort durch die Finanzrevolution; Hier, durch den Krieg und den darauffolgenden Defätismus ... Würde Ihnen ein guter, fantasievoller Roman weitere Beweise liefern? ... Sie werden verstehen, dass ein Plan von solch gewaltiger Tragweite einen außergewöhnlichen Mann an der Spitze der Exekutive der Vereinigten Staaten erforderte, der dazu bestimmt war, die organisierende und entscheidende Kraft zu sein: Dieser Mann waren Franklin und Eleanor Roosevelt, und ich sage Ihnen, dass Bisexualität keine Ironie ist ...

Wir mussten vor potenziellen Dalilas fliehen.

G. – Gehört Roosevelt zu „ihnen“?

R. – Ich weiß nicht, ob er einer von „ihnen“ ist oder ob er nur „ihnen“ gehorcht ... Was spielt das schon für eine Rolle? ... Ich glaube, er kennt seinen Auftrag, aber ich kann nicht mit Sicherheit sagen, ob er aus Erpressung gehorcht oder ob er selbst zum Kommando gehört; sicher ist jedoch, dass er seinen Auftrag erfüllen und die ihm auftragene Handlung gewissenhaft ausführen wird. Frag mich nicht mehr, denn ich weiß auch nichts mehr.

G. – Falls man sich entscheiden würde, Davies zu kontaktieren, welchen Ansatz würden Sie vorschlagen?

R. – Zuerst müssen sie die Person auswählen ... Jemand wie der „Baron“; er könnte die Aufgabe erledigen ... Lebt er noch?

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

G.—Ich weiß es nicht.

R. – Gut, die Wahl liegt bei Ihnen. Ihr vertraulicher und diskreter Gesandter sollte sich als Mitglied der verdeckten Opposition ausgeben. Das Gespräch wird geschickt auf die widersprüchliche Situation gelenkt, in die die sogenannten europäischen Demokratien die UdSSR mit ihrem Bündnis gegen den Nationalsozialismus bringen. Es handelt sich um ein Bündnis mit dem britischen und französischen Imperialismus – einem realen, gegenwärtigen Imperialismus –, um einen potenziellen Imperialismus zu vernichten... Eine verbale Verbindung wird hergestellt, um die falsche sowjetische Position mit einer identischen Position der amerikanischen Demokratie zu verknüpfen... Auch diese sieht sich durch die Verteidigung der innerstaatlichen Demokratie in Frankreich und England gezwungen, den Kolonialimperialismus zu unterstützen... Wie Sie sehen, lässt sich die Frage auf einer sehr starken logischen Grundlage stellen...

Von da an lassen sich Handlungshypothesen äußerst leicht formulieren. Erstens: Weder die UdSSR noch die Vereinigten Staaten sind am europäischen Imperialismus interessiert, da der Streit letztlich auf eine Frage der persönlichen Vorherrschaft hinausläuft. Dass die Zerstörung des europäischen Kolonialimperialismus, ob direkt oder indirekt, ideologisch, politisch und wirtschaftlich im besten Interesse Russlands und Amerikas liegt. Umso mehr für die Vereinigten Staaten. Sollte Europa in einem neuen Krieg all seine Stärke verlieren, würde England, das nicht über eigene Stärke, sondern über die der europäischen Hegemonialmacht verfügt, mit dem Verschwinden Europas als Macht sein englischsprachiges Imperium innerhalb eines Tages in Richtung der Vereinigten Staaten lenken, was politisch und wirtschaftlich unausweichlich ist... Sehen Sie, was Sie unter dem Deckmantel einer finsternen Verschwörung zu hören begannen, wie man es sagen kann, ohne irgendeinen unbeschreiblichen amerikanischen Bourgeois zu schockieren. An diesem Punkt angelangt, kann man einige Tage innehalten. Dann, angesichts der Reaktion, muss man vorwärts gehen. Hitler ist auf dem Vormarsch; jede Aggression ist denkbar; Er ist ein absoluter Aggressor, daran besteht kein Zweifel... Und so stellt sich die Frage: Welche gemeinsame Haltung sollten die Vereinigten Staaten und die UdSSR angesichts eines Krieges einnehmen, da es sich, ungeachtet der Gründe, immer um einen Krieg zwischen besitzenden und begehrenden Imperialisten handeln wird?... Die Antwort wäre: Neutralität. Ein weiteres Argument: Ja, Neutralität, aber Neutralität hängt nicht allein vom eigenen Willen ab; sie hängt auch vom Aggressor ab... Gewissheit der Neutralität besteht nur dann, wenn es nicht im Interesse des Aggressors liegt oder wenn er nicht angreifen kann. Die unfehlbare Lösung ist daher, dass der Aggressor eine andere Nation angreift; offensichtlich eine andere imperialistische Nation...

Aus Sicherheitsgründen wird es äußerst einfach sein, die Notwendigkeit und Moral eines Konflikts zwischen den Imperialisten zu suggerieren, der, sollte er nicht spontan eintreten, provoziert werden muss. Und wenn dies theoretisch akzeptiert wird, ist die praktische Koordination der Aktionen reine Mechanik. Hier die einzelnen Schritte: 1. Ein Pakt mit Hitler zur Aufteilung der Tschechoslowakei oder Polens; letzteres ist vorzuziehen. 2. Hitler wird zustimmen. Wenn er in seinem Eroberungsspiel *bluffen* kann, wird er glauben, dass ein gemeinsames Vorgehen mit der UdSSR eine unfehlbare Garantie für die Kompromissbereitschaft der Demokratien ist. Er kann ihren verbalen Drohungen keinen Glauben schenken, da er weiß, dass die Kriegstreiber ebenfalls abrüsten und diese Abrüstung real ist. 3. Die Demokratien werden Hitler und nicht Stalin angreifen; sie werden dem Volk erklären, dass strategische und logistische Gründe, obwohl beide gleichermaßen der Aggression und der Teilung schuldig sind, eine getrennte Niederlage gebieten. Zuerst Hitler, dann Stalin.

G. – Und würden sie uns nicht mit der Wahrheit täuschen?

R. – Und wie das? ... Konnte Stalin Hitler nicht nach Bedarf helfen? ... Haben wir es ihm nicht überlassen, den Krieg zwischen den Kapitalisten bis zum letzten Mann und dem letzten Pfund hinauszuzögern? ... Womit hätten sie ihn denn angreifen können? ... Die erschöpften Nationen des Westens hätten mit der innerkommunistischen Revolution, die triumphieren würde, schon genug zu tun gehabt ...

G. – Aber was wäre, wenn Hitler schnell triumphieren würde? ... Was wäre, wenn er, wie Napoleon, ganz Europa gegen die UdSSR mobilisieren würde?

R. – Das ist unglaublich! ... Sie vergessen die Existenz der Vereinigten Staaten; Sie ignorieren den wichtigsten Machtfaktor ... Ist es nicht naheliegend, dass Amerika, Stalin nacheifernd, auch den demokratischen Nationen helfen sollte? Die Hilfe für beide Konfliktparteien „gegen die Zeit“ zu organisieren, sichert unweigerlich die unbestimmte Dauer des Krieges.

G.—Und Japan?...

R. – Ist China nicht genug für Sie? ... Soll Stalin doch seine „Nichteinmischung“ garantieren. Die Japaner neigen zwar stark zum Selbstmord, aber nicht so sehr, dass sie die UdSSR angreifen könnten.

SS und China gleichzeitig. Noch irgendwelche Einwände?...

G. – Nein; wenn es nach mir ginge, würde ich es versuchen ... Aber ... glauben Sie, dass der Botschafter ...

R. – Ich glaube es. Man hat mich nicht mit ihm sprechen lassen; aber bedenken Sie Folgendes: Davies' Ernennung wurde im November 1936 öffentlich bekannt gegeben; wir müssen davon ausgehen, dass Roosevelt seine Entsendung viel früher geplant und veranlasst hatte. Wir alle kennen die Verfahren und die Dauer der offiziellen Ernennung eines Botschafters; mehr als zwei Monate. Seine Ernennung muss bereits im August beschlossen worden sein ... Und was geschieht im August?

Sinowjew und Kamenei werden hingerichtet. Ich würde schwören, dass ihre Ernennung einzig und allein dazu diene, „die Politik der ‚Anderen‘ mit der Stalins gleichzusetzen“. Ja, davon bin ich fest überzeugt. Wie bang muss er mit ansehen müssen, wie die Oppositionsführer einer nach dem anderen in den aufeinanderfolgenden „Säuberungen“ stürzten... Wissen Sie, ob Sie bei Radeks Prozess anwesend waren?
G.—Ja.

R – Ich sehe ihn! ... Sprich mit ihm. Er wartet schon seit vielen Monaten.

G.—Für heute Abend müssen wir Schluss machen; aber bevor wir uns trennen, möchte ich noch etwas wissen. Nehmen wir an, alles stimmt und die Durchführung verläuft reibungslos. „Sie“ werden bestimmte Bedingungen stellen. Ratet mal, welche das sein könnten ...

R. – Das ist nicht schwer vorstellbar. Zunächst werden die Hinrichtungen von Kommunisten – also von Trotzlisten, wie Sie uns nennen – eingestellt. Es wird sicherlich notwendig sein, Einflusszonen zu schaffen ... wie soll ich es ausdrücken? ... die Grenzen, die den formalen Kommunismus vom wahren Kommunismus trennen müssen. Im Grunde wird es nichts anderes sein. Es wird Verpflichtungen zur gegenseitigen Unterstützung für die Dauer der Planumsetzung geben. Sie werden beispielsweise das Paradoxon erleben, dass viele Männer, Stalins Feinde, ihm helfen; nein, es werden weder Proletarier noch Berufsspione sein ... In jeder Gesellschaftsschicht, wie hoch auch immer, werden wertvolle Männer hervortreten, die diesem formalen stalinistischen Kommunismus helfen werden, wenn er, wenn nicht wahrer, so doch objektiver Kommunismus wird ... Verstehen Sie mich?

G. – Ein wenig; aber Sie verpacken die Sache in so obskure Spitzfindigkeiten...

R. – Wenn wir zum Schluss kommen müssen, ist dies die einzige Möglichkeit, mich auszudrücken. Mal sehen, ob ich Ihnen das noch verständlich machen kann. Es ist bekannt, dass der Marxismus als hegelianisch bezeichnet wurde. Damit wurde die Frage auf eine oberflächliche Floskel reduziert. Der hegelianische Idealismus ist die vulgäre Anpassung von Baruch Spinozas naturalistischer Mystik an den groben westlichen Intellekt. „Sie“ sind Spinozisten; vielleicht ist es aber auch umgekehrt, und der Spinozismus ist „sie“, wobei ersterer lediglich eine an die Zeit angepasste Version ihrer eigenen, viel früheren und überlegenen Philosophie darstellt... Kurz gesagt, Marx, ein Hegelianer und somit ein Spinozist, war seinem Glauben untreu, aber nur vorübergehend, aus taktischen Gründen. Synthese entsteht nicht, wie der Marxismus behauptet, durch die Vernichtung eines Gegensatzes. Synthese wird vielmehr durch die Überwindung der Integration von These und Antithese Wirklichkeit, eine Wahrheit in einer endgültigen Harmonie des Subjektiven und des Objektiven. Sehen Sie es jetzt nicht ein?... In Moskau: Kommunismus; in New York: Kapitalismus. Gleichwertig mit These und Antithese. Analysiere beides. Moskau: Subjektiver Kommunismus und objektiver Kapitalismus, Staatskapitalismus. New York: Subjektiver Kapitalismus und objektiver Kommunismus. Persönliche Synthese, real, wahr: Internationale Finanzen, kommunistischer Kapitalismus. „Sie.“

.....

Das Interview dauerte etwa sechs Stunden. Ich habe Rakowski erneut betäubt. Das Medikament muss wirken, obwohl ich es bisher nur in Form bestimmter Euphoriesymptome feststellen konnte. Ich glaube aber, dass Rakowski in seinem normalen Zustand genauso gesprochen hätte. Zweifellos lag das Gesprächsthema in seinem Fachgebiet, und er war sicherlich bestrebt, alles Gesagte preiszugeben. Denn wenn alles wahr ist, ist es ein wirksamer Versuch, seine Idee und seinen Plan zum Erfolg zu führen. Wenn es eine Lüge ist, ist es eine ungeheure Fantasie und ein genialer Schachzug, um sein bereits verlorenes Leben zu retten.

Meine Meinung zu dem Gehörten ist wertlos. Mir fehlt das nötige Hintergrundwissen, um dessen universelle Dimension zu verstehen.

Von dem Moment an, als Rakowski sich mit dem Thema befasste, beschlich mich dasselbe Gefühl wie beim ersten Blick auf ein Röntgenbild. Etwas Unpräzises, Verschwommenes und Dunkles, und doch Reales, erblickte ich mit staunenden Augen. Etwas Geisterhaftes, dessen Form, Bewegung, Beziehung und Wirkung jedoch mit allem übereinstimmen, was logische Schlussfolgerungen nahelegen konnten.

Ich glaube, ich habe viele Stunden lang über das globale Abbild der Revolution nachgedacht. Vielleicht ist es teilweise verkürzt, verfälscht oder verzerrt, bedingt durch die Umstände und die Persönlichkeit desjenigen, der es darstellt; nicht umsonst sind Lügen und Verstellung legitime, moralische Waffen im revolutionären Kampf. Und Rakowski, ein faszinierender Dialektiker mit erstklassiger Bildung und Eloquenz, ist in erster Linie ein revolutionärer Fanatiker.

Ich habe die Konversation viele Male gelesen; doch jedes Mal ist mein Minderwertigkeitsgefühl nur noch gewachsen. Was mir und der ganzen Welt bis jetzt als selbstverständliche Wahrheiten und Realitäten erschienen war, wie Granitblöcke, auf denen eine Gesellschaftsordnung ruht, unerschütterlich und ewig ..., zerfällt nun in Nebel. Kräfte

Gewaltige, unermessliche, unsichtbare Kräfte erscheinen mit einer unbezwingbaren, kategorischen Kraft ... subtil und gewaltig zugleich; etwas wie Magnetismus, Elektrizität oder die universelle Gravitation. Angesichts dieser phänomenalen Offenbarung sehe ich mich wie einen Steinzeitmenschen, der noch immer an all den abergläubischen Vorstellungen seiner Vorfahren über die Naturphänomene festhält und eines Nachts ins moderne Paris versetzt wurde. Ich bin noch verblüffter als er es wäre.

Ich habe schon oft reagiert. Früher war ich überzeugt, alles, was Rakowski enthüllt hat, sei lediglich ein Produkt seiner ungeheuren Fantasie. Doch nun, da ich mich als Spielball des größten Schriftstellers aller Zeiten sehe, habe ich vergeblich versucht, genügend Kräfte, logische Ursachen und sogar charakterstarke Männer zu finden, die mir diesen gigantischen Vormarsch der Revolution erklären könnten.

Und ich gestehe: Wenn die Kräfte, die Ursachen und die Männer nur diejenigen sind, die mir die offizielle Geschichtsschreibung nennt, dann behaupte ich, die Revolution sei das Wunder unserer Zeit. Nein; nachdem ich Rakowski zugehört habe, kann ich nicht länger glauben, dass es einer Handvoll jüdischer Emigranten aus London gelungen ist, jenes „Gespenst des Kommunismus“, das Marx in der ersten Zeile des Manifests beschwört, zu dieser gigantischen Realität und diesem universellen Schrecken zu machen.

Ob das, was Rakowski sagte, wahr ist oder nicht; ob die geheime und wahre Kraft des Kommunismus im internationalen Finanzwesen liegt oder nicht...; aber dass Marx, Lenin, Trotzki oder Stalin nicht ausreichen, um das Wunderkind zu erklären, ist für mich eine absolute Wahrheit.

Sind jene Männer, die Rakowski mit fast religiösem Zittern in der Stimme „Sie“ nennt, real oder eine Fantasie? Aber wenn „Sie“ nicht existieren, muss ich Voltaires Worte über Gott wiederholen: „Wir müssten sie erfinden“ ... wenn wir uns auch die Existenz, die Dimension und die Stärke dieses Universums der Revolution erklären wollen.

Kurz gesagt, ich erwarte es nicht. Meine Situation erlaubt mir keine allzu große Zuversicht, die nahe Zukunft noch zu erleben. Doch dieser Selbstmord der europäischen bürgerlichen Nationen, den Rakowski als unfehlbar begründet und beweist, wäre für mich, der ich die Zusammenhänge kenne, ein meisterhafter und entscheidender Beweis.

Als Rakowski in seine Zelle abgeführt wird, bleibt Gabriel einige Augenblicke lang in Gedanken versunken.

Ich blickte ihn an, fast ohne ihn wahrzunehmen; in Wirklichkeit hatte mein persönliches Urteilsvermögen den Halt verloren und schwebte etwas willkürlich umher.

„Was hältst du von alledem?“, fragte mich Gabriel.

—Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht—, antwortete ich, und ich sagte die Wahrheit; aber ich fügte hinzu: —Ich halte ihn für einen erstaunlichen Mann, und wenn er ein Fälscher ist, ist er ein phänomenales Genie...; in beiden Fällen ist er brillant.

—Nun ja ... wenn wir Zeit haben, tauschen wir uns aus ... Ihre Meinung als Laie interessiert mich immer sehr, Doktor. Aber jetzt müssen wir uns auf unser Programm einigen.

Ich brauche Sie nicht als Fachmann, sondern als diskreten Mann. Was Sie aufgrund Ihrer besonderen Rolle gehört haben, kann bloßes Gerücht oder etwas von höchster Wichtigkeit sein. Es gibt keinen Mittelweg. Angesichts dieser Möglichkeit zwingt mich die zwingende Vorsicht, den Kreis der Eingeweihten zu beschränken. Bislang wissen nur Sie und ich davon. Der Mann, der das Aufnahmegerät bedient, spricht kein Wort Französisch. Es war nicht meine Absicht, kein Russisch zu sprechen. Kurz gesagt: Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie als Übersetzer fungieren könnten. Schlafen Sie etwas. Ich werde dem Techniker sofort genaue Anweisungen geben, damit er sich mit Ihnen abstimmt, und Sie müssen das Gespräch, das er Ihnen vorspielen wird, so schnell wie möglich übersetzen und transkribieren. Es wird anstrengend sein; Sie sind kein Stenograf, und das Gerät wird sehr langsam laufen müssen, und Sie müssen möglicherweise sogar Absätze und Sätze wiederholen, wenn die Maschine hinterherhinkt; aber es gibt keinen anderen Weg.

Sobald der französische Entwurf fertig ist, werde ich ihn lesen. Einige Überschriften und Anmerkungen werden benötigt; ich werde sie hinzufügen... Tippen Sie gerade?

—Sehr schlecht, sehr langsam, nur mit zwei Fingern. Ich habe ein paar Mal zum Vergnügen in dem Labor geschrieben, in dem ich vor meiner Ankunft hier gearbeitet habe.

— Du wirst das schon hinkriegen; es tut mir leid, dass wir mehr Zeit verschwenden als nötig, aber es gibt keinen anderen Weg. Hauptsache, du machst nicht zu viele Fehler.

Gabriel rief den Mann herbei. Wir vereinbarten, unser Treffen zu beginnen.

Ich arbeite um elf; es war fast sieben. Wir haben uns aufgeteilt, um alle erst einmal zu schlafen.

Sie riefen mich umgehend an. Wir richteten uns, wie vereinbart, in meinem kleinen Büro ein. Und mein Martyrium begann. Vor allem anfangs musste der Mechaniker häufig Pausen einlegen, damit ich Zeit zum Schreiben hatte. Nach zwei Stunden hatte ich den Dreh raus. Wir arbeiteten bis fast 14 Uhr und gingen dann Mittagspause. Der Techniker blieb die ganze Zeit an seiner Schreibmaschine sitzen, und ich verstaute meine Unterlagen in der Tasche.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Ich kämpfte mit dem Schlaf und schrieb bis fünf Uhr nachmittags. Doch ich konnte nicht mehr; ich schätzte, dass ich erst die Hälfte geschafft hatte. Ich entließ den Mann mit den Worten, er könne sich bis zehn ausruhen, und warf mich aufs Bett.

Ich war gegen fünf Uhr morgens mit dem Schreiben fertig. Gabriel, den ich an diesem Tag nicht gesehen habe (ich weiß nicht, ob er ausgegangen ist), hatte mir gesagt, ich solle ihm die Arbeit abgeben, sobald ich fertig sei, egal zu welcher Uhrzeit.

Ich tat, wie er es verlangt hatte. Er war in seinem Büro und begann sofort, mein Manuskript zu lesen. Er erlaubte mir, schlafen zu gehen, und wir vereinbarten, dass ich nach dem Mittagessen ausgeruht mit dem Tippen beginnen könnte.

Ich habe zwei Tage gebraucht, um den Bericht zu tippen, inklusive Pausen für Mahlzeiten und etwa zwölf Stunden Schlaf.

Gabriel hatte mich gebeten, zwei Kopien anzufertigen; ich machte drei, damit ich eine für mich behalten konnte. Ich traute mich dazu, weil er nach dem Mittagessen nach Moskau aufbrach. Ich bereue meinen Mut nicht.

XIL

NEUE BEHANDLUNG FÜR IEJOV

Von diesem Zeitpunkt an werden Landowskys Memoiren zu Notizen. Es handelt sich nicht um die endgültige Fassung; sie gleichen hastig hingekritzelter Notizen, die das Wesentliche widerspiegeln; zweifellos fertigt er sie, wie er an einer Stelle sagt, an, um seine Erinnerungen zu bewahren, bis er die endgültige Fassung schreiben kann.

Rakovskis Leben wurde verschont. Er wurde lediglich zu zwanzig Jahren Haft verurteilt. Könnte dies ein Zeichen dafür sein, dass etwas, was er gesagt hatte, berücksichtigt wurde? ... Wahrlich, diese Milde ist merkwürdig. Rakovski bekannte sich schuldig, mindestens genauso schuldig wie alle anderen, des Hochverrats und entsetzlicher Verbrechen. Das Urteil ist unerklärlich, es sei denn, es dient dazu, ihm etwas abzuverlangen.

Der Sommer ist friedlich vergangen. Ich hatte Zeit, in Ruhe zu schreiben. Ich habe einige Passagen überarbeitet. Ich bin immer noch dieselbe. Ich weiß absolut nichts über meine Familie. Ich habe mich damit abgefunden, auch wenn ich mich manchmal eingeengt fühle. Ich habe Gabriel Ende April nur für ein paar Tage gesehen; er muss sehr beschäftigt sein. Vielleicht ist er auf Reisen. Er war freundlich und liebevoll zu mir, aber er hat nichts Interessantes gesagt.

Mitte Oktober wurde ich zu Jechow gebracht. Es wurden die üblichen Vorsichtsmaßnahmen getroffen. Der Kommissar erscheint mir zunehmend als ein pathologischer Fall. Was für ein Blick!... Ich muss ihm noch eine Spritze geben. Da Gabriel nicht da ist, werde ich von einigen ernsten, schweigsamen Männern abgeführt, die mich mit Respekt und einer gewissen Feierlichkeit behandeln. Gabriel taucht in den ersten Novembertagen auf.

DER MYSTERIÖSE "RUDOLF"

Gabriel begleitet mich zu Jechows *Datscha*. Wie immer findet der Besuch nachts statt. Jechow liegt seit Tagen im Bett; er ist sehr schwach. Neben der durch die Injektionen verursachten Depression leidet er an einer schweren Bronchitis, die durch sein ständiges Rauchen noch verschlimmert wird. Er begrüßt Gabriel und mich mit einem sehr strengen Gesichtsausdruck. Gabriel muss hinter seiner Haltung stecken, und ich kann es bald bestätigen. Ihr Dialog verläuft, kurz gesagt, folgendermaßen: JECHOW: – Ein Versager in Deutschland, nicht wahr?...

GABRIEL.—Es wurden noch nicht viele Fortschritte erzielt, aber es gibt Hoffnung; Sie werden sehen, Genosse Kommissar; ich habe einen sehr fortgeschrittenen Bericht.

I. – Papiere, Papiere!... Worte, Worte!... Was ist mit Rudolf?... Wer ist er?... Er weiß es nicht... Er ist sich nicht bewusst, was er tut. Vielleicht glaubt er sogar, dass er gar nicht existiert.

G.—Wir haben alle Männer in unseren Händen, die aus der UR S, S hervorgegangen sind.

Insbesondere diejenigen, die in Deutschland arbeiten. Keiner von ihnen scheint die Persönlichkeit, geschweige denn den Antrieb zu besitzen, eine solch außergewöhnliche Mission zu erfüllen. Unser Dienst innerhalb der

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Die Partei, die Armee und der deutsche Staat erwähnen keinerlei Kontakt. Vielleicht bin ich gescheitert, aber ich war nicht allein...

I. – Das ist ein großer Trost!... Ich erkenne ihn nicht; er redet wie jeder dieser Idioten da draußen...

G. – Es könnte jeder dieser Abenteurer sein, die es in der Nähe der Naziführer so zahlreich gibt ...; wissen Sie, Genosse Kommissar, dass neben Hitler und Hess und vielen anderen – denn der Führer hat es ja salonfähig gemacht – Astrologen, Wahrsager, Magier und Handleser in Scharen herumschwirren; eine ganze malerische und seltsame Menagerie, deren Machenschaften und Manöver niemand kennt, und all das kommt mir sehr nach Geheimdienst vor ... Aber wenn es wahr wäre ...

I.—Das stimmt, daran besteht kein Zweifel.

G. – Nun, wenn das stimmt, erlaube ich mir, Folgendes vorzuschlagen ...

Ich – Was?...

G. – Untersuchen Sie die Quelle. Wenn es sich um etwas Ernstes handelt, und erst recht, wenn es gefährlich ist, muss es bei einem Kommissariat seinen Ursprung haben; vielleicht sogar im Kreml selbst...

I. – Er fängt wieder an, vernünftig zu denken, und das mit einigem Erfolg ... Aber glaubst du, ich habe auf deinen Rat gewartet? ... Ich brauche diesen „Rudolf“; ich brauche sein Geständnis als Beweis; denn ich weiß, wer ihn nach Deutschland geschickt hat ...

G. – In diesem Fall scheint der „Rudolf“ nicht mehr so notwendig zu sein ... Man sollte einfach jeden hinter ihm befragen ...

Ich – Nun, etwas Dummes, was ich sagen könnte ... Glauben Sie, ich sei unfähig, an so etwas Einfaches zu denken? ... Genosse Stalin ist noch immer skeptisch; aber wenn es stimmt, ist er sich sicher, dass der Pakt mit Hitler auf seiner und meiner Beseitigung beruht. Wenn etwas geplant wird, vermutet er, dass es vom Militär ausgehen muss ... Die Idee, dass die Führung der Armee und des NKWD in einer Hand liegen sollte, scheint beim Chef an Boden zu gewinnen. Die Vorstellung, dass Marschälle unantastbar seien, muss ausgemerzt werden; es scheint, als habe die Beseitigung Tuchatschewskis ihnen etwas sehr Unangenehmes vor Augen geführt ... Die Angelegenheit ist von enormer Wichtigkeit. Sie ließe sich sehr leicht lösen, aber es gibt das Problem, dass ich Genosse Stalin mit Beweisen überzeugen muss. Ich habe den Befehl, die Beteiligten ohne ausdrücklichen Befehl des Obersten Führers nicht anzurühren.

G. – Da es sich um so wichtige Personen handelt, sollten andere, indirekte und diskrete Mittel eingesetzt werden, um die notwendigen Beweise zu erlangen, um Genosse Stalin zu überzeugen ... Sie wissen, Genosse Kommissar, dass Sie auf mich zählen können; wie hoch seine Persönlichkeit auch sein mag, ich werde, wie immer, handeln, wenn er es so wünscht ... und im Falle eines Scheiterns die volle Verantwortung übernehmen. Erinnern Sie sich an den Fall Gamarnik ...

I. – Ja; aber damals hatten wir den Deutschen in unserer Gewalt...; übrigens, wie verhält er sich jetzt...

G. – Gut, sehr gut. Er ist gestartet; innerhalb der Anti-Hitler-Verschwörung ist er der Anführer einer Gruppe von Fanatikern ... Wenn die Umstände günstig sind, könnten wir Hitlers Leben jeden Moment in unseren Händen halten.

Ich – Es ist etwas ... Aber zurück zu Ihrem Vorschlag ... wir müssen ihn sehr sorgfältig durchdenken. Sie können sich nicht vorstellen, Genosse, von was für Leuten wir sprechen. Sie sind so hochrangig, dass es unmöglich sein wird, einen öffentlichen Prozess abzuhalten, bis ich ihren Verrat beweisen kann. Wir werden neue Wege gehen müssen. Keine Prozesse, keine Hinrichtungen. Prunkvolle Beerdigungen, Reden, Blumen ... Unser Arzt wird sich zu gegebener Zeit um Ihre kostbare Gesundheit kümmern. Bringen Sie mir „Rudolf“, und Sie werden sehen, wie Mehilis, Bulganin, Woroschilow und dieser ehrgeizige Molotow alle krank werden ...

G. – Sie sind ein beeindruckender Mann, Genosse Kommissar ... Die Männer, die das größte Vertrauen unseres Genossen Stalin genießen! ... Natürlich nicht mehr. Ich nehme an, Sie genießen absolutes Vertrauen, Genosse Kommissar ... Glauben Sie mir, ich werde all meine Energie darauf verwenden, diesen „Rudolf“, den Schlüssel zur ganzen Verschwörung, zu entdecken.

Ich: — Wir besprechen das morgen. Ich bin sehr müde. Kommen Sie schon, Doktor.

Ich habe die Injektion verabreicht und wir sind sofort losgefahren.

Gabriel sprach während der Reise kein Wort mit mir; aber ich würde sagen, dass er innerlich sehr glücklich war, was sich, so schien es mir, in einem leichten ironischen Unterton widerspiegelte, der sich in einem sichtbaren Hauch seiner Augen zeigte.

Er ließ mich im Labor zurück und fuhr wieder weg, ohne das Auto zu verlassen.

Meine Rebellion

Es dauerte fünf Tage, bis ich Gabriel wiedersah. Er war bei meiner letzten Reise nicht mitgekommen.

Ein Besuch bei Jekhov. Er kam zur Abendessenszeit. Nach dem Essen wurden uns in seinem Büro Kaffee und Cognac serviert. Schon dieses Detail beunruhigt mich. Er führt zweifellos etwas im Schilde. Ich irre mich nicht. Kaum hatten wir einen Schluck Kaffee getrunken, platzte Gabriel herein: „Wie geht es Ihnen, Doktor, nervös?“ ... Ich weiß nicht, was ich auf so eine seltsame Frage antworten soll, und er fährt fort: „Ich nehme an, es geht Ihnen gut, nicht wahr? ... Sie sind ja ein richtiger Bourgeois ... Wären Sie bereit, sich einem kleinen Eingriff zu unterziehen?“

—Welches Geschlecht, Gabriel?... Erschreck mich nicht!

—Professionelle Hilfe, natürlich.

—Für oder gegen wen?

Doktor, zum ersten Mal muss ich an Ihr Vertrauen appellieren.

—Vertrauen in Sie?... Als Person oder als Fachkraft?...

—In beiderlei Hinsicht.

„Ich vertraue dir voll und ganz, das weißt du. Außerdem, wie könnte ich dir mein Leben nicht seit zwei Jahren vollständig anvertrauen? ... Für meinen Seelenfrieden ist es besser, dir zu vertrauen, als zu zweifeln. Du wirst es verstehen.“

—In diesen zwei Jahren... Wie die Zeit vergeht!... Ich glaube nicht, dass du auch nur einen einzigen Grund hattest, dein Vertrauen in mich zu bereuen... Stimmt's?...

-In der Tat.

—Nun muss ich ihr Vertrauen in mich auf die ultimative Probe stellen.

—Du beunruhigst mich ein wenig, Gabriel.

—Keine Panik; Sie dürfen niemanden töten.

—Um ehrlich zu sein, hatte ich das schon befürchtet.

„Was für eine geringe Meinung Sie doch von mir haben!... Mal sehen. Erinnern Sie sich an unseren letzten Besuch bei Jekhow?... Unter anderem sagte er etwas Witziges zu mir... Ich hätte solch eine subtile Eigenart in diesem schizophrenen Geist nicht vermutet...“

—Was war es?... Ich erinnere mich nicht.

—Ja, Doktor, Ihre Idee, Prozesse zu unterdrücken, wenn eine bedeutende sowjetische Persönlichkeit liquidiert werden sollte ... Natürlicher Tod, ein pompöses Begräbnis, die erste Ehrenwache für den Leichnam durch Stalin und das gesamte Politbüro ... Sie erinnern sich jetzt, nicht wahr?

—Ja, ich erinnere mich; aber es ist nicht gerade Ihre Erfindung; es stammt von Ihrem Vorgänger, der Jekhows Beerdigung vorverlegen wollte... Denken Sie daran, dass ich derjenige war, der ausgewählt wurde, die verbleibende Zeit bis zur Beisetzung unseres jetzigen Innenministers zu verkürzen.

„Sie haben Recht, ich hatte es vergessen. Also, die Sache ist einfacher. Sie müssen, Doktor, einen sowjetischen Funktionär krank machen ... Nein, machen Sie nicht so ein Gesicht; nur krank, nicht unbedingt tot ... zumindest nicht jetzt. Erinnern Sie sich, dass Jekhow Sie ausdrücklich erwähnte, als er vorschlug, die Beerdigungen einiger Führer vorzuziehen, sobald er Beweise für ihren Verrat hatte, und Sie haben nicht einmal mit der Wimper gezuckt. Ich nehme an, Sie haben keine Einwände ... oder?“

„Mein Vertrauen in Sie verleitet mich dazu, meinen Ekel nicht vor Ihnen zu verbergen, und außerdem wäre es töricht, es zu versuchen, da Sie mich zu gut kennen; aber angesichts meiner Lage habe ich keine Wahl... Wenn der Kommissar es anordnet...“

—Jekhov?... Warum appelliere ich dann an Ihr Vertrauen in mich?... Wenn ich Sie zum Kommissar begleitet hätte und er Ihnen den Befehl erteilt hätte, hätte ich dieses lange Gespräch vermeiden können.

—Müsste er das nicht wissen?...

-NEIN.

—Gestatten Sie mir mein Erstaunen. Ich erinnere mich sehr gut, dass Sie mir schon oft etwas ganz anderes gesagt haben. Wenn ich in einigen Fällen Zweifel daran hatte, Ihnen zu gehorchen, sagten Sie mir stets, ich könne den Kommissar um Bestätigung Ihrer Anweisungen bitten; ich erinnere mich sogar noch mehr: Sie fügten hinzu, dass ich, sollte ich von jemandem mit entsprechender Befugnis zu allem, was ich über Sie wusste, befragt werden, die ganze Wahrheit über alles, was Sie getan haben, sagen sollte... Täusche ich mich da?

—Sehr genau.

—Sie werden verstehen, dass ich es in einem solchen Ausnahmefall wage, Sie zu fragen, welchen Grund es gibt, Ihren Auftrag vor dem Kommissar zu verbergen.

—Ein sehr gewichtiger Grund: dass derjenige, den man krank machen sollte, Jehova selbst ist.

Ich musste mich an den Armlehnen des Stuhls festhalten, um nicht zu springen, Gabriel hat folgte ungerührt.

—Keine Sorge, Doktor. Es ist ärgerlich, so viel Zeit zu verschwenden, nur um Sie dann einen Kompromiss eingehen zu sehen; aber es gibt keinen anderen Weg. Wie dem auch sei, es wird nicht so schlimm sein, denn zufälligerweise kennen Sie ja bereits den Kern der Sache. Erinnern Sie sich an das Gespräch mit

Rakowski?... Wussten Sie, dass er nicht zum Tode verurteilt wurde? Nun, angesichts all dessen dürfte es Sie nicht wundern, dass Genosse Stalin einen Prozess mit diesem scheinbar unglaublichen Plan für angemessen hielt... Man riskiert nichts und kann so viel gewinnen...

Wenn Sie Ihr Gedächtnis anstrengen, können Sie vielleicht etwas verstehen.

—Ich erinnere mich an alles recht genau; Sie dürfen nicht vergessen, dass ich das Gespräch zweimal angehört, zweimal mitgeschrieben und auch übersetzt habe... Könnten Sie mir sagen, ob sie herausgefunden haben, wer sie sind... diejenigen, die Rakowski „Sie“ nannte?

—Um meine Glaubwürdigkeit zu beweisen, sage ich nein. Wir wissen nicht genau, wer „Sie“ sind; aber bisher hat sich vieles von dem, was Rakowski gesagt hat, als wahr erwiesen; zum Beispiel ist die Finanzierung Hitlers durch Wall-Street-Banker tatsächlich wahr.

Das stimmt, und noch viel mehr. All die Monate, in denen ich dich nicht gesehen habe, habe ich mich der Untersuchung von Rakowskis Bericht gewidmet. Zwar konnte ich diese bemerkenswerten Persönlichkeiten nicht identifizieren, aber mir ist die Existenz einer Art *Gefolge* von Finanz-, Politik-, Wissenschafts- und sogar Kirchenfiguren mit Rang, Reichtum, Macht und Ansehen aufgefallen, deren wahre Position, in ihrer fast immer indirekten Wirkung betrachtet, zumindest aus Sicht des gesunden Menschenverstands seltsam und unerklärlich ist... denn in Wirklichkeit haben sie eine große Affinität zur kommunistischen Idee; natürlich zu einer ganz bestimmten Vorstellung von Kommunismus... Aber all diese Fragen der Nuancen, der Linie und des Profils beiseite, objektiv betrachtet, wie Rakowski sagen würde, und Stalin plagieren, praktizieren sie durch Handeln oder Unterlassen den Kommunismus.

—Was ich damals hörte und schrieb und was mich jetzt erleuchtet, erinnert mich an jene Reden, die Navachin zu mir hielt, als er mich um Hilfe bei Ihrer Beseitigung bat. Erinnerst du dich?...

—Ja, absolut. Ich dachte sogar, es wäre sinnvoller gewesen, ihn zu entführen als den armen Miller. Wie dem auch sei, jetzt ist es zu spät, und was Navachin gesagt hat, verblasst im Vergleich dazu wie leeres Gerede.

—Und der Botschafter?...

Rakovskis Rat wurde fast wortgetreu befolgt. Nichts Konkretes. Aber es gab weder Abscheu noch Empörung. Im Gegenteil, er zeigte großes Verständnis.

Nein, er ist weder von England noch von Frankreich angetan ... Er muss wohl die geheime Meinung seines guten Freundes Roosevelt widerspiegeln. Diskret spielte er auf vergangene Prozesse an und ließ sogar durchblicken, wie viel Milde die Amerikaner im nächsten Prozess, dem gegen Rakowski, erwarten würden. Natürlich wurde er während der Verhandlungssitzungen im März genau beobachtet. Er nahm allein daran teil; wir erlaubten ihm nicht, seine Techniker mitzubringen, um jegliche Kommunikation mit den Angeklagten zu verhindern. Er ist kein professioneller Diplomat und kennt vermutlich gewisse Tricks nicht. Er musste sich ständig umsehen, da er, wie es uns schien, mit seinen Blicken viel ausdrücken wollte, und wir glauben, dass er Rosengolz und Rakowski selbst mit seinem Blick ermutigte. Letzterer bestätigte das von Davies während der Sitzungen gezeigte Interesse und gestand, ihm diskret den Freimaurergruß gezeigt zu haben. Es gibt noch etwas Seltsameres, und das kann nicht falsch sein. Am 2. März, in den frühen Morgenstunden, wurde eine Funkmeldung von einem sehr mächtigen, aber natürlich ignorierten Sender im Westen empfangen, die an Stalin selbst gerichtet war und lautete: „Gnade oder die Nazi-Bedrohung wird zunehmen.“

—Ist das ein Witz oder eine List?...

—Nein. Das Funktelegramm kam verschlüsselt mit dem Schlüssel unserer eigenen Botschaft in London an.

Sie werden verstehen, dass es etwas Wichtiges ist.

—Aber die Drohung war nicht wahr.

„Was soll das heißen, nein? ... Die Debatten im Obersten Gerichtshof endeten am 12. März; das Gericht zog sich um 21 Uhr zur Beratung zurück. Nun, genau an diesem Tag, dem 12. März, um 5:30 Uhr morgens, hatte Hitler seinen Panzerdivisionen den Befehl zum Vormarsch auf Österreich gegeben. Natürlich war es ein militärischer Spaziergang, und ganz Europa schwieg beharrlich ... Sagen Sie mir ehrlich: Gab es Grund zum Nachdenken? ... Oder sollten wir so naiv sein zu glauben, dass Davies' Grüße, das Funktelegramm, der Code, das Zusammentreffen von Invasion und Urteil und das europäische Schweigen bloß Zufall waren? ... Nein, wir haben „sie“ zwar nicht gesehen, aber wir haben ihre Stimme gehört und ihre Sprache verstanden ... im Übrigen eine Stimme und eine Sprache, die nur allzu deutlich waren.“

—Es gab keine Eile. Das Urteil war, wie es sein musste. Hast du nicht versichert

Rakowski hielt den deutschen Angriff ohne Widerstand für nutzlos? ... Nun, wir haben ihn ausgeschaltet. Er rettete sich vorerst. Diese klaren Fakten brachten Stalin nicht aus der Fassung. Er ordnete lediglich eine Untersuchung an und führte gleichzeitig eine oberflächliche diplomatische Sondierung durch; doch nichts wird es beweisen. Jedenfalls kann sich „Rudolf“, der in der UdSSR keinerlei offiziellen Rang bekleidet und nicht einmal Russe ist, notfalls als wagetütiger Abenteurer oder amerikanischer Reporter auf der Suche nach einer Sensation ausgeben.

—Aber haben Sie Lekhov nicht gesagt, dass Sie nichts über „Rudolf“ wissen?...

—Niemand weiß mehr über ihn als ich. Aber Jehov darf gar nichts wissen. Das ist ein Befehl.

—Wessen?...

Wer kann über Jekhow Befehle erteilen? ... Kommen wir zum Schluss. Ja, wir haben die Sprache von „ihnen“ im März, am letzten Verhandlungstag, gehört; nun, vor nur einem Monat, am 1. Oktober, sprachen sie ein zweites Mal zu uns. Nicht weniger laut, nicht weniger deutlich. Hitler hat einen Teil der Tschechoslowakei besetzt. Nun herrschte kein Schweigen mehr in Europa. Es war schlimmer: England und Frankreich gaben Hitler öffentlich, unmissverständlich und durch ihre Unterschrift ihre Zustimmung. Doch es gibt noch etwas vielsagenderes. Deutschland und Polen haben sich verbündet, um die Tschechen zu verschlingen. Sie haben bereits gemeinsam ein Verbrechen begangen. Das ist es, was Diebe am meisten eint. Sie haben Menschenfleisch gekostet ... „Sie“ haben uns gezeigt, wie es möglich ist, zwei zu vereinen, so sehr sie einander auch hassen mögen, wenn die Vereinigung dem Zweck dient, einen Appetit zu stillen ... Wollten sie uns nicht warnen, dass sie genauso leicht Polen und Deutschland vereinen werden, um die UdSSR zu verschlingen?

—Eine solche Interpretation der Tatsachen rechtfertigt jeden Verdacht und jede Besorgnis.

Und welche andere Interpretation bleibt übrig? ... Außerdem, wenn ein Spieler verliert – und eine Niederlage für die UdSSR eine so rasche Stärkung Deutschlands bedeutet –, was riskiert er, wenn ihm die Chance zur Rache geboten wird, indem er nur verbal spielt? ... Was verliert er? ... Es wäre töricht, es nicht zu versuchen. Aber ich übertreibe. Es gibt ein Risiko. Sicherlich kein äußeres, sondern ein inneres. Das Spiel kann gefährlich sein. Unsere Mentalität, sowohl in der Bevölkerung als auch in der Führung, ist von einem erbitterten Antifaschismus geprägt. Wir haben die gesamte Opposition erschossen und die gesamte Rote Armee „gesäubert“, indem wir die Hingerichteten beschuldigten, faschistische Hunde und Hitlers Spione gewesen zu sein. Können Sie sich vorstellen, welche Waffe es gegen Stalin wäre, zu beweisen, dass er einen Pakt mit dem *Führer geschlossen hat*? ... Ist denn niemand fähig, sich eine verständliche Erklärung vorzustellen? ... Betrachten Sie unseren eigenen Fall. Aufgrund außergewöhnlicher Umstände kennen wir Ursprung, Gründe und Fakten der Angelegenheit. ... Könnten wir eine zufriedenstellende Erklärung liefern? ... Sie werden verstehen, warum all dies unbedingt geheim bleiben muss. Ein echtes Geheimnis. Ein Geheimnis von ... eins.

—Und du und ich?...

—Du und ich zählen nicht. Wir werden beide aus denselben Gründen schweigen. Außerdem haben weder du noch ich irgendeine Autorität, militärische oder politische Macht. Wir sind nicht in der Lage, dieses Geheimnis mit Gewalt auszunutzen... Das trifft auf Jekhow nicht ganz zu.

—Aber heißt das denn, dass grundsätzlich niemand mehr irgendjemandem vertrauen kann?...

Eine durch jahrelange Erfahrung verfeinerte Technik lehrt, dass man keinem Menschen trauen sollte. Vertrauen sollte man nur dann schenken, wenn es keine andere Möglichkeit gibt, und selbst dann nur nach Erhalt äußerst präziser Garantien, Garantien, die oft das Risiko des eigenen Lebens bergen. Jeder Anführer, der einem Mann vertraut, der ihn verraten könnte, hört auf, ein freundlicher Anführer zu sein, und wird zu seinem Gefangenen. Wenn dies ein allgemeines Axiom ist, werden Sie seine Bedeutung verstehen, wenn ein Mann riskiert, eine so immense und absolute Macht wie Stalin auszuüben; eine Macht, die der des biblischen Gottes so ähnlich ist... und Sie werden sich erinnern, dass Luzifer, obwohl er Gott war, gegen ihn rebellierte, um ihn zu entthronen. Wenn das möglich war, dann nur, weil Luzifer freigelassen wurde. Nein; er wird nicht in diese Falle tappen. Stalin in jener göttlichen Naivität.

—Was genau wollen Sie von mir?...

—Dass Sie Jekhow für eine Weile außer Gefecht setzen... Ja, dass Sie ihn kränker machen, unfähig zu arbeiten und sich um irgendetwas zu kümmern.

—Nein, tut mir leid. Ich habe immer noch das Bild von Levin und dem anderen Arzt vor Augen.

Zweifelloso gehorchten sie Jagoda, als er die absolute Macht innehatte ... und seht, wo sie gelandet sind ...

Welches Risiko gehe ich ein, wenn ich Ihnen gehorche, dessen offizielle Autorität ignoriert wird, und obendrein einen Angriff auf die Gesundheit eines Volkskommissars der UdSSR, niemand Geringeren als des Volkskommissars für Innere Angelegenheiten, verübe? Diskutieren Sie nicht mehr mit mir. Nein, nicht zum letzten Mal.

—Wer soll den Befehl geben? Sie haben die Wahl. Woroschilow?

—Nein; er ist einer derjenigen, die Jekhow als Verschwörer identifiziert hat.

—Molotowcocktail?...

—Er befindet sich in der gleichen Situation; nein.

—Kalinin?...

—Wer gehorcht Kalinin?...

—Also... wer wird Ihnen den Befehl geben, dem Sie gehorchen sollen?

—Stalin; verstehe, dass in diesem Fall keine andere Lösung in Frage kommt.

Gabriel stand auf und rief mit gespielter Entschlossenheit aus:

—Stalin wird es ihr geben.

Er sagte nichts mehr und ging.

ZWEIFEL UND ÄNGSTE

Ich konnte nicht schlafen. Als Gabriel gegangen war, verspürte ich einen Moment des Friedens und der Zufriedenheit mit mir selbst. Zurück in meinem Zimmer verbringe ich Stunden um Stunden mit Nachdenken.

Meine Lage könnte sehr ernst sein. Dies ist das erste Mal, dass ich es gewagt habe, zu rebellieren.

Ich habe einen Grund, einen triftigen Grund ... aber reicht er, um keine Angst zu haben? ... Nein. Wenn es sich tatsächlich um einen von Gabriel, allein oder mit Komplizen, beschlossenen Anschlag auf Jechow handelt, ist mein Leben in Gefahr; denn solange ich lebe, sind er und die anderen in meiner Hand ... und er hat mir seine radikale Theorie zu dem Fall bereits dargelegt. Wenn es sich um eine Entscheidung von so hochrangigen Persönlichkeiten wie Jechow selbst handelt, die hinter Stalins Rücken einen Pakt mit Hitler schließen wollen, bin ich in derselben Gefahr. Ich muss Jechow sehen ... Wann? ... Morgen, um ihm die Injektion zu geben; sie werden befürchten, dass ich mit ihm sprechen könnte, und sie müssen versuchen, diese Gefahr zu bannen, indem sie mich vorher physisch beseitigen. Ich könnte den Kommissar jetzt anrufen und ihm sofort von dem Komplott berichten ... Ich kann es tun ... aber das Telefon muss, wie so viele andere, von hier aus überwacht werden, jetzt mehr denn je. Ich denke viel darüber nach; während ich darüber nachdenke, dämmert es. Ich zähle die Stunden: sieben, acht, neun. Ich ziehe mich an. Ich beschließe, es zu versuchen. Ich gehe nach unten, um zu telefonieren. Ich zittere, als ich den Türknauf umfasse.

Der Riegel lässt sich nicht drehen; ich versuche es immer wieder. Ich bin eingesperrt. Das ist neu; seit meiner ersten Reise war ich nicht mehr eingesperrt. Meine Angst wächst. Meine Fantasie quält mich und malt mir makabre Szenen aus ... Sie schwankt zwischen einem gewaltsamen Tod und einem friedlichen, unbemerkten, natürlichen Ende; aber ich weiß nicht, was mich mehr erschreckt. „Ist das wirklich Stalins Werk?“, frage ich mich und beantworte die Frage mit Ja. Der Gedanke ist mir noch nicht ganz in Fleisch und Blut übergegangen, aber ich klammere mich verzweifelt daran. Es ist natürlich; es gibt keine andere Lösung für mich. Wenn es nicht so ist, gebe ich zu, kann ich nichts tun oder versuchen. Ich beschließe, so zu tun, als wäre ich gefangen.

Mittags werde ich zum Mittagessen gerufen. Ich gehe mit einer gewissen Zuversicht und Freude hin; es ist eine Rückkehr zur Normalität. Als ich fertig bin, treibt mich ein plötzlicher Impuls zum Telefon im *Flur*. Ich nehme ab, wähle eine der Nummern, die Gabriel mir wegen Kramer gegeben hat, aber niemand meldet sich, nicht einmal ein Klingelton. Der Hausmeister, der hinter mir aufgetaucht ist, teilt mir mit, dass das Telefon kaputt ist...

„Mit wem möchten Sie sprechen?“, fragt er mich.

„Mit Genosse Gabrilo Gabrilovich“, antworte ich.

„Ist es dringend?“, fragt er mich erneut...

—Nein, nein —ich bestreite es —. Ich werde mit ihm sprechen, wenn sie es repariert haben.

Ich bin von der Außenwelt abgeschnitten, daran habe ich keinen Zweifel.

ICH HABE DEN "GOTT" GESEHEN

Ich habe den ganzen Tag in ständiger Alarmbereitschaft verbracht. Mein Geisteszustand muss dem eines Verurteilten ähneln. Ich kenne das Urteil natürlich nicht; ich habe Hoffnung, das will ich nicht leugnen; aber so muss auch der Verurteilte bis zum letzten Augenblick seines Lebens auf Begnadigung hoffen.

Gegen elf Uhr klingelt es an der Tür; ein-, zwei-, dreimal; niemand öffnet... Ich traue mich nicht. Ich erhebe die Stimme und rufe; endlich kommt der Hausmeister. Ein paar Schritte von ihm entfernt versuche ich vergeblich herauszufinden, was sie ihm sagen. Er legt auf und wendet sich mir zu.

—Genosse Kuzmin bittet Sie inständig, nicht ins Bett zu gehen.

—Sonst nichts?, frage ich.

—Nichts weiter—, antwortet er.

Eine, zwei, drei, vier lange Stunden. Ich habe zu viel getrunken; ich schwebe, aber ohne Optimismus. Mein aufmerksames Ohr nimmt ein fernes Geräusch wahr; ja, es kommt näher, das immer lauter werdende Dröhnen eines Motors... Wird er anhalten?... Wird er absterben?... Mein Herz rast...

Ja, es ist Gabriel. Ich sehe ihn, als ich hereinkomme. Meine Angst ist überwältigend. Ich betrachte sein Gesicht ängstlich. Er wirkt normal. Gleichgültig grüßt er mich und bedeutet mir, ihm zu folgen.

Wir betraten sein Büro, und ohne Vorwarnung fragte er: „Nun,

Doktor, haben Sie das gut durchdacht?... Weigern Sie sich immer noch, den Anweisungen Folge zu leisten?“

—Ja—, sage ich mit dumpfer Stimme.

„Was soll ich nur tun? ... Es tut mir persönlich leid; ich bin enttäuscht von Ihnen, glauben Sie mir. Ich hatte mich in der Illusion befunden, Ihr vollstes Vertrauen zu genießen. Nun gut, ziehen Sie sich warm an. Auf zum Kreml.“

Meine Beine versagten; ich war wie betäubt und konnte kein Wort sagen.

bewegen.

—Was ist denn los mit dir?... Komm schon, komm schon.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Wir fahren mit hoher Geschwindigkeit Richtung Moskau. Das helle Licht, das nach einer halben Stunde durch die beschlagenen Scheiben strömte, ließ mich erkennen, dass wir in der Stadt waren. „Stimmt das?“, fragte ich mich immer wieder, „oder führt er mich unter falschen Vorwänden woanders hin?“ Gabriel rauchte und schwieg.

Ein kurzer Halt. Silhouetten durch das beschlagene Glas. Wir marschieren noch ein paar Augenblicke weiter. Letzter Halt. „Setz die auf ...“ Es sind große Brillen.

„Los geht's“, sagt Gabriel, öffnet die Tür und steigt aus. Ich folge ihm. Ein Offizier. Durch meine Sonnenbrille sehe ich schlecht. „Kragen Sie den Mantelkragen hoch“, befiehlt er mir erneut. Eine Doppeltür; wir drei betreten eine schmale Kabine, in der ein weiterer Offizier in Uniform wartet. Die Türen schließen sich. Wir gehen hinauf. „Ist das der Kreml?“, frage ich mich. Ich glaube nicht; ich habe viel über die strengen Sicherheitsvorkehrungen und Kontrollen gehört, die für den Zutritt nötig sind.

Halt. Wir steigen aus. Ein breiter, fast monumentaler Korridor. Seine Architektur wirkt nicht modern. Türen zu beiden Seiten. Imposante Wächter alle zehn oder zwölf Meter.

Wir gingen ohne Schwierigkeiten und ohne anzuhalten weiter. Wir betraten eine Wohnung. Niemand war da. Augenblicklich trat ein anderer Mann durch eine Seitentür ein, entschlossen wirkend. Er musste offensichtlich ein hochrangiger Beamter sein; er schien sich in seinem eigenen Zuhause zu befinden. Er begrüßte Gabriel respektvoll, ohne dabei seine Überlegenheit zu verlieren. „Sollen wir gehen?“, fragte er schlicht.

Gabriel muss die Bedeutung inzwischen verstanden haben. Er zieht eine Pistole unter seiner Achsel hervor und legt sie auf den Tisch. „Ich weiß nicht, was ich tun soll.“

—Du, Genosse – derjenige, den ich für den Chef halte – lädst mich ein.

—Ich trage keine Waffen bei mir...

—Lassen Sie alles hier.

Ich verstehe. Ich leere meine Taschen auf den Tisch, sodass kein einziger Zettel oder eine Zigarette darin zurückbleibt. Gabriel tut dasselbe, ohne dazu aufgefordert zu werden, und bittet den uniformierten Mann, der uns begleitet hat, selbst: „Wann immer Sie wollen, Genosse.“ Er lässt sich völlig gelassen durchsuchen.

Der Registrierungsprozess ist keine bloße Formalität; er wird gründlich durchgeführt. Dann werde ich registriert.

„Einen Moment, Genosse“, sagt der Chef und geht denselben Weg zurück, den er gekommen ist. Nur wenige Sekunden später ertönt eine gedämpfte Türklingel. Der Mann in Uniform öffnet die Tür, durch die der andere verschwunden war, und bittet uns herein. Gabriel geht voran. Die Wand muss sehr dick sein. Zwischen der Tür, an der wir gerade vorbeigegangen sind, und einer anderen, geschlossenen Tür liegen etwa anderthalb Meter. Gabriel drückt sie auf, betritt einen weiteren Raum, und ich folge ihm dicht auf den Fersen. Es ist ein mittelgroßer Raum. Der Chef ist allein darin. Mit einer Geste bedeutet er uns zu warten. Einen Augenblick später kommt ein anderer Mann durch eine andere Tür herein, einen Ordner unter dem Arm. Er begrüßt Gabriel sehr höflich; ich höre, wie Gabriel ihn „Genosse Beria“ nennt.

Sie treten beide ein paar Schritte von mir zurück und unterhalten sich angeregt, aber leise. Gabriels Gesichtsausdruck verrät mir, dass er offen und selbstsicher spricht. Der andere hört zu, scheint zu lächeln, doch kein Muskel bewegt sich in seinem runden, vollen, glatt rasierten Gesicht, das glänzt. Er ist tadellos gekleidet, seine Kleidung perfekt gebügelt, und seine Schuhe glänzen wie Spiegel. Das ist seine persönliche Note: Spiegelungen. Diesen Eindruck habe ich. „Achtung, Genossen!“, ruft der Chef, dem das Büro zu gehören scheint, während er aufsteht und auf seine Armbanduhr schaut. Er durchquert den Raum und verschwindet durch eine Tür mit dem gesteppten Futter. Sofort taucht er wieder auf.

Er winkt Gabriel zu, der mir bedeutet, ihm zu folgen. Der Chef hält die Tür auf, und wir gehen hinein – Gabriel voran, ich hinter ihm und der Chef hinter uns. Dort sind noch zwei weitere Türen. Gabriel öffnet die zweite. Der Raum ist schwach beleuchtet; an der gegenüberliegenden Wand ist ein hellerer Bereich zu sehen. Ich spüre, wie ich wieder neben Gabriel gedrängt werde; es ist der Chef, der das tut und immer noch hinter uns steht. Jetzt kann ich sehen. Dort drüben, ein paar Meter entfernt, sitzen zwei Männer. Einer liest laut unter einer Tischlampe; dahinter, in einem Sessel, ist ein weiterer Mann zu sehen, aber im Dunkeln. Ich sehe ihn deutlich: Es ist „Er“. Sein Kopf ist weit zurückgeworfen, als blicke er zur Decke. Zwischen seinen parallelen Daumen hält er waagrecht einen Stift. Die Stimme des Lesers bleibt klar... Was liest er?... Will ich mich erinnern?: „Eine Hand taucht zwischen den Vorhängen hervor..., man hört Metall schleifen und ein Stahlring wird um sein Handgelenk festgezogen... Ein höllischer Fluch zerreißt die Stille...“ „Er“ hat sich bewegt.

Der Leser verstummt, steht auf und geht. Mehr Licht strömt herein, und der ganze Raum ist erleuchtet.

Ja, es ist „er“. Er sieht uns schon an. Er hält einen Stift in der Hand und bedeutet uns, vorwärts zu gehen. Ich spüre eine Hand, die mich schiebt. Ohne sie hätte ich mich wohl nicht bewegt.

Gabriel, entschlossener, geht vor mir her und ich folge ihm.

Stalin hat sich aufgesetzt und tritt langsam und mit ruhigen Bewegungen hinter dem Tisch hervor. Er bleibt am Schachbrett stehen. Er trägt dieselbe Kleidung wie auf so vielen Fotos. Für eine Begrüßung bleibt keine Zeit. Er wendet sich an Gabriel: „Die Sache mit Nikolai Iwanowitsch? ... Braucht der Arzt einen direkten Befehl? ... Nein?“

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Hören Sie mal – im Fall Nikolai Iwanowitsch wird angeordnet, dass er vorübergehend dienstunfähig gemacht wird, Doktor... – jetzt lehnt er sich auf die Tischkante und fügt hinzu – Und wenn Genosse Gabriel Gabrilowitsch Ihnen eines Tages befiehlt, ihn zu liquidieren, dann liquidieren Sie ihn; es ist ein Befehl der Partei.

Durch ihre fast geschlossenen Lider, wie in einem ironischen Augenzwinkern, sah ich die Spitzen zweier Messer hervorlugen. Es fühlte sich an, als würden sie meine Pupillen stechen.

Er wandte sich an Gabriel:

—Wird er ein loyaler Mann sein... mit Garantien?... Ja?... Du kennst deine Verantwortung bereits, Genosse.

Und sein Tonfall und sein Auftreten hatten sich verändert. Er legte Gabriel die Hand auf die Schulter, als wolle er ihn näher an sich heranziehen, da Stalin kleiner ist, und ich glaube sogar, dass er aufrichtig lächelte.

Ist Jechow immer noch so entschlossen, Rudolf zu fassen?

—Mehr denn je mehr Zeit vergeht.

Stalin schlägt den Mann mit seiner großen Hand.

—Jeden Tag mehr?... nun, Genosse, gehorche und halte dich zurück...

Stalin lachte nun zweifellos, und Gabriel stimmte mit ein, als ob er

Es war sehr lustig.

Die Tür öffnete sich. Ich drehte mechanisch den Kopf. Im Türrahmen stand Molotow, unauffällig und unbedeutend; sein Gesicht war unverwechselbar, und ich erkannte ihn auf den ersten Blick. Es dauerte nur einen Augenblick. Stalin bemerkte ihn später. Er entließ uns ohne Umschweife.

Wir fuhren los. Wir hielten noch einmal am Büro. Beria wartete immer noch. Gabriel und er sprachen einige Minuten unter vier Augen. Dann verabschiedeten sie sich, und wir fuhren weiter. Wir bekamen unser Gepäck zurück. Und ohne weitere Zwischenfälle, immer noch in Begleitung des Beamten, erreichten wir den überdachten Bereich, wo der Wagen auf uns wartete. Wir stiegen ein und fuhren los. Wir blieben nur kurz an der Tür stehen.

Gabriel sagt kein Wort. Mein Kopf fühlt sich an, als wäre er nicht mein eigener. Die Szene blitzt vor meinem inneren Auge auf. Ich sehe Stalin wieder. Er ist vulgär in Aussehen und Sprache. Ich habe das Gefühl, als wäre seine gigantische Gestalt, die mich einst so sehr erschreckt hat, auf ein normales Maß geschrumpft.

Doch das währte nur einen Augenblick, zweifellos bedingt durch den Druck der Sinne. Plötzlich sehe ich ihn wieder, unermesslich, unendlich, Herr über Leben und Tod... Ja, ein „Gott“.

KRANK FÜR JEHOV

Gabriel hat es eilig. Ich muss nach meiner Rückkehr aus dem Kreml entscheiden, wann und wie ich Jekhov krank machen soll. Ich war so fassungslos, dass ich mir weder Methode noch Mittel überlegt hatte. Ich muss mich jetzt etwas einfallen lassen. Gabriel wartet schweigend und wirft ab und zu einen Blick auf seine Uhr; währenddessen gehe ich gedankenverloren auf und ab. Ich entscheide mich für Malaria (1). Ich sage es ihm. „Wo bekomme ich das her?“, fragt er. „Hier im Labor gibt es keine Kulturen“, antworte ich.

„Morgen ist Impftag, wir werden sehen, ob ich sie Ihnen in vier Tagen bringen kann.“

.....

Er hat es getan. Ich hatte bei meinem letzten Besuch ein leeres Fläschchen dabei. Ich muss die Malariakulturen in einem Fläschchen wie dem für Zyanid transportieren und den Austausch dort vornehmen. Ich habe Angst.

Gabriel begleitet mich; so unerschütterlich wie eh und je. Während ich die Injektion vorbereite, unterhält er sich angeregt mit dem Kommissar und lenkt ihn so ab. Ich verabreiche die Injektion ohne Zwischenfälle. Er spürt nicht die übliche Herzrasen, aber Léjov ist nicht überrascht. Wir gehen teilnahmslos, wie zwei Veteranen des Verbrechens.

Neuer Kommissar

15. Dezember. – Gabriel besuchte mich. Er teilte mir mit, dass Jechow entlassen worden war; er war vor einiger Zeit zur Genesung von seiner Malaria in den Kaukasus geschickt worden. Sein Nachfolger sei ein gewisser Beria. Er erinnerte mich daran, dass dies derselbe Beria sei, mit dem er in Stalins Sekretariat gesprochen hatte. Ja, ich erinnere mich an ihn, elegant, strahlend, ungerührt, wie ein Bankdirektor, vielleicht wie ein angesehener Arzt.

(1) Aus bereits genannten Gründen wird die von Landowsky angewandte Infektionsmethode geändert.

-Anmerkung des Übersetzers

Weihnachten und Neujahr ganz allein. Meine Erinnerungen verfolgen mich wie nie zuvor. Mein Gott.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Mein Gott, wie lange soll das noch so weitergehen?! Werde ich sie jemals wiedersehen?

STALIN SPRICHT

(Teil einer Rede Stalins zur internationalen Politik, gehalten am 10. März 1939 vor dem Zentralkomitee der Kommunistischen Partei der UdSSR, aus einem Zeitungsausschnitt der „Prawda“, gefunden in den Papieren von Dr. Landoivsky).

„Hier sind die wichtigsten Ereignisse der genannten Periode, in der der neue imperialistische Krieg ausbrach. 1935 führte Italien seinen Angriff auf Äthiopien und dessen Eroberung durch. Im Sommer 1939 intervenierten Deutschland und Italien militärisch in Spanien. Deutschland etablierte sich in Nordspanien und Spanisch-Marokko, Italien in Südspanien und auf den Balearen. 1937 eroberte Japan die Mandschurei, marschierte in Nord- und Zentralchina ein, besetzte Peking, Tianjin und Shanghai und begann, ausländische Konkurrenten aus den besetzten Gebieten zu vertreiben. Anfang 1938 besetzte Japan das Sudetenland in der Tschechoslowakei. Ende 1938 hatte Japan Guangzhou (ehemals Kanton) und Anfang 1939 die Insel Hainan besetzt.“

Auf diese Weise nähert sich der Krieg unbemerkt den Menschen und erfasst mehr als 500 Millionen Menschen, wobei sich sein Wirkungsbereich auf riesige Gebiete ausdehnt, von Tianjin, Shanghai und Kanton über Äthiopien bis nach Gibraltar.

Nach dem ersten imperialistischen Krieg etablierten die Siegermächte, allen voran England, Frankreich und die Vereinigten Staaten, ein neues System der Beziehungen untereinander: die Nachkriegsordnung. Dieses System basierte hauptsächlich auf dem Neun-Mächte-Vertrag in Fernost sowie auf dem Versailler Vertrag und einer Reihe weiterer Verträge in Europa. Der Völkerbund regelte die Beziehungen zwischen den verschiedenen Ländern dieses Systems, das auf einer gemeinsamen Front der Staaten zur kollektiven Verteidigung ihrer Sicherheit beruhte. Doch die drei Aggressoren haben mit dem von ihnen entfesselten neuen imperialistischen Krieg dieses Nachkriegssystem vollständig zerstört. Japan kündigte den Neun-Mächte-Vertrag. Deutschland und Italien brachen den Versailler Vertrag. Um sich davon zu befreien, traten die drei Länder aus dem Völkerbund aus.

Damit ist der neue imperialistische Krieg Realität geworden.

.....

Das entscheidende Merkmal dieses neuen imperialistischen Krieges ist, dass er noch kein allgemeiner Krieg, kein Weltkrieg geworden ist. Die Angreiferländer führen Krieg, indem sie die Interessen der Nichtangreiferländer auf jede erdenkliche Weise schädigen; vor allem die Englands, Frankreichs und der Vereinigten Staaten von Amerika, während letztere nachgeben und den Angreifern Zugeständnis um Zugeständnis machen.

So findet vor unseren Augen eine Aufteilung der Welt und ihrer Einflussphären statt, ganz klar zum Nachteil der Interessen der Nicht-Aggressor-Länder, ohne dass diese Widerstand leisten und sogar mit einer gewissen Herablassung seitens der Letzteren.

Es ist unglaublich, aber es ist eine Tatsache.

Wie lässt sich dieser einseitige und seltsame Charakter dieses neuen imperialistischen Krieges erklären?

Wie konnte es sein, dass Nicht-Aggressor-Länder, die über enorme Möglichkeiten verfügen, ihre Positionen und Verpflichtungen so leichtfertig und widerstandslos aufgegeben haben, um den Aggressoren zu gefallen?

Liegt das an der Schwäche der Nichtangreiferländer? Natürlich nicht!... Die demokratischen Nichtangreiferstaaten sind insgesamt betrachtet sowohl wirtschaftlich als auch militärisch zweifellos stärker als die faschistischen Staaten.

Wie lassen sich dann die systematischen Zugeständnisse dieser Staaten an die Aggressoren erklären?

Diese Tatsache könnte beispielsweise durch ihre Angst vor einer Revolution erklärt werden, die ausbrechen könnte, wenn nicht-aggressive Staaten in den Krieg eintreten und dieser sich zu einem globalen Krieg ausweiten würde. Bürgerliche Politiker wissen natürlich, dass der erste Weltkrieg mit einem Sieg der Revolution in einem der größten Länder endete.

Sie befürchten, dass ein zweiter imperialistischer Krieg der Revolution in einem oder mehreren Ländern ebenfalls zum Sieg verhelfen könnte.

Dies ist jedoch vorerst weder der Hauptgrund noch der einzige. Der Hauptgrund liegt darin, dass die meisten Nichtangreiferstaaten, allen voran England und Frankreich, die Politik der kollektiven Sicherheit, die Politik des kollektiven Widerstands gegen Aggressoren, aufgegeben haben; er liegt im Übergang zu einer Politik der „Nichteinmischung“, zu einer Position der „Neutralität“.

Im Allgemeinen lässt sich die Politik der Nichteinmischung wie folgt zusammenfassen: „Jedes Land soll sich nach eigenem Ermessen und seinen Möglichkeiten gegen Aggressoren verteidigen; wir werden nicht intervenieren und in der Zwischenzeit mit den Aggressoren und ihren Opfern Geschäfte machen.“ In Wirklichkeit bedeutet die Politik der Nichteinmischung jedoch Komplizenschaft mit dem Aggressor beim Ausbruch eines Krieges und folglich bei dessen Eskalation zu einem Weltkrieg. Die Politik der Nichteinmischung offenbart den Willen, die Aggressoren in ihren finsternen Machenschaften nicht zu stören. Zum Beispiel, indem man Japan nicht daran hindert, Krieg gegen China oder, *noch besser, gegen die Sowjetunion zu führen. Indem man Deutschland nicht daran hindert, in europäische Angelegenheiten einzugreifen und gegen die Sowjetunion Krieg zu führen, indem man alle Kriegsparteien in einen Krieg versinken lässt, sie insgeheim anfeuert, sie schwächen und sich gegenseitig zermürben lässt, um dann, wenn sie erschöpft genug sind, mit neuer Kraft wieder aufzustehen und ... natürlich „im Interesse des Friedens“ zu handeln. Sie diktieren den geschwächten Kriegsparteien ihre eigenen Bedingungen!*

Stilvoll und sehr günstig!

Nehmen wir beispielsweise Japan. Es ist bezeichnend, dass vor dem Einmarsch in Nordchina alle einflussreichen französischen und englischen Zeitungen lautstark verkündeten, China sei schwach und wehrlos; Japan könne es mit seiner Armee in zwei bis drei Monaten unterwerfen. Folglich warteten europäische und amerikanische Politiker ab. Als Japan später seine Militäroperationen ausweitete, überließen sie ihm Shanghai, das Zentrum des ausländischen Kapitals in China; sie traten Kanton, das Zentrum des britischen Monopols in Südchina, ab; sie überließen es Hainan; sie erlaubten es, Hongkong einzukreisen. Scheint all dies nicht die Aggression zu fördern? Es war, als wolle man sagen: „Gebt euch noch mehr dem Krieg hin, und wir werden sehen, was passiert.“ Oder nehmen wir Deutschland als Beispiel. *Sie traten Österreich an Japan ab, trotz der vereinbarten Verpflichtung, dessen Unabhängigkeit zu verteidigen; Sie traten ihnen das Sudetenland ab, überließen die Tschechoslowakei ihrem Schicksal, brachen jede Verpflichtung und verbreiteten dann lautstark Lügen über die angebliche „Schwäche der russischen Armee“, den „Zerfall der russischen Luftwaffe“ und die „Unruhen“ in der Sowjetunion, die die Deutschen nach Osten trieben. Sie versprachen ihnen leichte Beute und wiederholten immer wieder: „Es genügt, wenn ihr den Krieg gegen die Bolschewiki beginnt; danach wird alles gut.“ Man muss anerkennen, dass all dies den Aggressor zusätzlich ermutigt.*

Noch aufschlussreicher ist der Lärm, der von einigen Politikern und Vertretern der anglo-französischen und amerikanischen Presse erzeugt wird und der darauf abzielt, die Wut der Sowjetunion gegen Deutschland anzustacheln, die Atmosphäre zu vergiften und ohne erkennbaren Grund einen Flächenbrand mit Deutschland zu provozieren.

.....

Noch aufschlussreicher ist die Tatsache, dass einige Politiker und Journalisten in Europa und den USA, die die Geduld mit der Aussicht auf einen „Feldzug gegen die Sowjetunion“ verloren haben, nun beginnen, sich hinter den Kulissen der Nichteinmischungspolitik aufzulehnen. *Sie erklären offen und unmissverständlich, dass die Deutschen sie bitter enttäuscht haben, weil sie, anstatt weiter nach Osten gegen die Sowjetunion vorzustoßen, sich nach Westen gewandt und die Kolonien fordern und beanspruchen. Man könnte meinen, die Deutschen hätten die Gebiete der Tschechoslowakei als Entschädigung für ihre Bereitschaft zum Krieg gegen die Sowjetunion erhalten und weigerten sich nun, ihre Schulden zu begleichen und ihre Gläubiger zu verärgern.*

.....

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Dies ist der eigentliche Aspekt der Nichteinmischungspolitik, der heute relevant ist. Das ist die politische Situation kapitalistischer Länder.

Ich habe Stalins Rede vom 10. März gelesen. Man hat mir keine Zeitungen gebracht. ein paar Tage lang, wie es oft vorkommt, und jetzt erhalte ich mehrere, bis hin zu der vom 17.

Hitler hat die Tschechoslowakei überfallen. Angesichts dieser Tatsache und Stalins Rede bin ich ratlos. Trifft Rakowskis Prophezeiung etwa noch zu? ... Erlauben die Demokratien Hitler immer noch, sich zu stärken, damit er die UdSSR angreifen kann? ... Stalin verurteilt dies entschieden.

Doch seine Aussage lässt mich skeptisch werden. Angesichts seiner Lügen in den Prozessen muss ich glauben, dass er nie die Wahrheit sagt. Gabriel, der sich völlig frei in der Rolle des Rudolf austobt ... was hat er die letzten Monate getrieben? ... Hat Hitler die Tschechoslowakei nicht mit Stalins Zustimmung und nicht mit dem Einverständnis der Demokratien annektiert? ... Ich neige dazu, diesem Krimileser alles zuzutrauen. Warum denunziert er jetzt die Demokratien als Komplizen der Aggressoren, wenn er das doch schon seit über einem Jahr weiß? ... Ich bin völlig verwirrt. Wie gern würde ich das alles mit Gabriel besprechen.

Die Wahrheit ist wohl, dass ein Krieg unvermeidlich ist. Wird er zwischen Deutschland und der UdSSR stattfinden oder zwischen den Demokratien und Deutschland?

Wird ihr Plan vollständig umgesetzt werden?...

Ob die von Rakowski proklamierte subtile Identität zwischen Finanzkapitalismus und Kommunismus nun zutrifft oder nicht; was aber unmittelbar und sicher erscheint, ist, dass sich ganz Europa selbst verbrennen und zerstören wird.

Ich zittere. In den europäischen Nationen, die sie zerstören wollen, mit all ihrem Elend, Verfall und Laster, könnte ich nicht der versklavte Verbrecher sein, der ich bin. Es wird Verbrecher aller Art geben, die durch Geld zum Verbrechen verführt werden; aber niemand wird gezwungen sein, unter der Androhung der Ausrottung, zusammen mit seiner Frau und seinen Kindern, die Qualen der Hölle zu erleiden, zu morden.

Ich möchte die Weltkatastrophe aus einer so konkreten, persönlichen Perspektive sehen; denn in mir quält mich vor allem die ständige Frage, die mich Stunde um Stunde erdrückt: Wird dieser schreckliche Krieg, der droht, mir meine Frau und meine Kinder zurückbringen?... Denn, schon wahnsinnig vor Wut, schreie ich: Wenn ja, gesegneter Krieg!

1. Mai 1939

Als ich am Fenster des Laborraums stehe und die Flugzeuge beobachte, die kommen und gehen, ihre Motoren durch die Luft donnern, legt sich eine Hand auf meine Schulter. Es ist Gabriel ... es ist Gabriel, aber er wirkt wie ein anderer Mensch. Er begrüßt mich herzlich. Ich kann den Blick nicht von ihm abwenden. Sein ernster, gequälter Ausdruck erinnert mich an die Momente nach Lydias Selbstmord. Es ist nicht mehr dasselbe; damals war er voller Wut, einer brodelnden Raserei, einem unstillbaren Durst nach Mord. Jetzt ist da kein Schmerz; Schmerz, ja, aber gebändigt, zäh; er scheint ewig dauern zu können. Ich sehe ihn an, unfähig, etwas zu sagen. Fragen wollen mir über die Lippen kommen, aber die Angst überwältigt mich, und ich wage es nicht. Er ist den ganzen Tag hier. Wir haben beide Mahlzeiten zusammen gegessen, aber er spricht nur mit mir, wenn es unbedingt nötig ist. Er hat kaum etwas gegessen, und mir fällt auf, dass er sehr häufig geistige Aussetzer hat.

Gabriel reiste am zweiten ab. Am fünften kehrte er zurück. Er sieht unverändert aus. Ich kann den Grund für seinen Schmerz und seine Tragödie nicht erraten. Denn etwas Unermessliches quält ihn. Ich kann es erraten; niemand wie ich wird jemals in der Lage sein, das Gesicht dieses Mannes zu lesen. Nicht umsonst habe ich fast drei Jahre lang jede seiner Gesten mit der Angst eines zum Tode Verurteilten studiert und wollte wissen, ob er begnadigt wurde.

Völlig unerwartet teilte er mir mit, dass Litwinow in der Kommission für auswärtige Angelegenheiten durch Molotow ersetzt wurde.

"Ist das Krieg?", frage ich, außer mir vor Aufregung.

-Ja.

—Unter welchen Nationen habt ihr triumphiert?

—Bis heute habe ich gesiegt... wenn Ihnen das gefällt. Stalin hat gesiegt.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

—Teilung Polens?

—Es ist vereinbart.

Und „die“?... – Bisher haben sie Wort gehalten. Polens Unabhängigkeit wurde von England und Frankreich garantiert... seit der Annexion der Tschechoslowakei.

—Verpflichtet die Garantie sie gegenüber jedem Angreifer?...

—Ja, natürlich; da gibt es keinen Unterschied.

—In diesem Fall ist es noch zu früh, um mit Sicherheit zu sagen, dass sie die beiden Angreifer nicht angreifen werden. „Sie“ werden jederzeit frei sein.

—Theoretisch ja. Praktisch nein.

Auf diese Weise?...

—Frankreich und England sind Hitler gegenüber derzeit militärisch sowohl zu Lande als auch in der Luft unterlegen. Das ist uns wohl bewusst.

—Ist es möglich?...

Es ist wahr, dass die nachweislich erfolgte Abrüstung Frankreichs und Englands die eigentliche Garantie war, die uns dazu brachte, Hitlers Zustimmung zur Teilung Polens zuzustimmen. Sie werden verstehen, dass ein Angriff nicht auf bloßen Worten beruht.

—Ist ihr Mangel an militärischer Ausbildung wirklich so gravierend?

So sehr, dass, wenn jemand in der UdSSR auch nur die Hälfte der mangelnden Vorbereitung verantwortet hätte, er in der Lubjanka längst erschossen worden wäre ... aber nicht dort; die Schuldigen herrschen, sie genießen alle Ehren und Reichtümer. Es ist unfassbar, das mit anzusehen. Die allgemeine französisch-britische Abrüstung, so behaupten „die da oben“, sei auf den alten Plan zurückzuführen, Hitler zu einem Angriff auf die Sowjetunion zu bewegen. Mit bewaffneten Frankreichs und Englands hätte er es niemals gewagt, die Angriffsbasen – Österreich, die Tschechoslowakei, Memel – einzunehmen, geschweige denn die UdSSR anzugreifen. So größtenteils sinnlos Hitler auch gewesen sein mag, er hätte keine anständige französisch-britische Armee im Hinterland zurückgelassen.

—Aber jetzt...

Die gegen Stalin geschaffene Lage wendet sich nun zu seinen Gunsten. Ja, wie vereinbart, werden wir Polen angreifen; es gibt keine Koalition, die in der Lage wäre, Krieg gegen die Sowjetunion und das Reich zu führen.

—Nicht einmal, wenn Amerika beitrifft?...

—Es ist außerdem entwapfnet. Die Vereinigten Staaten sind noch Jahre entfernt.

Insgesamt mag es sich um ein Dilemma handeln, aber beide Bedingungen müssen für uns günstig sein.

—Welche?...

Ob der Einmarsch in Polen einen allgemeinen Krieg auslöst oder nicht. Im Falle eines allgemeinen Krieges können die Demokratien nicht beide Aggressoren angreifen, da ein Angriff auf nur einen militärisch absurd wäre; greifen sie an, müssen sie sich entscheiden, und die Geografie gebietet, Hitler anzugreifen; dies gilt selbst dann, wenn man die von Rakowski erwähnten „Unwägbarkeiten“ außer Acht lässt. Eine andere Möglichkeit: Sie wagen es nicht, einen von beiden anzugreifen. In diesem Fall, so werden Sie verstehen, ist die Lage auch für uns günstig. Die Hälfte von Polen, Litauen, Estland und Lettland ist im Verhältnis zum Risiko viel zu groß.

—Die drei baltischen Staaten auch?...

Das ist selbstverständlich. Der Pakt wurde auf Augenhöhe ausgehandelt. Die Sowjetunion muss für das, was Deutschland bereits genommen hat, angemessen entschädigt werden. Die drei baltischen Staaten sind zwar nicht mit der Tschechoslowakei und Österreich gleichzusetzen, aber Bessarabien dient als Ausgleich.

—Findest du nicht, dass das alles ein bisschen zu perfekt ist?... Möchtest du mir, wenn möglich, deine persönliche Meinung dazu mitteilen?

—Ich glaube, wie Hitler, dass es vorerst keinen allgemeinen Krieg geben wird.

—In diesem Fall: Spaltung und *Frieden*...

—Selbstverständlich mit Ausnahme eines Falles, den wir hier nicht berücksichtigen.

- Welche ?

—Dass die Demokratien uns täuschen und dass unser Pakt mit Hitler von ihnen manipuliert wurde.

—Wie konnte das sein?...

—Zu einfach: Stalin glaubte, er greife Polen gemeinsam mit Deutschland an, und war überrascht, von Polen und Deutschland angegriffen zu werden.

—Halten Sie das für möglich?

—Alles ist möglich... Wer kann in diesem Moment glauben, dass Stalin und Hitler Verbündete sind?... Wenn Faschismus und Kommunismus sich vereinen können, warum sollte dann eine Vereinigung zweier Kapitalismen unmöglich sein?... Innerhalb der gegenwärtigen politischen Logik erscheint die Vereinigung der Bourgeoisie viel natürlicher.

—Und es gibt keinen Schutz vor einer solchen Gefahr?...

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

—Ja, die Entscheidung steht bereits fest: Hitler muss zuerst angreifen.

—Und er akzeptiert es?...

—Das ist natürlich. Es rührt daher, dass er nicht an einen allgemeinen Krieg glaubt. Deshalb verschafft ihm ein Erstschlag, selbst wenn er brutaler ist, einen Vorteil und eine Garantie ... gegenüber seinem Verbündeten Stalin. Einen Vorteil bei der Mobilisierung und dem Vorrücken seiner Linien, falls Stalin ihn angreifen sollte.

-Verstehst du?...

—Ja; und es herrscht großes Vertrauen zwischen den Verbündeten...

—Die Diplomatie ist vergeudet... Aber Sie werden mir zustimmen, dass, wenn der Rakowski-Plan zu Ende geführt wird und die europäischen Nationen sich gegenseitig vernichten, Stalin aber trotz seiner fünffachen Aggression – es sind doch fünffach, oder? – in Frieden lebt, die Existenz und das Ende „der Anderen“ offensichtlich werden... Wer könnte zu einer solch kolossalen Leistung fähig sein?... Wir werden das Ende sehen... In der Zwischenzeit ist es am besten, keine Vorhersagen zu treffen.

—Das Einzige, was ich nicht ganz verstehe, ist, was „sie“ davon haben, zumindest unmittelbar... Hast du auch keine Ahnung?

—Etwas, ja: „Sie“ hoffen, wie Stalin, dass der europäische Krieg, der, wie die Erfahrung lehrt, bis zur Vernichtung geführt wird, den Triumph der kommunistischen Revolution im Westen herbeiführen wird...

—Also, Stalin wird die Grenzen der UdSSR erweitern... wie weit?... Bis zum Rhein, bis zur Seine oder bis nach Gibraltar?

Offiziell ja ... aber ich vermute, es steckt weniger Altruismus dahinter. Wenn wir in der UdSSR den Trozismus, also den dem Finanzwesen gehorchenden Kommunismus, enthauptet haben, und in Europa angesichts solch ungeheuren Gemetzels und Umwälzungen, hoffen sie, ihre Galionsfiguren an die Spitze der neuen kommunistischen Republiken zu setzen, die, in die UdSSR und die Komintern integriert, als „Trojanisches Pferd“ dienen sollen ... ihr Traum! ... um erneut die Macht in der UdSSR zu ergreifen.

—Und neue Prozesse, neue Säuberungen...

Natürlich... aber es gibt noch eine andere Hypothese. Angesichts all dessen, was sich abzuzeichnen scheint, frage ich mich wirklich: Gibt es unter „ihnen“ nicht immer noch einen völlig unbekannten Mann an der Spitze, den sie für Stalins potenziellen Nachfolger halten? ... Stalin ist sterblich. Auch wenn ein Attentat unwahrscheinlich ist und „ihnen“ es mit derselben Hartnäckigkeit wie zuvor versuchen müssen, ist es doch möglich; wahrscheinlicher ist aber, dass er eines natürlichen Todes stirbt. Er ist noch nicht sehr alt, aber sein Ende wird kommen... Warten „ihnen“ mit einem geheimen „Zarewitsch“ auf diesen Moment? Wie Sie sehen, sind das echte Probleme, die die ungeteilte Aufmerksamkeit von Genosse Beria verdienen...

Ich konnte von Gabriel keine weitere Erklärung erhalten.

Ich dachte mit Entsetzen an die Kälte und die teuflische Intelligenz, die eingesetzt wurden, um den Krieg zu provozieren und dieses große Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu begehen. Und ich fragte mich: Wie erschienen mir die Schrecken der Lubjanka im Vergleich zu einem solchen Verbrechen?

Kinder haben Spaß daran, Verbrecher und Mörder zu spielen...

ENDE

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Epilog

Hier enden die Memoiren von Dr. José Landowsky. Was folgt, sind viele unleserliche Seiten, ohne Ordnung oder Sinn, in denen die Namen seiner Frau, seiner Töchter und seines Sohnes tausendfach wiederholt werden.

Er muss nach dem Lesen des folgenden Briefes den Verstand verloren haben:

-oooooooo-

Mein lieber Freund,

ich habe soeben gelesen, was Sie geschrieben haben. Aber fürchten Sie sich nicht, Doktor. Ihre Liebe zu Ihrer Frau und Ihren Kindern ist etwas ganz Großes und Schönes. Glauben Sie mir, sie hat mich tief berührt. Mein Herz, das ich für gefühllos hielt, schlägt nun in andächtiger Harmonie mit Ihrem.

Bevor ich gehe, möchte ich Ihnen etwas mitgeben. Ich sehe, wie Sie stundenlang von den unerbittlichen Anklagen Ihres Gewissens gequält werden. Sie halten sich für einen elenden Mörder, der vor Gott und den Menschen keine Vergebung verdient. Nein, Doktor. Sie sind kein verdamnter Verbrecher. Unwissentlich waren Sie ein Mann, der gegen die Mächte des Bösen gekämpft hat.

Er sah viel und ahnte vieles; aber er erahnte nie, wer du wirklich warst, weil er nicht imstande war, sich vorzustellen, wer ich bin...

Erinnerst du dich an das, was ich dir in jener Nacht in Paris erzählte; an all das, was du für Lügen und Beweise gehalten hast? Erinnerst du dich?... Nun, es war alles wahr. Meine Wut, als du meinen Plan vereitelt und mich noch immer mit der Kette meiner Mutter an die Galeere der Terror gefesselt zurückgelassen hast, trieb mich dazu, dich zu töten. Ich gestehe dir dies und bitte dich um Vergebung, so wie ich dir später vergeben habe, da wir beide derselben Liebe verfallen waren.

Du warst kein Mörder. Ich schulde dir diese Erklärung. Wenn du immer glaubtest, etwas Falsches zu tun, lag es daran, dass du den wahren Zweck meines Befehls nicht kanntest. Hätte ich dir Motiv und Konsequenz erklären können, hättest du genauso gehandelt. Du warst mein Kamerad im wildesten und kühnsten Kampf eines Mannes, der es allein mit der Hölle aufnehmen konnte.

Ja, mein Freund. Sie haben mich in einen Dämon verwandelt. Sie haben Gott, Liebe, Gewissen und Vaterland in mir getötet ... doch als sie meine Mutter in diese Hölle zerrten, rebellierte der Dämon, den sie aus mir gemacht hatten, mit satanischem, grenzenlosem Hass gegen alle ... Im internen Machtkampf der Partei fand ich eine wunderbare Gelegenheit für meine unersättliche Rache. Wie ich sie gefoltert habe! ... Wie ich sie ermordet habe! ... Wie ich sie gegeneinander aufgehetzt habe! ... Doch in dieser Welt des Bösen sind Mord, Grausamkeit und kriminelle Intelligenz die größten Verdienste, um die höchsten Gipfel der Macht zu erklimmen. Und ich habe sie erklommen. Da Stalin in mir keinen Ehrgeiz für eine Hierarchie sah, hielt er mich für einen Mystiker, der seiner unerbittlichen „Göttlichkeit“ verfallen war ... Und ich war derjenige, den du manchmal gesehen hast ... Stell dir mich immer gleich vor, Tag für Tag, Jahr für Jahr ...

*Anfangs war meine Rache nur Sport, Vergnügen, Freude..., aber als ich den Berg hinaufstieg
Schwindelerregende Gipfel des Grauens, blinder Hass wurde zu klarer Dialektik: satanisch.*

Meine klare Denkweise erlaubte mir zu erkennen, dass die vergöttlichten kommunistischen Führer keine Götter waren. Das Geheimnis ihrer Stärke und der Schlüssel zu ihren Triumphen war Hass, ein unendlicher Hass auf alles, der, da er unendlich war, jeden Kommunisten jeden anderen hassen ließ. Mein Aktionsplan basierte auf dieser fundamentalen Wahrheit. Ich nutzte den Hass und die Wildheit der Kommunisten aus, damit sie sich gegenseitig vernichteten. Dieser erbitterte Kampf unter Marxisten muss dem Wesen des Kommunismus innewohnen... Er war bereits im Gange, als die Internationale gegründet wurde (Bakunin-Marx), und sie roten sich weiterhin gnadenlos aus, mit unstillbarem Blutdurst.

*„Böses ist böse um des Bösen willen“, hast du mir einmal gesagt. Es stimmt. Ich leugne es nicht, ich habe
Er war ein Verbrecher..., ein Mörder von Mördern.*

*Ich träumte davon, der größte Attentäter zu werden, indem ich den ultimativen Attentäter ermordete: Stalin.
Aber „sie“ sind die Urheber aller Revolutionen und aller Kriege. Ohne „sie“ gäbe es diesen Schrecken des Kommunismus heute nicht. Ohne „sie“ würde die Menschheit heute nicht in ein planetarisches Gemetzel, in Krieg und permanente Revolution, in eine neue, universelle Flut des Feuers gestürzt.*

*Ja, Doktor, darauf haben Stalin und Roosevelt sich geeinigt... Wird ihr Plan Erfolg haben?
Bis heute, ja.*

Es scheint, als ob „Sie“ nicht länger von einem Durst nach absoluter Macht über alles getrieben werden.

José Landowsky --- „Symphonie in Rot-Dur“

Die Menschen der Erde, aber ein satanischer Plan zur Zerstörung der Schöpfung...

Ich will es, ich muss es verhindern, selbst wenn ich dabei mein Leben verliere. Ich werde den Männern, die für das von „ihnen“ zum Untergang verurteilte Europa verantwortlich sind, den Plan Roosevelts und Stalins offenbaren... Diese Männer haben noch die Chance, ihre Heimatländer zu retten. Sollen Hitler und Stalin sich doch gegenseitig vernichten... sollen sie ihr Volk nicht in einem sinnlosen Massaker verbrennen, nur um von Stalin oder von „ihnen“ versklavt zu werden...

Ja, ich weiß, wie viel Dummheit und Korruption im verurteilten Europa herrscht... aber die Der Terror herrscht dort noch nicht, das Christentum existiert noch: Liebe ist noch möglich.

Wenn Dummheit, im Bündnis mit dem Verrat so vieler, die Nationen der Christenheit dazu bringt, sich gegenseitig zu vernichten – so absurd dieser Widerspruch auch erscheinen mag –, dann liegt die einzige Hoffnung der Überlebenden in Stalins Fortbestand. Stalins Fortbestand garantiert die Spaltung der Mächte des Bösen, ihr Gleichgewicht und ihre Neutralisierung, ihre Eindämmung, endlich ... und ihre Selbstzerstörung. Es war zweifellos ein Wunder, dass Sie mich daran gehindert haben, Stalin zu töten. Solange er lebt, wird es eine Spaltung unter den Mächten des Bösen geben ... „Und jedes Reich, das gegen sich selbst gespalten ist, wird untergehen“, wie er sagte. Glauben Sie mir, es schmerzt mich sehr, Sie hier zurückzulassen; wenn nötig und wenn ich kann, werde ich zurückkehren, um Sie zu holen. Jetzt ist es unmöglich. Sie sind der einzige Mensch, der mir in der UdSSR etwas bedeutet.

Lydia, die große Leidenschaft meines Lebens, zerstörte sich selbst, im Glauben, sie habe sich dem Moloch des Kommunismus geopfert. Und ihr Tod beweist mir, dass Liebe in dieser Hölle unmöglich ist.

Meine Mutter ist vor wenigen Tagen ebenfalls gestorben. Gott hat meine Heilige belohnt, indem er sie in Unwissenheit sterben ließ. Als ich ihr mit Küssen die Augen schloss, spürte ich ihren ewigen Blick auf mir. Sie wird mich immer so sehen, wie ich wirklich bin. Ich habe vor Gott und vor ihr geschworen, dass sie sich ihres Sohnes nie wieder schämen wird.

Und genau das ist der Grund, warum ich dir diesen Brief schreibe, mein Freund. Ich wollte nicht, dass du dich vor deiner Frau und deinen Kindern schämst, die dich schon lange so kennen, wie du wirklich bist... Nur Mut, mein Freund!... Deine Frau und deine Kinder wurden auf Yagodas Befehl hin ermordet, als er dich umbringen ließ. Möge Gott dir Kraft geben und dir gnädig sein. Ich weiß nicht, was ich sagen soll, um dich in deinem unermesslichen Schmerz zu trösten.

Auf Wiedersehen, Doktor. Ich hinterlasse Ihnen Ressourcen, Geld und Schlüssel, falls es zum Krieg kommt und Sie sie brauchen. Er wird fliehen. Wenn er sich befreit, werde ich ihn finden.

Sei getröstet. Für dich ist diese „Symphonie in Rot-Dur“ nun zu Ende.

Leb wohl, Doktor; Leb wohl für immer oder bis zur Freiheit. Dein Freund wünscht dir Mut und Ergebung.

GABRIEL.

WARNUNG

Dies ist die schmerzhafteste Übersetzung einiger Notizbücher, die auf der Leiche von Landowsky, in einer *Isba* an der Leningrader Front, von dem spanischen Freiwilligen AI

Er brachte sie uns. Ihre Rekonstruktion und Übersetzung gestalteten sich angesichts des Zustands der Manuskripte langsam und mühsam. Es dauerte Jahre. Wir zögerten noch länger, sie zu veröffentlichen. Seine Offenbarungen über das Ende waren so erstaunlich und unglaublich, dass wir uns niemals zur Veröffentlichung dieser Memoiren entschlossen hätten, hätten die damaligen Ereignisse und Umstände ihnen nicht ihre volle Authentizität verliehen.

Bevor diese Memoiren das Licht der Welt erblickten, bereiteten wir uns auf die Bewährungsprobe und die Kontroverse vor.

Wir persönlich bürgen für die absolute Richtigkeit Ihrer wichtigsten Fakten.

Wir werden sehen, ob jemand sie mit Beweisen oder Argumenten widerlegen kann...

Wir warten.

Der Übersetzer,
MAURICIO CARLAVILLA

INDEX

HINGABE	5
I. – Sie klopfen an meine Tür. II. – Im	7
KKWD-Labor	20
III. – Dr. Levin, Wissenschaftler der Folter IV. –	23
Ein als „natürlicher“ Tod getarnter Mord	33
V. – „René Duval“, Mein charmanter Chef VI. –	51
Moskau-Warschau-Berlin VII. – Paris-	56
Sowjetische Botschaft VIII. – Mein	64
Vernichtungengel IX. – Ich, der Spitzel	75
X. – Generalprobe XI. – Mein	103
Attentatsversuch XII. – Die	109
Detektiv-Attentäter XIII.	126
– Madrid XIV. – Die malerischen	130
spanischen	142
Revolutionäre XV. – Das rätselhafte Duell Kilinov-Duval XVI. – Der	154
Trotzkismus offenbart sich XVII. – Herr Goldschmied	165
XVIII. – Der Tod von René Duval XIX. – Ein	191
außergewöhnlicher Attentäter	199
XX. – Ein Muttermordgedicht XXL. – Iechows	205
Leibarzt XXII. – Eine Geheimwaffe XXIII.	215
– Ein ungewöhnliches Verhör XXIV. –	219
Die Entführung des Marschalls	223
	231
	235
	246
XXV.—Folter XXVI.	258
—Geständnis XXVII—	263
Tschekistenhypothesen XXVIII.—Zwei	276
Briefe	282
XXIX.—Die seltsame Frau XXX.—Das	296
Ende eines Marschalls XXXI.—Streit	305
XXXII.—Auf der Flucht nach	313
Paris XXXIII.—Ein Verräter in	334
Gefahr XXXIV.—Millers Entführung XXXV.	330
—Nach Spanien XXXVI.—	341
Tragödie auf See	350
XXXVII.—General Miller und ich XXXVIII.	335
—Iagoda, gebrochen XXXIX.—Männer?	370
	380
	402
XL.—Röntgenbild der Revolution Bericht XI/I.—	415
Neue	421
Behandlung für Lekhov Ende	465
	485
WARNUNG	486